

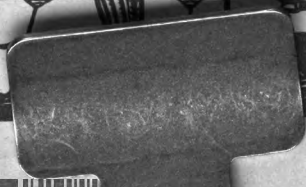
WILS  
CLS  
PT1337  
.B53x  
1909  
bd.12

# BIBLIOTHEK DER ERHALTUNG UND DES WISSENS



n Cities Campus

# Bücher-Sammlung



**Ankündigungen** aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



## Dr. Theinhardt's 16sl. Kindernahrung.

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in gesunden und kranken Tagen. In vielen Ärztfamilien, Säuglingsmilkbüchsen, Krankenhäusern u. s. w. seit über 20 Jahren beständig im Gebrauche.

Preis der  $\frac{1}{2}$  Büchse M. 1.90,  $\frac{1}{4}$  Büchse M. 1.20.

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. S. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen gratis erhältliche Broschüre: „Der jungen Mutter gewidmet“, welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblingen enthält.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.



## Hygiama in Pulverform.

Wohlgeschmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes Frühstück- und Abendgetränk für Gesunde und Kranke jeden Alters. Von ersten Ärzten seit 20 Jahren als vorzüglichste Bereicherung der Krankenkost geschätzt.

Preis der  $\frac{1}{2}$  Büchse M. 2.50,  $\frac{1}{4}$  Büchse M. 1.60.

## Neu! Hygiama-Tabletten. Neu!

Zum Essen wie Schokolade, aber, infolge des ca. 6fach höheren Gehaltes an blutbildenden Nährstoffen, bedeutend nahrhafter als die beste Schokolade.

Für Sportstrebende, Theaterbesucher und alle diejenigen, welche nicht regelmäßig zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz besonderem Wert.

Preis einer Schachtel M. 1.—.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. S. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in Apotheken und Drogerien gratis erhältliche Broschüre

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen“.

# Bildschön

ist ein zartes reines **Gesicht**, rosiges jugendfr. **Aussehen**, weiße sammetweiche **Haut** und blendenschöner **Teint**. Alles dies erzeugt die echte

**Steckenpferd-  
Lilienmilch-  
Seife** v. Bergmann & Co  
Radebeul.

à Stück 50 Pfg. in allen Apotheken,  
Drogen-, Parfümerie- und Seifen-  
Geschäften zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

**Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes.** Nebst einem  
Anhang: Über künstliche Zähne. Von Dr. Wilhelm Hüerfen senior. Dreizehnte  
Auflage. Mit vier Einschalttafeln. Broschiert M. 2.—, elegant gebunden M. 2.50.  
— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

Bibliothek der  
Unterhaltung  
und des Wissens





Zu der Humoreske „Die Sklavin“ von Friedrich Thieme. (S. 96)  
Originalzeichnung von E. Klein.

# **B**ibliothek der □ Unterhaltung und des Wissens

---

---

Mit Original-Beiträgen der  
hervorragendsten Schriftsteller  
==== und Gelehrten ====  
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1909. Zwölfter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der  
Union Deutsche  
Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart

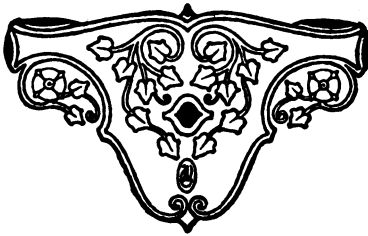




## Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Richtet nicht! Roman von Artur Windler-Lannen- berg (Fortsetzung) . . . . .	5
Die Sklavin. Humoreske von Friedrich Thieme . . . . .	79
Mit Bildern von E. Klein.	
Der Kampf um das „blaue Band“ des Ozeans. Von L. Brentendorff . . . . .	99
Mit 10 Bildern.	
Die Pflicht. Novelle von Walter Bloem . . . . .	117
König Karl und seine Rumänen. Von Kurt Lesdorff . . . . .	146
Mit 9 Bildern.	
Der unverheiratete Buchhalter. Novелlette von F. Clemens . . . . .	165
Die italienischen Schlachtfelder von 1859. Von W. Hörstel . . . . .	191
Mit 7 Bildern.	
<b>Mannigfaltiges:</b>	
Luftdroschke Nummer 5599 . . . . .	208
Neue Erfindungen:	
I. Hygienischer Anfeuchter „Hygrodur“ . . . . .	214
Mit Bild.	
II. Neue Servierplatte „System Mathis“ mit Wasserauffangbehälter . . . . .	215
Mit Bild.	
Die Jungferntrede Kaiser Friedrichs . . . . .	216
Die Stoßwellen der Seebeben . . . . .	217
Ein unwillkommener Albumvers . . . . .	220
Unehrlieh und ehrlich gemacht . . . . .	221

	Seite
Eine härtige Schönheit . . . . .	222
Mit Bild.	
Das Grab im Frühjahr und Sommer . . . . .	224
Bedenkliche Träume . . . . .	227
Künstlereifer . . . . .	228
Die Schmeißfliege als Athlet . . . . .	229
Mit 2 Bildern.	
Eine Spargelgeschichte . . . . .	232
Vom Vogelzug . . . . .	233
Ein neues Geschire . . . . .	234
Entflohene Liebespaare als Entdecker . . . . .	235
Ein gutes Mittel . . . . .	237
Das höchste Decimal . . . . .	238
Mit Bild.	
Die klugen Stadtväter . . . . .	239
Eine unheimliche Eidesformel . . . . .	239
Auch ein Grund . . . . .	240





# Richtet nicht!

Roman von Artur Windler-Tannenbergl.

(Fortsetzung.)

□ □

(Nachdruck verboten.)

## Viertes Kapitel.

**I**n diesem Nachmittage saß im städtischen Krankenhaus eine junge Pflegerin, die das blauweißgestreifte Kostüm reizend kleidete, am Lager eines Kranken, für den wohlhabende Verwandte die ziemlich erheblichen Kosten trugen.

Die warme Maiensonne hatte auch bei dem jungen Manne erweckend und belebend gewirkt. Er war vor vielen Monaten mit einem Schädelbruche eingeliefert worden, und sein Zustand galt damals für hoffnungslos. Sanitätsrat Schottmüller wiegte höchst bedenklich sein blankes, haarloses Haupt, und Doktor Grosse, der junge Assistent, erklärte rund heraus: „Erlebt den Morgen nicht mehr.“

Damals war Schwester Sophie noch nicht in der Anstalt gewesen. Sie zählte zu den Neueingetretenen und versah erst Wachen bei sichereren Rekonvaleszenten.

Das machte sie begreiflicherweise sehr beliebt. An weissen Bett sie sich setzte, der durfte sich als Genesenden betrachten. Auch Ludwig Barchfeld gehörte seit gestern zu diesen Beglückten. Er hatte, aller wissenschaftlichen Vorausbestimmung entgegen, sich durchgerungen, die klaffende Schädelwunde, die er sich bei einem Sturz von der Treppe zugezogen hatte, war geheilt, und nur

eines bedrückte ihn noch, ein unheimliches Erlöschen seines Gedächtnisses für die jüngste Vergangenheit.

Er saß im Bett aufrecht und ließ den Blick auf die im ersten Grün prangenden Baumwipfel schweifen, die, sich sanft wiegend und neigend, im Sonnenlicht auf und nieder tanzten.

„Schwester Sophie!“

„Herr Barchfeld?“

„Sie haben meine Pflege erst seit wenigen Tagen übernommen?“

„Seit einer Woche mit Schwester Klara zusammen, seit gestern allein.“

„Aber in dieser Abteilung waren Sie stets?“

„Seit meinem Eintritt.“

„Und da ist niemand gekommen, der nach mir gefragt hätte?“

„Nein, Herr Barchfeld. Schwester Klara erzählte mir, daß im Anfange Ihrer Krankheit eine Dame erschienen sei, eine alte, liebe Dame, die von Ihnen als ihrem Neffen sprach, und daß dann allmonatlich aus Berlin das Pflegegeld erster Klasse einlief.“

Barchfeld sah auf seine langen, schmalen Finger, die auf der Decke lagen. „Und sonst niemand!“ murmelte er. „Ach, Schwester Sophie, es ist furchtbar, vergessen zu sein, aber doch noch furchtbarer, selbst vergessen zu haben. Da sehnen sich die törichtesten Menschen nach Vergessenheit, und wer sie hat, ist der unglücklichste von allen.“

„So müssen Sie nicht reden, Herr Barchfeld! Ihre Verletzung war so schwer, daß kein Arzt an Ihre Rettung glaubte, und Sie haben's nun doch ausgehalten. Jetzt ist Ihnen etwas leer im Kopfe, aber auch die Erinnerung wird wiederkommen.“

Barchfeld lächelte wehmütig. „Etwas leer im Kopfe

— Schwester Sophie, das ist niedlich ausgedrückt. Dumm, wirr, müde und verödet ist's. O, das ist ein böser Zustand! Und ob er sich jemals ändert?"

„Der Sanitätsrat hält das für sicher. Eine einzige starke Anregung, meint er, könne das erloschene Bewußtsein wieder lebendig machen.“

Barchfeld schloß die Augen und lehnte sich in die weißen Kissen zurück. Eine einzige starke Anregung also, dachte er. Von wem sollte die kommen, da sich niemand um ihn kümmerte? Und er begann zu grübeln, wie er es seit zwei Tagen unablässig tat, Stunde um Stunde, Tag um Tag, soweit er es vermochte, zurückzuzinnen. Aber plötzlich verlor sich alles Suchen ins Leere, ins Nichts.

Schwester Sophie war leise von ihrem Stuhl am Lager aufgestanden. Es hatte an der Tür des Zimmers gepocht. Als sie öffnete, stand der Pförtner vor ihr.

„Eine Frau Mühring,“ sagte er, „hat diesen Brief abgegeben; er sei vor einer Stunde ihr zugestellt worden und soll sehr eilig sein.“

Barchfeld hatte aufgehört. Er faßte mit beiden Händen nach der hohen, von dunklem, geträufeltem Haar umrahmten Stirn.

„Frau Mühring — Frau Mühring,“ rief er, „Parkstraße 11. Dort habe ich gewohnt!“

Schwester Sophie schloß die Tür und hielt ihm den Brief hin. „Sehen Sie, Herr Barchfeld, so kommt das Gedächtnis schon wieder. Es kommt — es kommt!“

Nun lächelte auch Barchfeld. „Und ein Brief an mich?“ Er nahm das Schreiben, und beim Erblicken der Handschrift sagte er, wie sich selbst befehlend: „Noch nicht öffnen! Erst zu raten versuchen, von wem!“

So hielt er den Brief in der Hand und sann, aber kein Erinnern wachte auf, und seufzend zerriß er die Hülle.

Da aber, als er einen Blick auf die Unterschrift geworfen hatte, fuhr er empor, und als er den Text las, schrie er in wildem Erschrecken auf: „Franz — Franz! Wie ist das möglich?“

Dann war er zurückgefallen. Seine Augen blickten starr, seine Arme streckten sich, die Fäuste waren geballt, und während aus dem Gesicht alle menschliche Farbe wich, schüttelten furchtbare Zuckungen den ganzen Körper.

Das war Epilepsie. So viel wußte auch die entsetzte Pflegerin. Hier wagte sie nicht allein zuzugreifen. Aufschreiend stürzte sie in den Hauptsaal, und bald erschienen mehrere Schwestern.

„Schwester Brigitte, rufen Sie den Herrn Doktor!“ befahl Schwester Klara, und eine jüngere Pflegerin stürmte davon.

Assistenzarzt Doktor Grosse erschien und traf seine Maßregeln. Als sie zu wirken begannen, und der Krampf sich löste, wandte er sich fragend an die aufsichtführende Pflegerin: „Wie ist das gekommen, Schwester Klara?“

„Schwester Sophie rief uns erst, als der Anfall schon ausgebrochen war. Aber hier ist ein Brief.“

Sie nahm das zerknüllte Papier aus der sich allmählich lösenden Faust des Kranken und reichte es dem Arzte.

„Wie durfte ihm das gegeben werden ohne Vorfrage?“ forschte ernstlich entrüstet der junge Arzt. „Wenn das der Herr Sanitätsrat erfährt, gibt es ein Donnerwetter — und mit vollem Recht. Das konnte des Patienten Tod sein.“

Bebend trat Schwester Sophie vor. „Ich hatte den Dienst,“ sagte sie. „Der Pförtner brachte den Brief und sagte, es sei eilig. Was er enthält, weiß ich nicht.“

„Es ist gut,“ gab Doktor Grosse kurz zurück. „Sie sind noch neu im Pflegedienst — und dann die gewünschten Vergünstigungen für die Patienten erster Klasse, da meinte der Pförtner auch wieder etwas Besonderes tun zu dürfen.“

Er steckte den Brief zu sich. Barchfeld rührte sich, Schwester Klara reichte ihm Wasser.

„Jetzt lassen Sie mich mit dem Kranken allein,“ befahl der Arzt.

Müde und scheu blickte der ganz erschöpfte Patient um sich. „Sie sind's, Herr Doktor?“ flüsterte er fragend.

„Jawohl, Herr Barchfeld, ich bin bei Ihnen. Halten Sie sich nur ruhig, ganz ruhig. — Es war wieder ein Anfall, seit zwei Monaten der erste, aber ein arger.“

„Ein Anfall!“ Der Kranke ließ die Lider wieder sinken. Plötzlich aber schlug er sie auf, und es fladerte unruhig in den Augen. „Herr Doktor, mein Brief, wo ist der Brief?“

„Ruhig, Herr Barchfeld!“

„Wo ist der Brief, wer hat den Brief?“

„Ich habe ihn, Herr Barchfeld, man hätte ihn Ihnen gar nicht geben dürfen.“

„Er ist von Franz! Was ist mit Franz geschehen? Was ist mit Franz Rahnisch geschehen?“ schrie er gellend und richtete sich auf.

Vergebens bemühte sich der Arzt, den Kranken niederzuhalten, kein Zuspruch, kein Befehl und schließlich auch kein zwangweises Anfassen halfen.

„Lieber Herr Barchfeld, regen Sie sich doch nicht auf!“ drängte Doktor Grosse. „Ich bin für Ihr Leben verantwortlich, ein neuer Anfall könnte es gefähr-

den, und jede Aufregung kann diesen Anfall herbeiführen.“

Da wurde der Ungebuldige auf einmal still, unheimlich still.

„Sterben,“ sagte er dann, „nein, sterben darf ich nicht, in diesem Augenblick nicht! Sehen Sie, Herr Doktor, wie ruhig ich bin. Aber mein Gedächtnis kehrt wieder. Gott sei Dank, ich werde es brauchen!“

Er legte sich zurück und faltete die Hände.

Nach einer Pause sagte er: „Barmherziger Gott — eine Stunde klaren Denkens!“

Der Arzt blieb still am Bett sitzen, einen Augenblick war alles ruhig; nur die schwebenden Baumwipfel, welche am Fenster schwankten, brachten Leben in das Bild.

„Also, ich bin ruhig, ich kann denken, und ich will denken, Herr Doktor,“ begann Barchfeld wieder. „Aber soll mich dies quälende, nutzlose Denken nicht wahnsinnig machen, so müssen Sie mir ein paar Fragen beantworten.“

„Gewiß, Herr Barchfeld, wenn ich's vermag.“

„Schiedler ist tot?“

„Ja.“

„Er ist erschossen worden?“

„Ja.“

„Franz Rähnisch war mit ihm verfeindet, deshalb hat man ihn angeklagt und verurteilt — zum Tode verurteilt, so stand's in dem Brief!“

„Ja,“ sagte Doktor Groffe, der des erregten Fragers Hand genommen hatte und ihn fortwährend scharf im Auge behielt.

Der aber sah nun mit großen, funkelnden Augen dem Arzte ins Gesicht und rief: „So verhindern Sie einen gräßlichen Justizmord, Doktor! Franz Rähnisch ist unschuldig, denn ich — ich habe Schiedler erschossen!“



Damit fiel er zurück, seine Kraft war erschöpft.

Der junge Arzt mühte sich um den Kranken, er selbst befand sich in furchtbarem Aufruhr der Gefühle.

Die Erschöpfung ging in Schlaf über, der Schlaf vielleicht in Tod, und er stand belastet mit der Enthüllung eines Sterbenden, der vermutlich die Wahrheit gesagt, vielleicht aber auch nur in Fieberphantasien gesprochen hatte. Diese Enthüllung jedoch entschied über Leben und Tod eines anderen, eines vielleicht, ja wahrscheinlich unschuldig gepeinigten Menschen.

Er rief Schwester Klara herbei und eilte in die Wohnung des leitenden Arztes.

Sanitätsrat Schottmüller schaute erstaunt drein, als sein Assistenzarzt mit allen Zeichen großer Aufregung bei ihm eintrat.

Als er hörte, was geschehen war, blickte er ruhig, aber sehr ernst und nachdenklich vor sich hin.

„Sie hatten den Eindruck, daß der Patient zurechnungsfähig war, als er das angab?“

„Ja, Herr Sanitätsrat.“

„Hm, lieber Kollege, über den Grad der Zurechnungsfähigkeit konnten Sie sich doch in der begreiflichen eigenen Erregung leicht täuschen. Daß Epileptiker, an sich sehr unzuverlässige Zeugen, von Wahnvorstellungen befallen sein können, wissen wir doch. Rähnisch ist der Freund des Patienten, die erschütternde Nachricht kann Vorstellungen dahin ausgelöst haben, daß er ihm helfen müsse und sei es mit Hingabe des eigenen Lebens, wie ja Rähnisch ihm dereinst das Leben gerettet haben soll.“

Der junge Arzt sah bestürzt vor sich hin. „So meinen Sie also, Herr Sanitätsrat, daß ich mich täuschen ließ?“

Der blanke Schädel schwankte verneinend hin und her. „Lieber Freund, das meine ich keineswegs, ich

neige vielmehr der Ansicht zu, daß Ihr Eindruck der richtige sei, aber ehe wir die Justiz alarmieren, wollen wir alle die Einwände, welche ihr so geläufig und unvermeidlich scheinen, uns selbst gemacht und womöglich widerlegt haben.“

„Und wenn der Patient stirbt? Er ist furchtbar mitgenommen.“

„Dann ist Ihr Zeugnis noch immer vorhanden und doch wohl genügend, um eine neue Untersuchung auf neue Bahnen zu führen.“

„Also?“ Der junge Arzt blickte forschend zu seinem Vorgesetzten auf.

„Also, frage ich Sie ernsthaft, hatten Sie den wissenschaftlich sicheren Eindruck geistiger Klarheit?“

„Ja.“

„Wird der Patient heute noch vernehmungsfähig werden? Ich werde mich selbst überzeugen, wünsche aber vorher Ihre Ansicht zu hören.“

„Ja.“

„So werden wir telephonisch das Gericht benachrichtigen, den Präsidenten, den Staatsanwalt und den Verteidiger des Rähnisch. Es war wohl Rechtsanwalt Illstedt?“

„Zawohl, Herr Sanitätsrat.“

„Lieber an zwei Stellen zu viel, als an eine zu wenig. Und nun gehen Sie zu dem Patienten zurück. Bereiten Sie ihn, sobald das möglich ist, schonend darauf vor, daß seine Angaben protokolliert werden müssen, obgleich, wenn sie sich bestätigen, er selbst vor Strafe sicher ist. In der Epilepsie begehen diese unglücklichen Kranken Taten, für die sie gesetzlich nicht verantwortlich zu machen sind. Aber sagen Sie ihm das nicht vor der Vernehmung, denn sonst erwüchse der Eindruck, er nehme deshalb wahrheitswidrig die Schuld seines

Freundes auf sich, weil er sich straffrei wisse. Gehen Sie also, ich komme in einer halben Stunde nach. Ich besorge nur in möglichster Eile die telephonischen Benachrichtigungen.“

„Es ist ein Viertel auf sieben Uhr,“ sagte Doktor Grosse sich verneigend und lehrte dann raschen Schrittes und leichten Herzens auf die Krankenstation zurück.

In seiner Abwesenheit hatte sich nichts ereignet.

Barchfeld schlief. Es war ein bleierner Schlaf. Während Schwester Klara den Wachdienst behielt, ging also der Assistenzarzt seinen Anstaltspflichten nach. Er hatte nur bestimmt, daß er vom Erscheinen des Sanitätsrats sofort zu benachrichtigen sei.

Und dieser kam, aber auch er fand den Patienten vernehmungsunfähig und äußerte im übrigen sofort Zweifel, ob vor dem morgigen Tage eine Änderung dieses Zustandes eintreten werde.

Noch berieten beide Männer, da meldete der Pförtner, Rechtsanwalt Illstedt wünsche den Sanitätsrat zu sprechen.

Der alte Herr nickte und sagte kurz: „Ins Sprechzimmer!“

Der Pförtner ging, um den Befehl auszuführen.

„Sie sind hier abkömmlich,“ wandte sich Schottmüller dann an den Assistenten. „Bitte, kommen Sie mit!“

Grosse nahm noch einmal die schlaff daliegende Hand Barchfelds, zählte den Puls, maß die Temperatur und folgte dann dem Anstaltsleiter, der bereits im Sprechzimmer eifrig mit Illstedt konferierte.

Illstedt befand sich in großer Aufregung. Er riß förmlich an seinem Zwickelbarte, was er in Momenten der Leidenschaft zu tun pflegte. „Ich habe natürlich sofort alles liegen lassen,“ sagte er, „und bin hieher

gefahren. Es handelt sich ja nur noch um Stunden, und nun treffe ich den Patienten nicht vernehmungsfähig.“

„Sie haben ja das Zeugnis des Assistenten. Da kommt er übrigens selbst.“

„Wichtig — gewiß, sehr wichtig! Aber, Herr Sanitätsrat, denken Sie, wie beispiellos der Fall liegt. Ja, wäre die Enthüllung gestern erfolgt, ehe die Hinrichtung angekündigt, dem Verurteilten selbst bekannt gegeben war, dann bliebe alles in der Hand der Verwaltung. Sie hätte die Terminsbestimmung aufgehoben und ein neues Verfahren eingeleitet. Jetzt liegt der Fall einfach beispiellos. Der Ausagende ist Epileptiker, sein Zeugnis also zweifelhaft, er ist ein Freund des Verurteilten, das läßt ihn befangen erscheinen, er ist Wahnvorstellungen zugänglich und zurzeit nicht vernehmungsfähig — das ist viel auf einmal, verteuft viel!“

Jetzt wurde auch der alte Herr nachdenklich. „Sie fürchten doch nicht, man werde das Zeugnis als unwesentlich ansehen und an der Urteilsvollstreckung festhalten?“

„Ich würde in diesem Falle natürlich sofort telegraphisch an den Justizminister gehen, aber sehr bedenklich ist die Geschichte durch die Vernehmungsunfähigkeit des Kranken. Eine einzige Angabe von ihm selbst könnte helles Licht auf die Sachlage werfen.“

Doktor Groffe berichtete noch einmal jedes Wort des Patienten.

Illstedt nickte. „Sehr überzeugend dieser Ausbruch bestimmter, denkbar bestimmtester Selbstbezüglichung! Aber nur für den, der ihn selbst hörte und sah. Wie trocken steht das in den Akten, wie wirkungslos wird es, wenn die Zurechnungsfähigkeit des Zeugnisgebers in Zweifel steht! Jedenfalls muß ich die

Staatsanwaltschaft sofort von dem Falle in Kenntnis setzen.“

„Ist bereits von hier aus geschehen,“ sagte Schottmüller.

„Ah, sehr gut!“

„Ebenso habe ich telephonisch den Landgerichtspräsidenten benachrichtigt.“

„Das war zwar nicht erforderlich, aber ich danke Ihnen, Herr Sanitätsrat, es war sehr vorsorglich.“

Er schritt ein paarmal auf und nieder, dann blieb er wieder vor dem Sanitätsrat stehen.

„Wissen Sie, Herr Sanitätsrat, die Angelegenheit ist für mich persönlich von einer peinigenden Tragik. Rähnisch hat niemals aufgehört, seine Unschuld zu beteuern, aber alles sprach gegen sie, sprach so stark gegen sie, daß selbst ich ihm nicht glaubte. Und nun doch! Es wäre furchtbar! Elf Stunden später und Menschenirrtum hätte vielleicht im Namen des Gesetzes gemordet.“

Wieder machte er ein paar Schritte, gedankenvoll vor sich hin starrend.

„Ich halte mich natürlich daheim und bitte um sofortige telephonische Nachricht, wenn an eine Vernehmung des Kranken zu denken ist. Zunächst fahre ich zum Staatsanwalt, um amtlich auch von meiner Seite den Aufschub der Hinrichtung zu beantragen.“

Da klopfte es, und der Pförtner meldete den Staatsanwalt Rampoldt.

Wie ein elektrischer Schlag fuhr es durch alle.

Der Sanitätsrat blieb wie immer der Ruhigste. Er schritt nach der Tür und rief dem Wartenden entgegen: „Darf ich bitten, Herr Staatsanwalt?“

Immer dasselbe ernste, eisige Gesicht. Die Amtsmiene dieses Mannes schien unabweigbar zu sein. Er

verneigte sich kühl höflich nach allen Seiten und sagte dann zum Sanitätsrat: „Ah, Sie hatten die Güte, auch den Herrn Verteidiger bereits von der Sache in Kenntnis zu setzen?“

„Jawohl, Herr Staatsanwalt.“

„Und ich wollte mich eben zu Ihnen begeben, um auf Grund der neuen Beweismittel, die das Wieder-  
aufnahmeverfahren rechtfertigen dürften, den Aufschub der Urteilsvollstreckung zu beantragen,“ fügte Illstedt hinzu.

„Stehe selbstverständlich amtlich zur Verfügung,“ gab Rampoldt in ewig gleichmäßiger Frostigkeit zurück. „Zunächst muß mich aber interessieren, was denn hier eigentlich geschehen ist.“

Er rückte den goldenen Kneifer zurecht und sah erwartungsvoll in die Runde.

Der Sanitätsrat deutete auf die braunledernen Sessel, welche einen Konferenztisch umstanden, und sagte: „Darf ich bitten, Platz zu nehmen?“

Der Staatsanwalt setzte sich, dann der Sanitätsrat und schließlich Doktor Grosse. Der Rechtsanwalt aber ging, die Hände auf dem Rücken, ruhelos auf und nieder. Er kannte ja alles das schon, was jetzt Doktor Grosse zum dritten Male erzählte, lauschte aber doch während seiner Wanderung hinüber, ob er irgend ein neues oder nicht beachtetes Moment erhaschen könne.

Der Berichterstatter hatte geendet. Der Staatsanwalt sah wie gelangweilt aus. „Hm — ja,“ sagte er, „und auf diese Angabe eines Epileptikers, der nicht einmal für seine Taten verantwortlich ist, geschweige denn für seine Worte, soll die streng gesetzliche Aktion vor ihrer Vollendung stocken, soll ein für das Ansehen der Justiz höchst bedenklicher Zweifel erregt werden, der schließlich doch wieder in sich selbst zerfällt?“

Drei Rufe mischten sich.

„Herr Staatsanwalt!“

„Es handelt sich um ein Menschenleben!“

„Diese Klarheit der Betundung!“

„Schätze ich alles ab,“ erwiderte Rampoldt gleichmütig. „Aber eben, weil ich abschätze und ruhig, ohne Sentimentalität abschätze, komme ich manchmal zu dem Resultate, die Unerbitterlichkeit unserer Rechtspflege für wichtiger anzusehen als ein Menschenleben. Im Kriege werden unbedenklich Tausende von Menschenleben eingesetzt.“

Illstedt trat heran und sagte: „Ich weiß nicht, Herr Staatsanwalt, ob Sie hier meine formellen Anträge in Empfang zu nehmen geneigt sind?“

„Lieber Herr Rechtsanwalt, das geht wohl nicht gut.“

„So werde ich mich sofort in Ihr Bureau begeben und dort schriftlich beantragen, daß die Hinrichtung nicht erfolge, teile Ihnen aber schon hierdurch mit, wie ich es auch dort bekunden werde, daß ich den Justizminister telegraphisch in Kenntnis setze und um sein Einschreiten ersuche, falls Sie ein solches ablehnen sollten.“

Rampoldt nickte. „Ich werde von alle dem gebührend Kenntnis nehmen, Herr Rechtsanwalt.“

Dieser verneigte sich und ging. An der Tür, bis wohin ihn Doktor Groffe begleitet hatte, sagte er: „Es bleibt doch dabei, Herr Doktor, sowie der Barchfeld vernehmungsfähig ist, benachrichtigen Sie mich?“

„Bestimmt, Herr Rechtsanwalt.“

Rampoldt hielt sich noch einige Stunden im Krankenhause auf. Er ließ sich an das Bett des Kranken führen und erkundigte sich bei den Pflegerinnen nach allerlei Wahrnehmungen.

Schwester Klara hatte die Nachtwachen in der ersten Zeit der Pflege gehabt, sie war ein älteres, ernstes

Mädchen und erschien dem Staatsanwalt besonders vertrauenswürdig.

„Hat der Patient damals viel phantasiert?“ fragte er.

„Ja, sehr viel, Herr Staatsanwalt.“

„Entsinnen Sie sich noch mancher Ausrufe?“

Schwester Klara dachte nach. „Er rief oft: ‚Franz, Franz!‘ Dann plötzlich: ‚Hättest du mich lieber ertrinken lassen!‘“

„Schrecken und Schauer vor einer eigenen Schuld haben Sie nie wahrgenommen?“

„Ich wüßte nicht. Nur dessen entsinne ich mich noch. Eines Nachts rief er wieder und wieder: ‚Franz, tu’s nicht, tu’s nicht!‘ Wohl an die zwanzig Male.“

Plötzlich wandte sich Rampoldt mit einer neuen Frage an die Schwester: „Die Kleidungsstücke, in denen der Patient eingeliefert wurde, sind noch hier in der Anstalt?“

„Jawohl, Herr Staatsanwalt.“ Schwester Klara trat bei diesen Worten an einen Wandschrank und öffnete ihn. „Hier ist das gesamte Eigentum des Herrn Barchfeld, welches er mit in die Anstalt brachte.“

Rampoldt trat näher.

An einem Nagel der Schranktür hing eine zertrümmerte und verbogene Taschenuhr.

Er wog die auffallend dünne Uhr in der Hand. „Sie ist jedenfalls beim Sturz von der steinernen Treppe auf die scharfe Kante einer Stufe aufgeschlagen,“ erklärte Doktor Grosse, der den Staatsanwalt begleitet hatte.

„Wahrscheinlich,“ bestätigte dieser. Dann besah er das Zifferblatt. Durch das steinern ruhige Gesicht zuckte es ein wenig.

„Die Uhr ist um acht Uhr vierunddreißig Minuten stehen geblieben — nicht wahr, Herr Doktor, nicht wahr, Schwester Klara?“



Beide bejahten.

„Nun, dann müßte der Verunglückte einundzwanzig Minuten nach seinem beinahe tödlichen Sturze die Tat begangen haben, denn diese geschah, wie durch Zeugen festgestellt worden ist, fünf Minuten vor neun Uhr.“

Doktor Grosse erschrak. Für eine Erwiderung fand er keine Worte. Das klang alles so bestimmt, so unwiderleglich.

Rampoldt hing die zerstörte Uhr an den Nagel zurück. „Es bleibt doch alles unberührt hier?“ fragte er.

„Jawohl, Herr Staatsanwalt.“

Dieser hatte auf dem Fußboden des Schrankes ein Paar Zugstiefel entdeckt. „Auch diese gehören dem Patienten?“

„Gewiß, Herr Staatsanwalt,“ versicherte Schwester Klara.

Rampoldt sann eine Sekunde nach, dann griff er nach dem rechten Stiefel, wandte die Sohle nach oben und — nun verließ ihn doch die eiserne Ruhe. Er starrte beinahe entsetzt auf den Absatz, an dem ein kleiner, blißender Punkt sein Interesse fesselte.

Doktor Grosse und Schwester Klara wußten sich den Grund des Erschreckens nicht zu erklären, wagten auch nicht, sich zu erkundigen.

Der Staatsanwalt aber sagte mit deutlich schwanfender, der sonstigen Schärfe entbehrender Stimme: „Schwester Klara, bitte, packen Sie mir die Uhr und den Stiefel ein. Ich halte es doch für richtig, sie selbst in Verwahrung zu nehmen.“

Doktor Grosse aber rief in diesem Augenblick: „Herr Staatsanwalt, der Patient erwacht!“

Leise schloß Schwester Klara die Schranktür, Rampoldt blieb dort stehen, wo er sich eben befunden hatte, und wo ihn der Kranke nicht sehen konnte.

Der junge Arzt aber trat an das Bett. „Nun, Herr Barchfeld,“ sagte er freundlich, „wie geht es jetzt? Sehr matt, nicht wahr?“

Barchfeld nickte. „Ja, matt, Herr Doktor, und doch so klar, so druckfrei im Kopf.“

„Na, das ist ja vortrefflich!“

Ein deutliches Erschrecken lief über des Kranken Gesicht. „Aber nun weiß ich auch alles,“ hauchte er. „Ist der Brief — — ist mein Geständnis eingereicht?“

Grosse neigte bejahend den Kopf.

„Das ist gut!“ flüsterte Barchfeld. „Er darf nicht sterben, schuldlos sterben!“

Er schien sich einen Augenblick zu besinnen. Der Arzt winkte die Schwester zu sich heran.

„Bitte, teilen Sie dem Herrn Sanitätsrat mit, daß Herr Barchfeld erwacht und meiner Meinung nach vernunftgemäß ist. Vielleicht wünscht er sich selbst zu überzeugen. Dann telephonieren Sie an Herrn Rechtsanwalt Illstedt.“

Die Schwester ging. Rampoldt schloß sich ihr an.

„Mit wem sprachen Sie da?“ fragte der Kranke.

„Mit Schwester Klara.“

„Sie holt den Sanitätsrat?“

„Ja.“

„Steht es so schlecht mit mir?“

„Reineswegs, Herr Barchfeld, wir hoffen Sie herzustellen.“

„Wozu? Damit ich ins Zuchthaus komme, falls man meines Leidens wegen mich nicht nach voller Strenge des Gesetzes strafen kann?“

„Das haben Sie auch bereits erwogen? Sehen Sie, wie klar Sie bereits denken! Aber Sie regen sich unnötig auf, auch das —“

Er hielt plötzlich inne, der Anordnung eingedenk, welche ihm der Sanitäterrat gegeben hatte.

„Gleichviel,“ begann Barchfeld wieder, „ich darf und will nicht sterben, bis mein Bekenntnis durch Vernehmung festgelegt ist. Wann wird man mich vernehmen?“

Schwester Klara hatte den Anstaltsleiter auf seinem letzten Rundgange getroffen und kehrte mit ihm zurück.

Der Sanitätsrat hatte die Frage Barchfelds vernommen. Er trat ans Bett, reichte dem Kranken die Hand und sagte: „Das wollen wir gleich bestimmen, junger Freund. Es ist Ihr Wunsch, und Sie fühlen sich klar genug zu dieser Sorgenerleichterung? Eine solche ist es ja wohl für Sie?“

Der Patient sah dankbar zu dem alten Herrn auf. „Ja, Herr Sanitätsrat, das ist das richtige Wort! Und klar genug fühle ich mich auch. So scharf, so deutlich wie niemals zuvor sehe ich auf das Geschehene zurück. Diese seltene Stunde darf nicht verloren gehen. Wer weiß, ob sie jemals wiederkehrt!“

„Gut denn, so hören Sie mich. Der Herr Staatsanwalt ist hier. Er benachrichtigt soeben seinen im Vorzimmer wartenden Protokollführer, und sowie ich meine Genehmigung erteile, kann das Verhör beginnen.“

„Dann bitte ich um diese Genehmigung.“

Der Sanitätsrat nickte dem Assistenten zu, und dieser ging.

„Ich erteile sie,“ wandte der alte Herr sich an Barchfeld, „aber ich werde der Vernehmung beiwohnen und sie, wenn nötig, unterbrechen lassen. Das bin ich als Ihr Arzt zu fordern verpflichtet.“

„Es wird nicht nötig sein,“ erklärte Barchfeld zuversichtlich.

Der Staatsanwalt, ein Gerichtschreiber und Doktor Grosse traten ein.

„Vernehmungsfähig?“ fragte Rampoldt.

„Jawohl, Herr Staatsanwalt,“ erklärte der Sanitätsrat.

„Geistig zweifellos klar?“

„Zweifellos.“

„Gut.“

Ein Tischchen wurde herangeschoben, der Protokollführer stellte ein Taschenschreibzeug vor sich, breitete ein Formular aus und wartete.

Nach Erledigung der Personalien sagte der Staatsanwalt: „Und nun, Herr Barchfeld, schildern Sie einmal aus Ihrer Erinnerung die Vorgänge des 12. Juli. Er war ein Donnerstag?“

Der Kranke lag ganz ruhig. Einen Augenblick überlegte er, dann aber war er mit sich im Reinen. „Tags zuvor,“ begann er, „war ich in meines Freundes Auftrage bei Schiedler gewesen, um diesen, von dem ersichtlich allerlei schwere Kränkungen meines Freundes ausgingen, zu einer Verständigung zu bewegen. Aber er mußte Franz Rähnisch furchtbar hassen, denn er hatte nur Spott und Hohn für mein Bemühen und erklärte mir schließlich, er freue sich auf den Tag, da man Franz mit Hunden aus Guldensburg hegen werde. — Am 12. Juli, Abends acht Uhr, kam dann Franz zu mir in meine Wohnung, um sich, wie verabredet, den Bescheid zu holen. Ein furchtbares Gewitter hatte soeben ausgetobt, und ich, den ein Gewitter immer sehr aufregte, war in einem förmlichen Taumel der Gefühle. Als ich Franz das Ergebnis meiner Unterredung mitgeteilt hatte, rief er verzweifelt aus: ‚Dann bin ich ehrlos, und mir bleibt nur eine Kugel. Sein Triumph soll vollständig sein, vor seinen Augen erschiefe ich mich —‘“

„Ich mich?“ tönte die kühl fragende Stimme des Staatsanwalts dazwischen. „Ich mich? Nicht ich ihn? Zum Geheimrat Garten hatte er geäußert, er werde seinen Feind niederschließen.“

„Ich berichte genau, was ich hörte. — Vergeblich mahnte ich ab. Eine Weile noch rannte er in meinem Zimmer auf und nieder, wobei er wiederholt mit der Hand nach der linken Brusttasche faßte, und dann stürmte er fort.

Nich packte die Angst, und ich folgte ihm. Der Himmel hing noch voll dunklen Gewölks, so daß es sehr finster war. Vor Schiedlers Hause blieb Franz stehen. Ich verbarg mich hinter dem Steinpfeiler einer Vorgartenmauer und beobachtete ihn. Ich war entschlossen, ihm in Schiedlers Wohnung zu folgen, als ich eine Waffe in seiner Hand bliken sah.

Da plötzlich warf er mit einem wilden Aufschrei die Waffe fort und rannte davon.

Auf einer Rasenstelle, die trocken geblieben war, weil sie unter einem alten, dichtbelaubten Baume lag, hob ich den Revolver auf. Weshalb ich es tat? Ich weiß es nicht. Durch die schwarzen Wolken blikte es noch dann und wann, schwere Elektrizität schien mir noch die Luft zu erfüllen, und in mir war alles Aufruhr.

Wäre nicht in diesem Augenblicke Schiedler aus seiner Haustür getreten, die Tat wäre niemals geschehen. Ich will mich nicht von der Strafe loslügen, Herr Staatsanwalt, aber so klar das Geschehnis jetzt wieder vor meinen Augen steht, mit Überlegung habe ich damals nicht gehandelt.“

„Das zu bestimmen würde Sache des Arztes sein,“ bemerkte Rampoldt. „Doch hier eine Frage. Wo standen Sie bei Abgabe des Schusses?“

„Vor der Gartenpforte, ein wenig rechts von ihr.“

„Richtig!“ sagte der Staatsanwalt halb zu sich selbst.  
„Was geschah dann?“

„Ich weiß es kaum mehr. Schiedler wankte, das sah ich noch im Blicke des Schusses, den ich ohne zu zielen abgegeben hatte, allerdings nur auf drei oder vier Schritte Entfernung. Dann muß ich die Waffe fortgeworfen haben und geflüchtet sein. Sehr unklar erinnere ich mich, wie mir züngelnde Flammen vor den Augen zuckten, so daß ich im Laufe wiederholt einhalten mußte, wie dieses Laufen sich ohne bestimmten vorherigen Entschluß nach meiner Wohnung wendete, wie ich dann im Flur ankam, ein Rauschen und Brausen mich betäubte und ich zusammenstürzte. — Dann habe ich erst vor kurzem die erste verschwommene Wahrnehmung gemacht, daß ich krank sei und gepflegt werde. Von allem Vergangenen wußte ich bis heute nichts. Der Brief erst hat die erloschene Erinnerung wieder geweckt.“ Der Kranke atmete tief und erleichtert auf. „Jetzt habe ich alles gesagt,“ schloß er, „nun bin ich zufrieden.“

Der Staatsanwalt griff nach der zertrümmerten Uhr und zeigte sie Barchfeld. „Dies ist Ihr Eigentum?“

„Ja, Herr Staatsanwalt, aber in welchem Zustande! Ein mir so liebes, kostbares Erbstück von meinem Vater — ein Schweizer Kunstwerk.“

„Sicherlich bei dem Sturze beschädigt.“

„Nun, das ist ja jetzt alles gleich,“ seufzte Barchfeld und schloß die Augen.

„Noch eine Frage, Herr Barchfeld!“

„Bitte!“

„Die Uhr zeigt acht Uhr vierunddreißig Minuten. Ging sie Ihres Wissens richtig?“

„Ja.“

„Der Schuß fiel erst acht Uhr fünfundfünfzig.“

Barchfeld besah das zersplitterte Zifferblatt. „Kann nicht der große Zeiger bei der Zertrümmerung der Uhr zurückgeschoben worden sein?“ fragte er.

„Diese Möglichkeit ist vorhanden. Und nun, Herr Barchfeld“ — wieder griff der Staatsanwalt zur Seite — „ist das Ihr Stiefel?“

„Gewiß.“

„Ich danke Ihnen.“

Der Staatsanwalt diktierte das Protokoll. Er war noch bei den ersten Sätzen, als Illstedt hereintrat. Rampoldt erhob keinen Einspruch, und so vernahm der Verteidiger des Todgeweihten das Bekenntnis seiner Entlastung. Heller und heller wurde seine Miene. Barchfeld hörte der Verlesung aufmerksam zu und unterschrieb mit fester Hand.

„Wird Franz Rähnisch nun frei sein, bald frei sein?“ fragte er.

„Darüber wird ein Gerichtsbeschuß stattfinden,“ erwiderte Rampoldt. „Ihnen aber wird Ihr Gewissen sagen, daß Sie recht getan haben.“

Er verneigte sich nach allen Seiten. Der Protokollführer nahm das Paket, welches Uhr und Stiefel enthielt, sowie die Akten und folgte ihm. Doktor Groffe gab beiden das Geleit bis zur Treppe.

Illstedt und der Sanitätsrat waren an Barchfelds Bett getreten.

„Das war eine wunderbare Fügung in letzter Stunde,“ sagte der Rechtsanwalt.

„Sie haben sich wacker gehalten!“ lobte der Sanitätsrat.

Des Kranken Blicke gingen von dem einen zu dem anderen. Er sagte fast heiter: „Mag ich nun leben und der Strafe verfallen, oder sterben — ich bin mit mir zufrieden. Franz hat für mich, ehe ich sein Freund

war, ohne Besinnen sein Leben eingesezt, ich konnte ihm immer noch nicht alles vergelten, was er tat, aber etwas doch, und das macht mich glücklich!“

### Fünftes Kapitel.

Als der Staatsanwalt heimkam, fand er ein Telegramm vor. Er entfaltete es und las.

„Allstedt hat prompt gearbeitet,“ sagte er und legte die ministerielle Anordnung, welche die Hinrichtung verschob, in das Aktenheft.

Dann diktierte er dem Schreiber mehrere Briefe und befahl deren sofortige Bestellung durch eigene Boten.

Jetzt endlich konnte er an sich denken.

Er zog die Uhr. Es war fast zehn Uhr geworden, und er hatte noch nichts gegessen. Er klingelte, und ein Dienstmädchen erschien.

„Ist für mich angerichtet im Eßzimmer?“

„Jawohl, Herr Staatsanwalt.“

„Wo ist meine Frau?“

„Die gnädige Frau ist mit dem jungen Herrn nach dem Stadtpark gegangen. Er bettelte so sehr —“

„Es ist gut. Stellen Sie mir Wein auf den Tisch.“

Das Mädchen verschwand, und bald hörte man sie im Flur mit Gläsern klappern.

„Wird nicht viel Schlaf geben, diese Nacht,“ murmelte der ernste, gemessene Mann, der auch in der heimischen Behaglichkeit nicht gemütlicher zu werden schien. Ihm war sein Dienst das Leben, und ohne diesen Dienst gab es für ihn anscheinend kein Interesse.

Nachdem er noch einmal das Aktenstück durchblättert hatte, ging er in das Eßzimmer und aß mit dem Appetit eines Gesunden. Dann hob er die halbe Flasche Wein zur Gasflamme, schob den Kneifer fest und las die Aufschrift. „Also Burgunder! Etwas kräftig, aber sehr



gut.“ Er schenkte sich ein und leerte das erste Glas auf einen Zug. Seine Gedanken arbeiteten unaufhörlich.

Die Nervenaufrischung durch eine Zigarre half ihm dabei. Das Außergewöhnliche, Beispiellose des Vorganges packte sogar diesen, in amtlicher Korrektheit scheinbar unberührbaren Mann.

Er mochte eine halbe Stunde gefessen haben, als das Dienstmädchen pochte und eintrat.

„Heibert ist wieder da, Herr Staatsanwalt,“ meldete sie.

„Eintreten!“

Ein Gerichtsbote erschien. „Habe den Herrn Assessor Meißner daheim gesucht und in der ‚Reichskrone‘ aber nicht aufgefunden.“

„Weiß bei ihm zu Haus niemand, wo er ist?“

„Habe nicht gefragt, Herr Staatsanwalt.“

„Dumm genug von Ihnen, Heibert!“

„Dachte sicher in der ‚Reichskrone‘. Den Stat verläumt er nicht gern.“

„Na, galoppieren Sie nochmals in die Wohnung, ob er etwas hinterlassen hat, und melden Sie mir's. — Ist von den anderen Boten schon jemand zurück?“

„Nein, Herr Staatsanwalt.“

„Also dann gehen Sie.“

„Zu Befehl, Herr Staatsanwalt.“

Heibert machte militärisch kehrt und lief die Treppe hinab.

Einige Minuten darauf ging die Flurtür und Frau Rampoldt nebst ihrem Sohne Walter, einem sechzehnjährigen Sekundaner, traf ein. Sie huschte sofort ins Eßzimmer. Diese kleine, zarte Frau huschte immer. Sie ging, als ob sie stets nur auf den Strümpfen liefe, so geräuschlos, unhörbar. Vor der Amtsmacht und

der Arbeit ihres Mannes besaß sie einen ungeheuren Respekt, und wenn er vor den Alten saß, durfte sich im Hause nichts rühren.

Auch jetzt wieder war sie so leise hereingeschlüpft, hatte so leise die von ihr selbst stets bestens geölte Tür geschlossen, daß Rampoldt ihre Anwesenheit erst merkte, als sie die Hand auf seine Schulter legte und zu ihm herab gebeugt sagte: „Guten Abend, Kurt, läßt dich endlich dein Amt los?“

Er zog die Hand tiefer und streichelte sie. „Leider nicht, Liese, und das wird toll diese Nacht.“

Sie wollte fragen, aber da trat Walter ein, und vor ihm, das war Rampoldts unabänderliche Bestimmung, wurden amtliche Angelegenheiten, auch wenn sie in das Tagesleben der Familie eingriffen, niemals erörtert.

„Darf ich dir was erzählen,“ fragte die kleine, schlanke Frau, „oder bist du noch sehr in Anspruch genommen? Es liegen ja schon wieder Alten neben dem Sessel.“

„Ich warte auf Heibert, erzähle also nur!“

„Ach, Kurt, daß du diesen herrlichen Abend nicht mitgenießen konntest! Sommerwarm und so friedlich still — nicht wahr, Walter?“

„Ja, Mama, solange wir im Lärchenwalde waren, aber im Stadtpark war's nicht still.“

„Das erste Gartenkonzert — furchtbar voll, halb Gölbenburg schien sich da ein Stellbischein gegeben zu haben. Natürlich viele Bekannte. Hauptmann Kronagel läßt sich dir empfehlen und —“

„Danke.“

„Seine Frau hat wieder einmal die Ischias.“

„So — so.“

„Und Rätbe hat einen kleinen Jungen, heut morgen

ist das Telegramm gekommen. Du kannst dir denken, wie glücklich Großpapa Hauptmann ist.“

„Kann ich mir denken. Der erste — nicht wahr?“

„Aber, Kurt, der fünfte ist's doch schon!“

„Ist's die Möglichkeit! Na, der Knopffabrikant hat's ja dazu, der Mittelstand kann's nicht.“

So ging der Lokalklatsch in fröhlichem Geplätscher eine ganze Weile. Die kleine Frau plauderte, und der Staatsanwalt sah von Zeit zu Zeit ungeduldig nach der Uhr.

„Du bist wieder ganz wo anders,“ seufzte Frau Rampoldt. „Ich langweile dich.“

„Nicht doch, Kind.“

Plötzlich schüttelte sie sich in leisem Grauen und sagte nur: „Ach so!“ Bedauernd ruhte ihr Auge auf dem ernststen Manne, dann wandte sie sich an Walter, der ein Zeitungsblatt genommen hatte und las.

„Geh jetzt zu Bett, Walter, es ist elf Uhr, und du mußt morgen früh in der Klasse sein.“

Der langaufgeschossene Junge hatte Disziplin im Leibe. Er legte sofort die Zeitung hin und bot den Eltern seinen Gutenachtgruß.

Als er das Zimmer verlassen hatte, eilte Frau Rampoldt von der Tür, bis wo sie den Sohn geleitet hatte, zum Stuhle ihres Mannes. „Verzeih, Kurt, daß ich das vergaß! Du hast ja noch so Gräßliches vor dir.“

Er strich ihr über das aschblonde Haar und sagte: „Ich will dich gleich beruhigen, Liese — die Hinrichtung wird nicht stattfinden.“

„Gott sei Dank! Ist er doch unschuldig?“

„Es scheint so. Aber davon später. Was mich beschäftigt und schwer bedrückt, ist die Erschütterung eines Grundsatzes, die ich dabei erlebe. Menschliche Erkenntnis ist doch ein kläglich Stückwerk, und beinahe

wäre mein Vertrauen darauf zu einer Blutschuld geworden.“

Er zog die kleine Frau neben sich auf einen Stuhl und weick, wie sie ihn kaum jemals hatte reden hören, sprach er: „Sieh, ich bin nicht sentimental, hasse sogar alle Empfindsamkeit am Manne. Der Mann ist der Kämpfer in der Welt, die schönen Empfindungen mag die Frau daheim pflegen, damit ihn etwas Freundliches empfängt, wenn er von draußen kommt. So hab' ich's immer gehalten und bin nie irre geworden. Alles weickliche Getue ist an mir abgeprallt, und ich war's zufrieden. An Schillersche Bürgerschaftsfaseleien der Freundschaft glaubte ich nicht. Da hat mir aber heute ein schwächlicher, kranker Mensch eine Lehre gegeben, an der ich ein Weilchen zu arbeiten haben werde.“

„Du mußt auf einen Bescheid warten, sagst du? Erzähle mir alles, Kurt!“ bat die kleine Frau. „Es wird auch dir wohlthun. Was hat in dir einen Alarm hervorgerufen, den ich nie für möglich gehalten hätte?“

„Ich auch nicht!“ murzte Rampoldt, trank einen Schluck Wein, wandte sich dann der Gattin zu und berichtete das Erlebnis der letzten Stunden.

Aufmerksam hatte die kleine Frau zugehört. „Und nun wird man den Barchfeld richten?“ fragte sie am Schlusse.

„Ja, insofern er als Kranker verantwortlich gemacht werden kann.“

„Vielleicht ihn in eine Heilanstalt sperren?“

„Vielleicht — das alles hängt nicht von mir ab.“

„Es war ein tapferer Entschluß, das ist echte Freundschaft!“ sagte Frau Rampoldt mit blickenden Augen.

Der Gatte nickte. „Er ist die Lehre, von der ich sprach. Diese Nacht noch tritt das Richterkollegium zusammen. Es wird, wozu es eigentlich berufen wurde,

den Aufschub der Hinrichtung nicht mehr zu beschließen brauchen, denn der ist bereits auf telegraphische Anrufung des Verteidigers vom Justizminister verfügt, aber es wird zweifellos die Wiederaufnahme des Verfahrens ins Werk setzen, und ich selbst werde sie beantragen. Meißner hat das Aktenmaterial bearbeitet, und ihn lasse ich durch Heibert in der ganzen Stadt suchen.“

„Assessor Meißner?“ rief Frau Rampoldt lebhaft.

„Ja, ihn.“

„Aber, liebster Mann, hätte ich davon nur eine Ahnung gehabt! Ich bin Heibert auf der Treppe begegnet. Meißner ist auch im Stadtpark. Wir haben sogar mit ihm gesprochen —“

„Na, das ist nun nicht mehr nachzuholen,“ sagte der Staatsanwalt. „Hoffentlich hat er's daheim hinterlassen.“ —

Aber er hatte es nicht hinterlassen.

Es war halb zwölf vorbei, als Heibert an der Nachtglocke zog und, ins Zimmer befohlen, dem Staatsanwalt berichtete: „Geschlafen hat sie wie ein Marmeltier, Herr Staatsanwalt, und geschimpft wie ein Rohrsperling; wo der Herr Assessor hinginge, sei ihr gleichgültig und ginge sie gar nichts an. Sie rieb sich noch immer die Augen, während sie schimpfte, aber gewußt hat sie nichts, und künftig solle man sie nicht in der Nacht stören, sonst werde sie dem Herrn Assessor kündigen.“

„Es ist gut, Heibert,“ unterbrach der Staatsanwalt den Redefluß des Entrüsteten. „Ich weiß jetzt, wo der Herr Assessor zu finden ist. Im Stadtpark ist er —“

„Da war ich ja dicht dabei. Habe die Musik herüberklingen hören!“

„Ja, lieber Heibert, es ist ja sehr ärgerlich, aber

nicht zu ändern. Hier trinken Sie ein Glas Wein.“ Er schenkte ihm sein eigenes Glas voll.

Heibert, respektvoll den Kopf neigend, bedankte sich und trank es mit der Bemerkung: „Gehorsamst Ihr Wohl, Herr Staatsanwalt!“ aus.

„Hier noch eine Zigarre!“ rief Frau Rampoldt und war zu einem kleinen Rauchtischchen geeilt. „Zur Stärkung auf den Weg.“ Heibert biß die Spitze ab, spuckte sie in die Hand und ließ die Hand in der Hosentasche verschwinden, dann sog er begierig, während die freundliche Spenderin selbst ihm ein brennendes Streichholz hielt.

„Gehorsamsten Dank, Frau Staatsanwalt, ganz gehorsamsten Dank!“ brummte der Graubart und machte sich dann davon.

Das Dienstmädchen stand noch mit dem Licht in der Hand an der Tür. Still belustigt hatte sie die Episode mitangesehen. Einer solchen Freundlichkeit entsann sie sich seit den sechs Jahren nicht, die sie in Diensten des Staatsanwalts stand.

Heibert stapfte von dannen, das Mädchen folgte.

„Das mag auch ein schöner Alarm gewesen sein bei des Assessors Wirtin,“ bemerkte Frau Rampoldt. „Es war ja aber auch nachtschlafende Zeit.“

„Gewiß, mein Kind, und seitdem ist es noch später geworden. Geh du also jetzt auch zu Bett. Um ein Uhr ist die Sitzung anberaumt, um zwei oder halb drei denke ich zurück zu sein. Kann ja nun morgen auschlafen.“

„Ach, mir ist ordentlich leichter!“ sagte Frau Rampoldt, zündete sich ein Licht an, gab dem Gatten einen Kuß und schwebte, geräuschlos wie immer, aus der Tür.

\* \* \*

Endlich hatte Heibert den Vielgesuchten gefunden und herbeigebracht. Ehe die Sitzung des Richterkollegiums begann, hatten der Staatsanwalt und der Assessor Rampoldts Bureau aufgesucht.

„Herr Assessor, geben Sie mir einmal die Gipsabgüsse. Nach den Akten Nummer 4 und 5.“

Meißner zog das verschlossene Fach eines eichenfarbengestrichenen Schrankes auf und brachte zwei verschürte numerierte Pakete herbei. Er öffnete das erste. „Der Fußabdruck des Rähnisch,“ sagte er.

„Den dieser auch niemals geleugnet hat, der uns aber hier nicht interessiert.“

Meißner öffnete das andere Paket. „Fußabdruck von Unbekannt,“ las er.

Rampoldt hatte inzwischen den Stiefel aus seiner Hülle geschält, und nun hielt er Stiefel und Gipsabguß nebeneinander.

„Der rätselhafte Knopf, mit dem wir damals nichts anzufangen wußten — da ist er!“ Er wies mit der Hand auf den Stiefel, welchen er vom Krankenhause mitgebracht hatte. Nicht ganz in der Mitte des Absatzes steckte, fest eingetreten, eine Reißzwecke. Sie zeigte sich genau so auf dem Gipsabguß Nummer 5. „Und diesen Fußabdruck hat damals mit einer Beharrlichkeit, die Illstedt natürlich energisch ausbeutete, der Sachverständige als einen solchen bezeichnet, den ein im Anschlag stehender Schütze hinterlassen würde. Die Tiefenbohrung der Fußspitze, die leichte Hebung des Absatzes — entsinnen Sie sich noch?“

„Gewiß, Herr Staatsanwalt.“

„Das muß die Beweiskette schließen, die Selbstbezüglichung Barchfelds bestätigen. Dann aber“ — die Stimme des Sprechers nahm einen ernststen Klang an — „sind wir vor einem Justizmorde bewahrt worden.“

Des Assessors Gedanken waren noch immer ein wenig im Stadtpark, vor seinen Augen stand noch immer das Bild des lebhaften, bildschönen Mädchens, von dem er so jäh hatte Abschied nehmen müssen; nun aber schlug auch ihn die Wucht der Stunde ganz in ihren Bann, und er sagte: „Ein furchtbarer Gedanke!“

„Gehen wir,“ brach Rampoldt alle Betrachtungen ab.

Die Verhandlungen des Richterkollegiums hätten noch um vieles kürzer sein können, als sie waren. Aber die Formalitäten, welche, dem Ernste des Vorkommnisses angemessen, besonders peinlich gewahrt wurden, beanspruchten Zeit, und so war die dritte Morgenstunde bereits angebrochen, als der Staatsanwalt das Gefängnis betrat und den Inspektor zu wecken befahl.

Der diensthabende Aufseher erklärte: „Der Herr Inspektor schläft noch nicht. Der Herr Pastor ist bei ihm, und die Frau Inspektor hat soeben Kaffee gemacht.“

„Und der Verurteilte?“

„Schläft seit einer Viertelstunde.“

„Es ist gut.“

Rampoldt ging nach der Wohnung des Inspektors. Er pochte und trat auf das laute „Herein!“ des Beamten ein.

Pastor Gärtner fuhr auf. „Verlangt er nach mir?“ fragte er hastig, verstummte aber ebenso schnell, als er den Staatsanwalt vor sich stehen sah.

„Guten Morgen, meine Herren!“ sagte dieser. „Ich bringe eine wunderbare Nachricht. Die Hinrichtung findet nicht statt.“

Der Pastor und der Inspektor standen in starrer Überraschung.

Der Geistliche faßte sich zuerst. „Herr Staats-



anwalt, ist es möglich, hat Gott ein Wunder getan? Er ist wirklich unschuldig?“

„Wirklich unschuldig, Herr Pastor — ja, so undenkbar es auch schien. Die Entdeckung kam gerade noch zur rechten Zeit.“

„Gelobt sei Gott!“ sprach der Geistliche.

„Ich komme, es dem Unglücklichen mitzuteilen, ihn wieder glücklich zu machen. Das Wiederaufnahmeverfahren ist beschlossen und sein Ausgang nicht zweifelhaft. Rühnisch wird sogar durch den Gerichtsbeschluss sofort in Freiheit gesetzt.“

„Welch eine Wendung!“ sagte der Pastor ergriffen.

„So ist ein anderer als Mörder entdeckt und geständig?“ fragte der Inspektor, welcher jetzt erst Worte fand.

„Ja.“

„Und verhaftet? Habe ich für seine Aufnahme Vorsorge zu treffen?“

„Nein, er liegt im Krankenhause und bleibt dort.“

Der Inspektor schüttelte sein graues Haupt und wollte eben noch etwas fragen, als seine Frau erschien, ein Tablett in der Hand, auf dem Kaffeetassen klirrten.

„Das alles nachher,“ sagte der Geistliche, „nachher, liebe Frau Inspektor. Jetzt wollen wir erst ein Himmelswerk des Trostes vollbringen — nicht wahr, Herr Staatsanwalt?“

„Ja — gehen wir.“

Der Staatsanwalt, der Pastor und der Inspektor schritten den dunklen Gang entlang, welchen einige Lämpchen nur matt erleuchteten. Draußen trafen sie Illstedt.

„Ist die Mitteilung schon erfolgt?“ fragte dieser nach raschem Gruße.

„Soll soeben erfolgen, Herr Rechtsanwalt,“ gab der Pastor zurück. Dann schritten sie zu vieren weiter.

Die Zelle des Verurteilten war erreicht. Der Inspektor öffnete die schwere Tür und ließ die anderen vor sich eintreten.

Auf Stühlen rechts und links des Einganges hatten zwei Beamte gefessen, sie fuhren beim ersten Geräusch empor, und einer von ihnen zog ein buntes Taschentuch von der Laterne, womit das Licht abgeblendet war, so daß tiefe Dämmerung in der Zelle geherrscht hatte.

„Der Verurteilte schläft jetzt,“ sagte der eine.

„Ich hatte die Lampe verdunkelt, damit er die letzten und schrecklichsten paar Stunden schlafe. Er war immer ein so gutwilliger, gehorsamer Gefangener.“

„Gut, gut,“ bemerkte der Inspektor und trat mit den übrigen an das Lager. Das Lampenlicht fiel jetzt voll auf den tief Schlafenden. Er war sehr bleich, aber die Züge zeigten das Gepräge tiefen Friedens.

„Er wird nicht böse sein, wenn wir ihn wecken,“ wandte sich der Staatsanwalt zum Pastor, dann faßte er Rähnisch an der Schulter.

Der schlug die Augen auf und war mit einem Schlage wach. „Ist es schon so weit?“ fragte er, und in den Augen glühte das Entsetzen.

„Nein, Herr Rähnisch,“ nahm Rampoldt das Wort. „Fassen Sie sich, denn es ist eine große, plötzliche Veränderung in Ihrem Schicksale eingetreten. Wir wecken Sie mit einer glücklichen Botschaft, auf die Sie nicht mehr rechnen konnten. Ihre Unschuld hat sich herausgestellt!“

Franz hatte beide Hände an den Kopf gelegt, als müsse er ihn halten, dann waren die Hände wieder herabgesunken, schlaff und kraftlos. Seine Lippen wollten sich bewegen, aber kein Laut kam darüber.

„Es ist so, Herr Rähnisch,“ sagte der Geistliche und nahm eine der bebenden Hände in die seinen. „Ein Wunder wahrlich, und wir alle bliken dankbar auf den, der es getan.“

„Sie sind frei. Ihre sofortige Entlassung ist ausgesprochen,“ rief Illstedt.

Es war, als sei jetzt erst das volle Verständnis der unglaublichen Schicksalswendung in Franzens Hirn eingedrungen. Ein Beben lief durch seinen Körper, und er murmelte durch die gepreßten Lippen langsam, gequält und in Abfäßen die Worte: „Ich bin frei und unschuldig! Und erst jetzt!“ Das letzte klang wie eine zornige Anklage gegen menschliche Willkür, die ihm so viele Qualen bereitet hatte. Dann lehrte Leben in die starren Augen ein, und sie auf RampoIdt richtend fragte er: „Der Täter ist entdeekt?“

„Jawohl, Herr Rähnisch. Er ist auch geständig, es ist alles aufgeklärt.“

„Wie ist das gekommen? Wer ist's?“

„Das werden Sie alles erfahren,“ mischte sich der Pastor freundlich in das Gespräch. „Schlafen Sie jetzt wieder, es wird ein freudiger, ruhiger Schlaf sein, und geträftigt lehren Sie dann ins Leben, in die Freiheit zurück. Sie müssen ja noch todmüde sein —“

„Todmüde und hungrig!“ bestätigte Franz. „Ich habe seit gestern früh nichts mehr gegessen.“

Der Inspektor trat hastig vor. „Ich sorge sogleich für Essen, Herr Rähnisch. Was bei mir zu haben ist, wird Ihnen gern gegeben.“

Damit lief der alte Herr eifertig aus der Belle.

Franz erhob sich. Er rechte die matten Glieder. Wunderbar, welche Wärme sie auf einmal durchströmte! Ihm war, als habe das Herz noch einmal von neuem

zu schlagen begonnen, da ja nun noch Lebensarbeit vor ihm lag.

„Ich möchte mehr wissen, wenn ich darf,“ wandte er sich nun an Illstedt. „Wann hat man den Täter gefunden?“

„Heute abend.“

„Wo?“

„Im Krankenhaus.“

„Ein Schwererkrankter?“

„Ja.“

„Gewissensbisse? Ihm war bekannt, daß ich heute — sterben mußte, wenn er nicht gestand?“

„Ja.“

„Und nun wird man ihn sterben lassen — dort oder hier?“

„Das steht in höherer Hand. Hier könnte ihn die gleiche Strafe, die Ihnen drohte, nicht treffen, denn er ist ein armer Kranker, der nicht voll zur Verantwortung gezogen werden kann, ein Epileptiker.“

Bei dem letzten Wort war Franz aufgezuckt, als habe ihn ein Peitschenschlag getroffen. „Doch nicht Barchfeld? Ludwig Barchfeld?“ schrie er.

Der Rechtsanwalt nickte.

Franz ließ sich auf die Pritsche nieder, alle Kraft war wieder von ihm gewichen.

„Und er hätte es wirklich getan?“

„Das Gericht hat in dieser Nacht die Beweise geprüft und daraufhin Ihre Unschuld festgestellt.“

„Beweise!“ Es klang unsagbar bitter. „Beweise hatte es ja auch gegen mich! Ludwig kann die Tat nicht begangen haben, er hatte keinen Groll gegen Schiedler. Er will mich retten und opfert sich.“

„Werden Sie ruhig und prüfen Sie selbst sein Bekenntnis,“ sagte Pastor Gärtner. „Sie sind jetzt un-

gerecht gegen Gott, gegen die Welt und gegen sich selbst.“

Franz aber stützte den Kopf in beide Hände und wühlte mit den Fingern in dem wirren Haar. „Er opfert sich, ich weiß es — er opfert sich für mich!“

„Sie sind übermüdet und lange ohne Nahrung,“ tröstete der Pastor. „Kommen Sie erst zu Ruhe und zu Kräften.“

„Nur durch ein Freundesopfer Ehre und guten Namen gewonnen! An meine wirkliche Unschuld wird niemand glauben!“

### Sechstes Kapitel.

Gestärkt durch Speise und Trank, fand Franz tiefen und festen Schlaf. Der Inspektor hatte ihm in seiner Wohnung für den Rest der Nacht Unterkunft angeboten, aber Franz lehnte es ab. Wo er zehn lange Monate in Qual und Verzweiflung so manche Nacht durchwacht hatte, wollte er auch die letzte durchleben, die ihn noch von der Freiheit trennte.

Und die Müdigkeit war auch mit bleierner Gewalt über ihn gekommen, als sich der Staatsanwalt, der Geistliche und sein Verteidiger von ihm verabschiedet hatten.

Er hörte noch, wie der Inspektor den Wärtern untersagte, die Tür zu verschließen. Beseligend klang es in den Übergang von Wachen und Schlafen, was der alte Herr zu den Aufsehern sprach: „Nicht einschließen! Er ist so frei wie wir.“ — —

Zehn heisere Schläge schallten über den Gefängnis-hof. Die alte Turmuhr wußte sie nicht melodischer zu geben, und doch klangen sie dem Schläfer, welchen sie weckten, wunderbar schön. Sofort war ihm alles in klarem Bewußtsein.

Er konnte diese enge Zelle frei verlassen, nicht um als Gerichteter zum Bloß zu wanken, sondern aufrecht, schuldentladen vor die Welt zu treten, hinaus ins Sonnenlicht, berechtigt zu nützlicher Menschenarbeit in den Reihen der anderen.

In's Sonnenlicht! Er wendete den Kopf, und seine Augen suchten den Lichtspalt über dem hoch oben ausmündenden schmalen Gitterfenster. Azurblau lachte das kleine Himmelsstückchen. Nun aber sollte nichts mehr ihn absperren von dem weiten, mächtigen Dome, der die ganze Erde überspannte, sattsehen konnte sich nun sein Auge wieder an der Schönheit von Welt und Leben. Es war ein wonniger Schauer, der ihn durchfloß. Ihn noch eine Weile zu genießen, ganz auszukosten, blieb er, wach wie er war, liegen. Dann löstete es ihn plötzlich nach einer Probe auf die wiedergewonnene Freiheit. Elastisch erhob er sich, ging zur Tür und — fand sie verschlossen.

Es durchfuhr ihn ein heftiger Schreck. Hatte er nur geträumt? War er Gefangener wie zuvor, oder hatte sich abermals eine Wendung in seinem Schicksal vollzogen? Die Martern der jüngsten Vergangenheit hatten viel gebrochen an diesem festen, selbstbewußten, jugendstarken Manne.

Aber es war nur Täuschung gewesen, was ihn erschreckt hatte. Die Tür besaß an der Innenseite keine Klinke, und der Beamte, welcher sie, ohne sie zu verschließen, ins Schloß gezogen hatte, war nur nicht darauf verfallen, einen Drücker auf dem Riegelbolzen zurückzulassen. Als Franz an der Tür tastete und rüttelte, wurde sie sofort von außen geöffnet.

Der ältere der beiden Aufseher, welche ihn gestern bewacht hatten, stand vor ihm und sagte: „Guten

Morgen, Herr Rähnisch, der Herr Inspektor hat schon vor einer Stunde gefragt, ob Sie wach wären. Er litt aber nicht, daß ich Sie weckte. Ich soll Sie zu ihm führen, sobald Sie es wünschen.“

Über den Flur floß breit und hell das Sonnenlicht eines herrlichen Frühlingstages.

Franz stand eine Weile wie geblendet. Er schloß die Augen und öffnete sie wieder, er sog die Luft, welche durch das Gitterfenster, dessen Flügel offen standen, hereinströmte, mit tiefen, wohligen Atemzügen ein.

„Gleich, ich komme gleich!“ sagte er und trat in die dämmerige Zelle zurück, seine letzten Vorkehrungen zu treffen. Die Tür blieb offen stehen, und nach wenigen Minuten trat er hinaus — der Freiheit entgegen.

Als die Entlassungsformalitäten, für die bereits alles vorbereitet war, ihr Ende gefunden hatten, führte der Inspektor selbst den Enthasteten bis zum Ausgangstor. Beim Überschreiten des Hofes packte Franz noch einmal furchtbares Grauen. In einer Ecke brachen Männer das Gerüst ab, welches sie Tags zuvor erbaut hatten.

Hier also wäre das Letzte, das Gräßlichste zu übersehen gewesen!

Am Tor reichte ihm der Inspektor die Hand. „Mit Gott, Herr Rähnisch! So hat noch keiner dies Haus verlassen. Sie haben viel erduldet, möge es Ihnen dafür nun recht, recht gut gehen!“

In wortloser Rührung drückte Franz die entgegengestreckte runzlige Hand. Der Torflügel knarrte und fiel wuchtig hinter ihm ins Schloß.

Man hatte ihm mit allen den anderen Sachen, die er damals bei sich trug, auch seine Uhr zurückgestellt. Er zog sie hervor; sie stand und wies auf halb vier Uhr.

Er blickte hinauf zu der Turmuhr — es war halb elf. Dann zog er seine Uhr auf und stellte sie. Es kam ihm ganz seltsam vor. Wie doch der Kulturmensch nur tastend, Schritt vor Schritt ins Leben zurückkehren muß, aus dem ihn zwingende Gewalt so lange ausgeschlossen hatte!

Wohin nun? Wohin zuerst?

Wie konnte er aber auch nur einen Augenblick schwanken! Fast zürnte er sich ob dieser Treulosigkeit. Natürlich zu ihm, zu Ludwig Barchfeld, seinem Befreier, den er krank, vielleicht in verzweifelter Gewissenspein finden würde.

Freilich, auch Grete hatte ein Recht, aber Ludwig war krank, ihm gehörte ein Vorrecht, und so schlug Rähnisch den Weg nach dem Krankenhause ein.

Im Warteraum empfing ihn der Assistent. Als der Fremde seinen Namen nannte, ging ein Leuchten über das jugendliche Gesicht.

„Zunächst, Herr Rähnisch, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich ein inniges, herzliches Interesse an Ihrem Schicksal empfunden habe und mich freue, Ihnen selbst Glück wünschen zu können zu dieser Rettung aus höchster Gefahr,“ sagte Doktor Grosse, und durch jedes seiner Worte klang herzensechte Wärme.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Aber wie steht es mit meinem armen Freunde, mit Ludwig Barchfeld? Darf ich ihn sprechen?“

„Ja, das dürfen Sie, denn es geht ihm ausgezeichnet. Er hat vortrefflich geschlafen, und die Nachrichten von Ihnen — ich habe sie mir heute morgen von Herrn Illstedt telephonisch verschafft — haben ihn beinahe gesund gemacht.“

Franz atmete auf. „Und wie trägt er nun sein eigenes Geschick?“



„Mit wunderbarer Gelassenheit, fast heiter. Er ist sehr mit sich zufrieden, darf es ja auch sein.“

„Wird er gesund werden?“

„Wir hoffen es.“

„Und ich darf ihn jetzt sehen?“

„Ja. Allerdings bitte ich als Arzt Sie darum, seien Sie selbst stark, ruhig und heiter. Eine schwere und plötzliche Aufregung könnte unser Werk wieder gefährden.“

„Das verspreche ich.“

„So will ich zuerst allein zu ihm gehen und ihn vorbereiten, denn auch jähe Freude kann schaden.“

Einige Minuten blieb Franz allein und überdachte sich sorgfältig, was er dem Freunde sagen wollte. Eine heitere Miene wollte ihm freilich noch nicht ganz gelingen, aber eine ruhige Haltung traute er sich zu.

Der junge Arzt kam und nahm ihn mit sich. Schwester Klara öffnete eine Tür, und die Freunde sahen sich wieder. Groffe war an der Schwelle stehen geblieben.

Barchfeld hatte sich im Bett aufgerichtet. Ein Leuchten des Glücks lag auf seinem feinen Gesichte, das die Freude rosig durchleuchtet hatte. Er breitete die Arme aus, und Franz, jedes Gelöbnis vergessend, warf sich an dem Lager nieder und schloß den Aufjubelnden an seine Brust.

Sie hielten sich eine Weile umschlungen, dann ließ Franz den Kranken sanft auf die Kissen zurückgleiten und sagte: „Ich danke dir, Ludwig, du hast Übermenschliches für mich getan.“

Dieser schüttelte den schwarzen Kraustopf. „Franz, mache mich nicht eitel! Ich hab's doch nur für mich getan, ich mußte es doch für mich tun!“

Einen Augenblick sann Rähnisch still vor sich hin, dann sagte er leise, wie an Erinnerungen anknüpfend:

„Ja, du mußtetest! Wie oft haben wir die Pflicht des Müßens miteinander durchgesprochen!“

„Wie du mich's gelehrt hast — damals, ehe wir uns kannten. Für den fremden Menschen, nur weil er ein Mensch war, tatest du, was du tun mußtetest. Und was man muß, tut man immer für sich selbst.“

Doktor Grosse zog sich still zurück. Zwei gute, zwei tüchtige Menschen, dachte er bei sich, die das rauhe Leben auf die schwerste Probe gestellt hat, und die diese Probe bestanden haben. Wie arm, wie jämmerlich erschien ihm da die Alltagsvorsicht, welche immer nur nach dem Vorteil und nicht nach dem höchsten Gefühl, der sittlichen Pflicht, rechnet.

Den beiden Freunden aber gab diese stille Selbstverständlichkeit ihres Handelns das große Gleichgewicht der Seelen und hob sie empor über alle Erschütterungen dieser Stunde, welche sonst so leicht dem Kranken verhängnisvoll hätte werden können.

Franz fragte, und Ludwig antwortete.

So wurde alles aufgeklärt, und als das geschehen war, wagte Franz auch den Namen der Geliebten zu nennen. „Mein erster Gang in der Freiheit,“ sagte er, „galt dir, Ludwig, nun aber will ich Grete wiedersehen. Du weißt nichts von ihr, kannst nichts von ihr wissen?“

„Nichts.“

„Ob sie sich gegrämt hat, ob sie krank geworden ist wie du, ob sie an mich glaubt, wie ich es hoffe? Laß mich jetzt gehen, ich komme wieder zu dir — bald wieder!“

„Ja, Franz, geh! Und wenn du sie findest, wie du hoffst, dann grüße sie von mir.“

Er reichte ihm die Hand. Lange, innig ruhten die Blicke ineinander. Dann ging Franz.

\* \* \*

Der Stadtrat Lohoff durchforschte seinen Weinkeller. Wieder und wieder trat er mit einer bestaubten Flasche ans Kellerfenster und trug sie wieder ins dunkle Lager zurück. Endlich hatte er sich für einen alten Raubentaler entschieden. Der Professor Spreng hatte ihn, als seinen Lieblingstrunk, kommen lassen und dem Stadtrat ein Duzend Flaschen abgegeben. Spreng galt in Weinangelegenheiten als Autorität, sogar bei dem Hauptmann Kronagel, welcher sonst in dieser Hinsicht nur sich selbst gelten ließ.

Das mußte etwas sein, wie es Lisbeth wünschte.

Bei dem Gedanken an seine liebe Lisbeth seufzte Lohoff. Als sie um Mitternacht heimgewandert waren, bald nach des Assessors plötzlichem Abschiede, hatte sie den Satten zurückgehalten und ihm zugeflüstert: „Morgen mittag kommt der Assessor, um anzuhalten, wie es sich schickt, da wir unsere Tochter doch nicht in einem Biergarten verloben können. Das wird dann die Feier im engsten Kreise, Emil, Sorge für einen guten Tropfen!“

Der Stadtrat seufzte wieder, als er das Vorleschloß der Kellertür bearbeitete, und wieder, als er mit seinen beiden Flaschen nach dem Privatkontor emporstieg. In dem kleinen Zimmer roch es nach Tabak. Es hatte ihn sonst nie gestört, heute war er empfindlich gegen alles. Er ging ans Fenster und öffnete die breiten Flügel, daß die würzige Morgenluft hereinflutete.

Als er noch die Schuhsaken einschob, sagte eine Stimme von der Straße: „Morg'n, lieber Lohoff!“

„Ah, guten Morgen, Perler!“

Der Fabrikbesitzer, Stadtverordnete und Stammtschfreund Perler sah furchtbar feierlich aus. Schwarz gekleidet war er, der blanke Zylinder saß ihm kerzengerade auf dem kantigen Haupte.

„Machen Sie denn in dem Kostüm Ihren Mailustspaziergang?“ fragte der Stadtrat.

Perler zog ein verdrießliches Gesicht. „Mir ist was Merkwürdiges passiert,“ erwiderte er. „Als Stadtverordneter und als Mitglied der Geschworenenbank hatte ich die Karte bekommen — na, Sie wissen doch — wegen Rähnisch. Pünktlich um sieben Uhr trat ich denn auch an. Aber was sagen Sie dazu, Lohoff? Wie wir an das Portal kommen, steht ein Aufseher da und sagt, die Hinrichtung sei aufgeschoben worden. Es standen schon fünf oder sechs Leute vor dem Tor. Keiner wußte mehr. Schließlich meinte einer, er habe etwas davon munkeln hören, es sei ein Mitschuldiger entdeckt, und es gebe nun eine Doppelhinrichtung. — Was sagen Sie dazu?“

Der Stadtrat wußte gar nichts zu sagen, so verblüfft war er. „Ei, ei,“ bemerkte er endlich, „also wieder eine Sensation! Aber jetzt ist's acht Uhr, da haben Sie wohl den angebrochenen Morgen zu einem Spaziergange verwendet?“

„Na ja, wir drei von der Geschworenenbank sind ins Parkrestaurant gegangen — es sieht sich dort wunderschön unter den Blüten — und haben noch einmal den ganzen Fall durchgesprochen. Aber einen Mitschuldigen haben wir nicht gefunden, und übrigens hat der Schiedler ja nur eine Kugel gehabt — mitten durchs Herz.“

Sie plauderten noch eine Weile am Fenster, dann war Lohoff hinaufgeeilt, die gewichtige Neuigkeit den Seinen zu vermitteln. Aber er hatte niemand mehr getroffen. Die Damen hatten noch notwendige Einkäufe zu machen und waren soeben ausgegangen.

Der Assessor Erwin Meißner stand vor seinem Spiegel und bürstete und kämmtete an sich herum, um jede Einzellinie seiner Männerschönheit zur Vollendung zu bringen. Der Staatsanwalt hatte ihn noch in der Nacht für den Vormittag dispensiert. Das war ihm gelegen gekommen, sehr gelegen, denn schon hatte er darum bitten wollen.

Frau Wilde trat ein, des verstorbenen Steueraufsehers treue Wittib, die ihm ein Haus mit in die Ehe gebracht hatte und es jetzt wieder im Eigenbesitz weiterverwaltete. Sie vermietete Zimmer, um, wie sie sagte, etwas zu tun zu haben, nicht weil sie es nötig hätte.

Ein kleines Bukett trug sie in der Hand und warf es etwas unsanft auf den Tisch.

„Nanu, verehrte Frau Wilde, wieder einmal ungnädig?“ fragte der Assessor vom Spiegel her.

„Na ja, daß ich's lieber gleich sage, Herr Assessor, ich habe mich schwer geärgert Ihretwegen. Und es ist vielleicht besser, wir kündigen uns und —“

Meißner wandte sich ganz herum. „Das ist ja ausgezeichnet, liebe Frau Wilde, denn unsere Wünsche begegnen sich da,“ sagte er fröhlich.

Jetzt war die Frau Steueraufseher bestürzt. Ihr stieg eine flammende Röte ins Gesicht. „Soll das vielleicht heißen, daß Sie hier irgend etwas auszusetzen gehabt hätten?“ fragte sie spitzig.

„Keineswegs, Verehrteste, das soll vielmehr heißen, daß ich demnächst heiraten werde.“

Frau Wilde warf einen verständnisvollen Blick auf die Blumen. „Ah, deshalb also mußte der Gärtner dies sündhaft teure Zeug mit ins Haus bringen?“

„Ja, deshalb. Rosen sind jetzt freilich noch sehr teuer.“

„Hm, na ja — gemerkt habe ich's ja auch und ge-

hört erst recht so manches — also, das Fräulein Lohoff? Und heute geht's los? Darum in Wicks?"

„Ja, liebenswürdigste aller Wirtinnen des Weltalls.“

„Wissen Sie, was mein Adolf selig immer sagte? Wenn er ihn hätte zu wählen gehabt, er hätte ihn nicht gewählt.“

„Wen denn, Frau Wilde?"

„Na, den Stadtrat zum Stadtrat. Denn, so sagte mein Adolf selig, wer in seinem Hause nicht regieren kann, von dem lasse sich auch keine Stadt regieren, und daß die Frau Stadtrat die Hosen anhat, werden Sie wohl auch schon bemerkt haben, Herr Assessor. Für so gescheit wenigstens halte ich Sie.“

„Danke verbindlichst. Aber vielleicht befleißigen Sie sich doch eines freundlicheren Tones, wenn Sie berücksichtigen, daß die Dame mir bald sehr nahe stehen wird.“

„I wo denn, Herr Assessor, Sie ziehen ja — was ist da noch zu berücksichtigen? Und dann, nach wem die Gerichtsboten bis Mitternacht herumlaufen und ehrbare Witwen aus dem Schlafe trommeln, bis die Nachbarn zusammenlaufen, ist auf den Rücksicht zu nehmen?"

„Wenn die ehrbaren Witwen so fest schlafen, müssen die ehrbaren Gerichtsboten auch fest trommeln.“

Der Assessor war fertig. Er ließ den Klapphut in seinen Federn spielen, ergriff das Bukett und grüßte die zungenfertige Pflegerin seines Junggesellenheims mit einem freundlichen Nicken.

„Also, adieu, verehrteste Frau Wilde! Wenn ich wiedertomme, ist's hoffentlich kein Geheimnis mehr, dann können Sie —“

„Ach, du meine Güte, bilden Sie sich doch nicht ein, Herr Assessor, daß ich mich für so was interessiere!

Da können Sie Großvater sein, ehe ich's zu jemand weiterfage.“

Meißner war gegangen, Frau Wilde trat ans Fenster und wartete, bis sie ihn aus dem Hause treten sah.

„Sieht ganz gebildet aus,“ murmelte sie für sich selbst, „und tappt so in die Tinte!“

\* \* \*

Erwartungsvoll saßen Frau Lisbeth Lohoff und Fräulein Grete sich in der breiten Fensternische des Wohnzimmers gegenüber und behandelten das uner-schöpfliche Thema von des Gatten und Vaters Ungeschick in allen jenen Lagen, die einiger Diplomatie bedurften. Sie nannten es Diplomatie, er nannte es Lüge.

Da ging die Flurglocke, und beide fuhren zusammen.

„Er kommt!“ hauchte Lisbeth.

„Erwin ist's!“ sagte Grete, als übe sie sich im wohl-lautendsten Gebrauch dieses neuen Namens.

Plötzlich aber flog die Tür auf, und Hedwig, das Dienstmädchen, stand darin, an allen Gliedern zitternd.

„Aber Hedwig, was ist denn los?“ fragte die Frau Stadtrat. „So lassen Sie doch den Herrn herein —“

„Frau Stadtrat, gnädige Frau!“ schrie das entsetzte Mädchen. „Heute früh haben sie ihn geköpft, und jetzt steht er vor der Tür! Das ist ein Geist, das bedeutet ein Unglück!“

„Sind Sie verrückt geworden?“ fuhr Frau Lisbeth aus ihrer behaglichen Polsterbettung empor.

„Wer steht draußen?“ rief Grete.

Hedwigs Zähne klapperten, ruckweise klang es her-aus: „Der Geköpfte — der Herr Rähnisch!“

„Dann ist er ausgebrochen!“ Drei Frauenstimmen mischten sich in Angststufen. „Er sucht hier ein Versteck!“

„Aee, 's ist nur sein Geist!“ beharrte Hedwig. „Er

sieht ganz hohlbadig und bleich aus, wie einer, der aus dem Sarge kommt. Ich bin so erschrocken, ich geh' nicht wieder an die Tür.“

„Er kann nur entsprungen sein — im letzten Augenblick!“ erklärte Grete.

„So werde ich gehen und den Herrn fragen, was er eigentlich bei uns will,“ sagte die Frau Stadtrat mit einer heroischen Anwandlung, welche aber nach den drei ersten Schritten schon wieder wich.

Hedwig schrie nämlich: „Liebe, gnädige Frau Stadtrat, machen Sie nicht auf! Er schlägt uns alle drei tot! Wer erst einmal gemordet hat, macht das immer wieder. Die richtigen Mörder lecken nach Blut!“

„Hedwig, Sie sind ein Schaf!“ schnitt Frau Lisbeth ihr Geschrei ab. „Seien Sie jetzt still, daß man nachdenken kann. Zu einem Entschluß müssen wir kommen.“

„Die Hintertreppe hinunter will ich, die Polizei holen,“ schlug Hedwig vor.

„Unsinn!“ sagte Grete. „Ein solches Aufsehen, einen solchen Skandal darf es bei uns nicht geben.“

„Du hast recht, mein Kind,“ entschied die Mutter, „der Vater muß helfen. Ich selbst gehe die Hintertreppe hinab und sage ihm, er muß uns den gräßlichen Besuch forttschaffen — sofort forttschaffen!“

„Ach, der arme Mensch!“ seufzte Grete.

„Dummes Zeug!“ entschied Frau Lisbeth und eilte durch den Flur und die an dessen Ende liegende Küche. Sie flog eben die Treppe hinab, als es oben zum zweiten Male klingelte.

Wie eine Bombe platzte Frau Lisbeth in das stille Kontor mit den Worten: „Emil, denke dir, Rähnisch ist aus dem Zuchthaus ausgebrochen und sucht sich jetzt bei uns zu verbergen. Er steht oben vor der Tür. Ich bin die Rückentreppe herunter, Grete und Hedwig



sterben vor Angst, du mußt ihn sofort wegschaffen! Thomas und Hütter sind ja ein paar starke Männer, laß die beiden Väter ihn festnehmen, aber still und ohne Aufsehen. Emil, mach's klug, jede Sekunde kann der Assessor kommen — ach Gott, ich bin ja mehr tot als lebendig!“

Nach dieser Rede hatte sich die aufgeregte Dame in einen der braunen Ripsessel geworfen, schnellte aber schon im Gegendruck der Sprungfedern wieder empor.

„Besinne dich nicht erst lange, Emil! Hier heißt's handeln, rasch handeln und entschlossen handeln! Du bist der Mann im Hause, deinem Schutze habe ich mich anvertraut, mich und mein Kind —“

Endlich kam der Stadtrat zum Wort. „Erlaube mal, Lisbeth, das hagelt mir alles so über den Kopf, daß ich gar nicht weiß, was eigentlich los ist. Der Perler sagte mir vor zwei Stunden oder drei, die Hinrichtung habe nicht stattgefunden. Da find' ich es natürlich, wenn Rähnisch wirklich da oben steht. Aber hat er selbst gesagt, daß er ausgebrochen ist und Unterschlupf sucht?“

„Emil, halte keine langen Reden! Hier muß gehandelt werden, also handle! Dein Kind oben ist in Lebensgefahr und —“

„Hätte sich ja mit dir in Sicherheit bringen können, wenn überhaupt von Lebensgefahr die Rede sein kann,“ entgegnete Lohoff. „Aber was will er nur hier? Was will er hier?“

„Handle, Emil, schaff ihn fort, wie du willst und kannst, aber schaff ihn fort!“

„Gut, ich werde ihn fortschaffen, aber nicht mit Hilfe der beiden Väter. Das läßt sich gebildeter und gemüthlicher machen. Zuerst muß ich natürlich wissen, was ihn herführt, und wie er herausgekommen ist. Geh

du nur wieder die RÜchentreppe hinauf. Ich werde ihn auf der Vordertreppe in Empfang nehmen und hierher ins Privatkontor führen, dann kann euer Assessor ungestört hereinspazieren.“

„Ich verzeihe dir diese überflüssige Bosheit,“ sagte Frau Lisbeth, „vorausgesetzt, daß du alles gut machst, Emil.“

Damit ging sie wieder die Hintertreppe hinauf.

Der Stadtrat aber stieg die breite Vordertreppe empor und traf Franz, der ersichtlich ungeduldig immer noch vor der Korridortür stand.

„Ah, sehe ich recht — Herr Rähnisch! Sie sind wieder da — na, das ist ja reizend! Können da nicht hinein? Ja, das glaub' ich, haben beide furchtbare Migräne, meine Damen. — Aber wenn ich Sie bitten dürfte, zu mir ins Privatkontor zu kommen —“

Franz war über die Herzlichkeit des Tones sehr erfreut. „Danke, Herr Stadtrat,“ begann er, „für diesen Empfang. Man hat mich also hier nicht verurteilt trotz alledem —“

„Ei, ganz und gar nicht, Herr Rähnisch, das dürfen Sie nicht glauben. Also, bitte sehr, kommen Sie!“

Sie stiegen zusammen die Treppe hinab.

„Also, Fräulein Grete,“ begann Franz wieder, „ist krank, wie Sie sagten? Doch nicht ernstlich, es ist doch keine Gefahr?“

„Ach so — hm, ja, ich sprach da von Migräne. So was muß man niemals tragisch nehmen. Solch ein Mädel hat Launen, vielleicht ist's auch eine kleine Erkältung. Aber meine Frau hat's tüchtig. Liegt zu Bett, Grete muß pflegen.“

Der Stadtrat fand diese Lüge sehr diplomatisch. Bei also beschaffenen Zuständen im Hause Lohoff sollte der Ausbrecher wohl jede Idee an ein Versteck aufgeben.

Er schmunzelte selbstzufrieden, als er die Tür zum Privatkontor öffnete und Franz zum Eintritt nötigte.

Dieser sagte hastig: „Es ist mir ja sehr schmerzlich, zu hören, daß Ihre Frau Gemahlin, die verehrte Frau Stadtrat, ernstlich leidend ist, aber, verzeihen Sie der zärtlichen Ungebuld, Herr Stadtrat, die Liebe ist egoistisch — ist Fräulein Grete nicht ebenfalls wirklich krank?“

„Nein, die ist gesund wie ein —“ er machte eine Kunstpause und holte eine Kiste mit Zigarren herbei — „nun, wie ein Mensch mit etwas Migräne eben sein kann.“

„Gott sei Dank! Mich verzehrte die Ungebuld, und ich fürchtete schon, der Kummer um mich habe Fräulein Grete —“

„Nein, lieber Herr Rähnißch, da seien Sie unbesorgt, das ist tapfer überwunden worden. Im Anfang, na ja, da hat sie ja 'ne Heidenwirtschaft gemacht, aber dann — wissen Sie, als die Beweise so hageldicht kamen, gegen die sie erst so wild Opposition gemacht hatte —“

„Das will ich ihr nie vergessen!“ warf Franz mit strahlenden Blicken ein.

„Da —“

„Da wurde sie krank?“

„Nein, da wurde sie ganz gesund. — Aber nehmen Sie doch Platz, und nun erklären Sie mir erst die Hauptsache, lieber Herr Rähnißch, wie kommen Sie eigentlich hierher? Hab' mich ja sehr gefreut, aber schließlich doch auch ein bißchen gewundert. Sie werden das wohl nicht übelnehmen?“

Bei den ersten Worten des Stadtrates war Franz schmerzlich zusammengezuckt, dann aber wurde er doch abgelenkt. „Ach, Herr Stadtrat, an mich habe ich nicht gedacht, von mir habe ich nicht gesprochen, und doch

muß meine bloße Existenz ja schon in Erstaunen setzen. Es ist wahr, ich gelte vielen, die mich kannten, in diesem Augenblicke für tot, wie erschreckend muß es also befremden, mich leben zu sehen. Sie haben recht, Sie haben völlig recht, Herr Stadtrat!“

„Na also, das ist vernünftig, Sie nehmen eine berechnete Frage nicht übel.“

Da reckte sich Franz stolz empor, als er sagte: „Und doch ist die Erklärung so selbstverständlich: allen Scheinbeweisen zum Trost ist in letzter Stunde meine Unschuld entdedt worden. Ich bin frei!“

Stadtrat Lohoff setzte sich und starrte den Sprecher erstaunt an. „Unschuld! Und das ist jetzt erst herausgekommen? Himmel, Herr Rähnisch, nehmen Sie's nicht übel, aber da wird mir nachträglich ganz miserabel!“ Er sprang auf und lief im Zimmer herum. „Wenn man zu der Überzeugung nun einen Tag später gekommen wäre! Das ist ja greulich, das ist ja nichtswürdig! Pfui Teufel, solche Gemeinheit!“ Plötzlich blieb er vor Franz stehen, sah ihn groß an und sagte: „Nicht wahr, Sie schwindeln mir was vor, Herr Rähnisch? Aber Sie können mir ruhig die Wahrheit sagen, ich verrate Sie nicht.“

„Herr Stadtrat!“

„Also wirklich! — Verzeihen Sie mir, Herr Rähnisch, wenn ich Sie beleidigte, aber es ist ja so plötzlich, so ungeheuerlich —“

„Ja, das ist's,“ sagte Franz düster.

Eine Weile war's still, dann sagte der Stadtrat: „Jetzt sagen Sie mir alles, Herr Rähnisch, ich bitte Sie darum.“

Franz berichtete in aller Kürze, und als er geendet hatte, saß Lohoff eine Weile still und verlegen.

Dann aber raffte er sich empor, ging auf den Er-

zähler zu und sagte: „An Ihnen ist eine schreckliche Sünde begangen worden, alle Welt hat sich an Ihnen veründigt — und wir hier haben's auch getan.“ Er hatte Franzens Hand gefaßt und sah ihm mit seinen guten Augen ins Gesicht.

„Wie meinen Sie das, Herr Stadtrat?“ forschte Franz beklommen.

Lohoffs Blick aber war auf die beiden Flaschen Rauentaler gefallen, die zur Verlobungsfeier kühl standen. Rasch ging er an ein Wandschränkchen, nahm zwei Gläser heraus, holte aus seiner Tasche ein Messer mit Pfropfenzieher und entkorkte eine der Flaschen.

Franz hatte zum zweiten Male gefragt: „Wie habe ich das zu verstehen, Herr Stadtrat?“

Dieser beachtete die Frage nicht. „Mir ist vom Zuhören ganz schwach geworden,“ sagte er. „Wie muß Ihnen erst zumute sein!“ Er goß die beiden Gläser voll. „Trinken Sie mit mir einen guten Schluck, lieber Freund, und stoßen Sie an — auf Ihr Glück im ganzen künftigen Leben!“

Franz nahm ein Glas.

„Fest, daß es klingt oder bricht!“

Und es klang hellauf.

„Auf die Genesung Ihrer lieben Patienten!“

Lohoff setzte sein Glas grimmig nieder. „Lassen Sie das Weiberpack!“ murrte er. „Ja, der Barchfeld, sehen Sie, das ist ein anderer Kerl, auf ihn wollen wir trinken!“

Sie tranken, aber in Franz wurde das Gefühl immer stärker, daß man ihm etwas verheimliche, und so ging er denn dem Gespenst seiner Ahnungen beherzt zu Leibe.

„Sie meinen es gut mit mir, Herr Stadtrat, Sie nehmen Anteil an meinem schweren Schicksal, aber Sie sind nicht ganz offen zu mir. An mir ist auch hier

gesündigt worden, sagen Sie. Ich will klar sehen, ich muß klar sehen! Wie steht es mit Fräulein Grete?"

Lohoff drehte sein leeres Glas zwischen den Fingern hin und her. „Es ist wahr,“ begann er, „Sie dürfen nicht weiter belogen und betrogen werden. Schließlich ist's auch ein Glück für Sie, Herr Rähnisch, daß Sie rechtzeitig erfahren, wie wenig Sie verloren haben, dann ist aller Gram auf einmal zu Ende.“

Franz saß in höchster Spannung. „Weiter — weiter, Herr Stadtrat!“

„Sehen Sie sich diesen Wein einmal an,“ fuhr der Diplomat Emil Lohoff in unerschütterlicher Bedächtigkeit fort, „sehen Sie sich ihn einmal ganz genau an! Das ist kein Wein für alle Tage, das ist ein besonderer Wein, das ist ein sehr besonderer Wein, das ist“ — zornig schrie er's hinaus — „Gretes Verlobungswein!“

Franz Rähnisch, auf den nach so langer Leidenszeit das eine Glas Wein beinahe betäubend gewirkt hatte, wollte sich aus seinem Sessel erheben, sank aber wieder zurück. Um seine Lippen zuckte ein bitteres Lächeln, und flüsternd stieß er hervor: „Sie hat also nicht an mich geglaubt! Sie hat mich also nicht geliebt!“

Der Stadtrat ging schnaufend hin und her. „Geliebt? Wenn ich nur wüßte, ob sie überhaupt ein Herz hat!“

Franz erhob sich. „Dann will ich gehen, Herr Stadtrat. Haben Sie Dank für Ihre Teilnahme und für Ihre Aufrichtigkeit!“ Er bot ihm die Hand.

Lohoff ergriff sie beinahe zärtlich. „Und weiter wollen Sie nichts wissen?“

„Nichts. Dazu habe ich kein Recht.“

Der Stadtrat nickte. „Sie tun mir leid,“ sagte er endlich. „Könnte ich Ihnen nicht in irgend einer Weise behilflich sein?“

„Sie waren mir behilflich, aus einem kindischen Traume zu erwachen. Das weitere muß ich selbst besorgen.“

Eine Weile sah ihm Lohhoff nach, dann wandte er sich, ging zu seinem Sessel zurück und ließ sich hineinfallen.

So saß er, saß und sann.

Da pochte es an die Tür. „Der Herr Stadtrat möchten die Güte haben, sofort heraufzukommen,“ bestellte Hedwig und verschwand wieder.

Lohhoff dehnte sich und knurrte ingrimmig: „Ist's so weit? Na, ich bin gerade in der passenden Stimmung zum Segnen!“

### Siebentes Kapitel.

Lisbeth empfing den Gatten bereits im Flur. „Ist er fort?“ forschte sie.

„Ja, er ist fort, ein armer, tiefgebeugter Mensch. Er ist frei, er ist unschuldig, Lisbeth! Auf der Schwelle des Schafotts hat sich seine Unschuld erwiesen.“

Frau Lohhoff erschrak sichtlich, aber sie faßte sich rasch. „Das ist ja ein großes Glück — und doch auch sehr traurig. Aber was konnten wir ihm helfen! — Was wollte er denn?“ fragte sie.

Die Gatten waren inzwischen in ein Zimmer getreten, dessen Tür Frau Lisbeth vom dämmerigen Flur aus geöffnet hatte. Der Stadtrat gewahrte erst jetzt, daß es sein Rauchzimmer war.

„Was wollen wir hier?“ fragte er. „Der Assessor ist doch wohl da?“

„Nein, noch nicht. Ich muß dich vorher sprechen, deshalb ließ ich dich rufen, glaubte auch, dadurch deinen Besuch zum Gehen zu bringen. Aber was wollte er, und was hast du ihm gesagt?“

Lohoff wandte sich zurück und sah die Fragerin traurig, unwillig an. „Ein Unglücklicher wollte Liebe, und ich habe ihm gesagt, daß er sie hier nicht mehr findet.“

„Was hast du ihm gesagt?“

„Daß sich Grete soeben verloben will.“

„Und auch mit wem?“

„Das wollte er nicht hören, er erklärte zu dieser Frage kein Recht mehr zu haben.“

Frau Lisbeth nickte befriedigt. „Diesmal war die Wahrheit die beste Diplomatie. Ich bin mit dir zufrieden, Emil.“

„Ich nicht.“

„Keine Schwachheiten, wo es sich um das Glück deines Kindes handelt! Franz Rähnisch ist uns ein Fremder. Sein Schicksal mag uns dauern. Mehr als Mitleid sind wir ihm aber nicht schuldig. Gretes Schicksal ist unsere erste Sorge. Darüber wollte ich mit dir sprechen, ehe der Assessor kommt.“

„Wo ist Grete?“

„In ihrem Zimmer. Das törichte Ding hat sich wirklich über den unerwarteten Besuch aufgeregt. Sie sah ganz blaß aus. Ich habe ihr die Stirn mit kölnischem Wasser gewaschen und ihr befohlen, sich einen Augenblick auszuruhen.“

„Wenn sie Gewissensbisse hat, so —“

„Unsinn!“

„Wir wollen sie jedenfalls nicht beeinflussen und nicht zwingen,“ erklärte Lohoff mit großer Bestimmtheit.

„Selbstverständlich nicht, aber auch keine Dummheit machen lassen.“

„Wenn sie Rähnisch nun noch liebt?“

„Emil, deine Sentimentalität faselt. Grete ist meine Tochter.“



„Doch wohl auch ein wenig die meine!“

„Aber sie gleicht mir. Sie läßt sich nicht von vorübergehenden Stimmungen beeinflussen, denn sie ist klug und klar.“

Der Stadtrat seufzte. Nach einer Weile fragte er: „Und wo hinaus soll das alles?“

Frau Lisbeth schlug einen freundlichen Ton an. Sie zog den Satten auf das Sofa, rückte sich seinen Schreibtischstuhl heran und sagte: „Sieh, Emil, du bist ein guter Kerl, ein zu guter Kerl vielleicht, um immer klug zu sein. Laß mich dir einmal den Sachverhalt nüchtern vortragen, und erkläre mir dann, ob wir anders handeln dürfen, als ich zu handeln dachte. Der Assessor hat eine glänzende Laufbahn vor sich. Weißt du das?“

„Es heißt so.“

„Kampoldt hat noch vor kurzem zum Hauptmann Kronagel geäußert, er sei unter den jüngeren Juristen des ganzen Landgerichts der fleißigste und befähigste, ihm fehle zu einer großen Zukunft nur eines.“

„Das wäre?“

„Geld! Eine reiche Heirat.“

„Hm,“ brummte der Stadtrat mißvergnügt, „und nun meinst du, mein Geld, unser Geld sei gut genug, dem Streber zu gutem Fortkommen zu verhelfen?“

„Dem Streber?“

„Ja, er ist ein Streber, ein kaltberechnender Streber! Auch das sagt man von ihm.“

„Vielleicht neidische Kollegen.“

„Professor Spreng nennt ihn so.“

„Ah, der verschrobene Professor!“

„Ein kluger, ein sehr kluger Kopf!“

„Ein grüblerischer Idealist!“

„Nun, mag er sein, was er will, welches Recht hat

der Assessor darauf, mit meinem Gelde seine Zukunft zu begründen?“

„Emil, was schwachest du da wieder! Seine Zukunft ist Gretes Glück. Bringt er's zum Gerichtspräsidenten oder gar zum Minister, so steht unser Kind neben ihm, hat eine beneidete Stellung in der Welt. Grete weiß das, und sie rechnet wie ich.“

„Ein Mädchen von neunzehn Jahren!“

„Mein Mädchen, Emil! Ach, wie habe ich ersehnt, daß du einmal etwas würdest! Zum Stadtrat habe ich dich ja gemacht. Du weißt es ja, wie ich auf allerlei Umwegen unsere einfältigen Stadtverordneten bearbeiten ließ. Aber, du lieber Gott, was ist eigentlich ein unbeforbeter Stadtrat?“

„Liebe Lisbeth,“ erwiderte Lohoff ernst, „weißt du vielleicht noch, daß du mir vorgestern sagtest, man habe mich zum Stadtrat gemacht, weil man keinen Dümmeren fand, der sich die unbezahlte Arbeit aufladen ließ?“

Einen Augenblick schaute Frau Lisbeth verlegen vor sich hin. „Habe ich das wirklich gesagt? Emil, Bester, was sagt man nicht mal im Ärger! Wie ich dafür gearbeitet habe, weißt du ja doch, und daß ich auf den Erfolg stolz bin, weißt du auch. Freilich, du sollst es auch noch weiterbringen —“

„Ich?“

„Ja, Mann, zum Kommerzienrat. Ich hab' mir's fest vorgenommen. Ich weiß auch schon einige öffentliche Verdienste, die du dir erwerben mußt, und die an der maßgebenden Stelle bekannt werden sollen.“

Lohoff stand ärgerlich auf. „Laß mich mit dem Kram in Frieden!“

Frau Lisbeth zog ihn sanft auf seinen Platz zurück. „Weiß nicht, ob ich es soll und kann. Aber Gretes Zu-

kunft muß sich anders gestalten. Ihr muß das werden, wonach ich vergebens geschmachtet habe in der Welt.“

„Und das nennst du Glück?“

„Ja, Emil.“

„Und die Liebe?“

„Ist eine Zugabe, die sich findet und hier sich schon gefunden hat. Dessen bin ich sicher.“

„Auch nach dem, was sich heute zutrug, und auch nachdem Grete erfahren haben wird, daß Franz Rühnisch in seinem unverschuldeten Unglück ihrer Liebe würdiger ist als je?“

„Auch dann. Er mag ein neues Leben sich erkämpfen, das vergangene hängt an ihm wie ein graues Gewölk, das mitwandert. Bilde dir doch nicht ein, Emil, daß die Achtung der Welt sich auf Mitleid aufbaut. Der Bewunderung, dem Erfolge geht sie nach.“

„Und so denkt auch Grete? Dessen bist du gewiß?“

„Frage sie selbst, wie ich sie gefragt habe.“

Eine Weile war's still im Zimmer. Der Stadtrat strich sich über die Stirn, als wolle er alle Gedanken einwände fortlöschen. Er seufzte und sagte: „Dann muß ich mich drein geben. Möge sie das Glück finden, an das sie glaubt! Ich habe kein Recht, auch als Vater kein Recht, sie zu einem Glücke zu zwingen, das mich beglücken würde. Mögt ihr euch beide nur nicht irren!“

Frau Lisbeth küßte ihren Mann und erwiderte: „Das laß unsere Sache sein, Emil! Ich will jetzt sehen, was sie macht, meine verständige Grete, und ihr alles sagen.“

\* \* \*

Zehn Minuten später meldete Hedwig: „Herr Professor Meißner ist da.“

„Ich lasse bitten,“ sagte der Stadtrat. „Benachrichtigen Sie auch meine Frau.“

Hedwig ging, und Lohoff betrat, aus seinem Zimmer kommend, den Salon im selben Augenblicke, als der Assessor vom Flur her eintrat.

Der schlanken, hohen Gestalt saß der elegante Frack tadellos. In der weißhandschuhten Rechten hielt der Assessor einen Strauß dunkelroter Rosen. Das lichtblonde Haar war blitzblank gescheitelt, und die grauen Augen schauten heiter und unternehmend drein. Freilich, in dieser heiteren Sicherheit hätte ein scharfer Beobachter auch etwas von Gezwungenheit gelesen.

Lohoff aber war solch scharfer Beobachter nicht. Er ging dem jungen Gaste entgegen und reichte ihm die Hand. „Willkommen, lieber Herr Assessor!“

„Guten Morgen, Herr Stadtrat!“ erwiderte Meißner und verneigte sich tief und förmlich. „Ich bin dankbar und beglückt, daß Ihr erstes Wort ‚willkommen‘ heißt.“

Lohoff wies auf einen Sessel.

Der Assessor nahm Platz, nachdem der Stadtrat selbst sich gesetzt hatte. Er schnellte aber sofort wieder auf, denn die Tür hatte sich geöffnet, und Frau Lisbeth war erschienen.

Meißner eilte der Dame des Hauses entgegen, und als diese, ihm die Hand reichend, ein freundliches „Guten Tag, mein lieber Herr Assessor!“ flüsterte, beugte er sich nieder und küßte ihr die Hand.

Frau Lisbeth schritt nach dem Sofa und sagte: „Bitte, nehmen Sie wieder Platz, Herr Assessor.“

Er folgte der Einladung, schlug eine Sekunde die Augen nieder auf das Rosenbukett und begann dann mit der Sicherheit des gewandten Redners: „Die mir gestern gewährte gütige Erlaubnis benützend, komme ich, gnädige Frau und verehrter Herr Stadtrat, um Ihnen in aller Form die Bitte vorzutragen, von deren Gewährung, wie ich fühle, das Glück meines Lebens

abhängt. Ihre reizende Tochter hat mir gestattet, um ihre Hand zu werben, und da Sie mich kennen, meine, ich darf wohl sagen, guten Ausichten auf eine höhere Laufbahn auch kennen, so wird Ihre Entscheidung nur eine persönliche Vertrauenssache sein. So bitte ich denn, schenken Sie mir das Vertrauen, das höchste gewiß, welches Eltern einem fremden Manne entgegenbringen können, das Vertrauen, daß ich fähig sei, einem geliebten Weibe im Bunde fürs Leben das echte Glück zu bieten.“

Frau Lisbeth warf einen auffordernden Blick auf den Gatten.

Dieser sah dem Sprecher ernst und fest ins Auge. „Wir haben Sie erwartet, Herr Assessor, das alles ist wohl also nur eine Form, nach dem, was gestern geschah. So lassen Sie mich denn wiederholen: wenn mein Kind Sie liebt und in dieser Liebe sein Glück sieht, werde ich kein Nein sprechen. Aber klar, wahr und rein sei jede Empfindung zwischen uns.“

Der Assessor blickte etwas befremdet drein. „Wie darf ich das verstehen?“ fragte endlich der Bewerber.

Lohoff fuhr unbeirrt fort: „Ist Ihnen bekannt, Herr Assessor, daß sich Herr Franz Rähnisch, jener unglückliche Mann, dessen Schicksal sich seit gestern so wunderbar gewendet hat, einst um Grete bewarb?“

Die Sicherheit des Assessors hatte wieder den Zug der Gezwungenheit, als er mit mildem Lächeln entgegnete: „Aber selbstverständlich, Herr Stadtrat. Was kann ein junges Mädchen dafür, daß viele ihr huldigen?“

„Lieber Emil, ich begreife wirklich nicht,“ mischte sich Frau Lohoff ein, „wie diese unerhebliche Huldigung eines Mannes, der uns nichts, gar nichts anging und angeht, mit dieser Entscheidung vermengt werden kann!“

Des Assessors Sicherheit wuchs. „Gnädige Frau,“

sagte er, „Ihre Worte haben erlösende Kraft. Auch ich nahm an, daß dieser Herr Rähnisch, dessen Schicksal gewiß auch mich aufs innigste bewegt, in dem Herzen Ihrer Fräulein Tochter niemals einen Platz besessen hat, mochte sein Herz ihr auch völlig gehören. Müßte ich glauben, daß ich ältere Rechte verlete, daß heilige Empfindungen des von mir angebeteten Mädchens wieder aufleben könnten, dann würde ich selbstverständlich sofort zurücktreten.“

Frau Lisbeth wurde lebhaft. „Das ist die Auffassung eines echten Cavaliers,“ sagte sie. „Und wenn ich gleich meinem lieben Manne den Vorwurf machen muß, daß er unnötig eine Frage zur Sprache brachte, die für die Nächstbetheiligten nicht mehr besteht, so freue ich mich doch, daß mir so Gelegenheit gegeben wird, als Mutter, die das Herz des Kindes gründlich erforscht hat, zu bekunden, daß die Wendung in dem Schicksale des Herrn Rähnisch Gretes Herz völlig unberührt läßt. Sie bedauert sein Mißgeschick, wie wohl jeder fühlende Mensch es bedauert, aber sie nimmt einen wärmeren Anteil daran nicht.“

Meißner sprang auf und küßte wieder die Hand der Frau Stadtrat. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, gnädige Frau, von ganzem Herzen!“

Diese lächelte huldvoll. „Und so will ich denn Grete holen lassen, daß Sie sie selbst fragen, wenn Sie einer solchen Frage noch bedürfen.“

„Mein Glück bedarf keiner Frage mehr, aber seine Krönung wird es natürlich erst durch die Anwesenheit der Geliebten erfahren.“

„Ich denke, der Vater und Herr des Hauses wird es sich nicht nehmen lassen, sein Kind selbst herzuführen,“ meinte Frau Lisbeth.

Lohoff sah sie etwas erstaunt an. Aber nur für

eines Augenblickes Dauer, dann fügte er sich. „Gewiß, gewiß! Lieber Assessor, Sie entschuldigen also —“

„Ich warte in höchster Spannung!“ erwiderte der Angesprochene, indem er sich rasch erhob und verbeugte.

Der Stadtrat schritt zur Tür. Wenn sie wirklich verliebt ist, lauscht sie im Flur, dachte er bei sich und war selbst neugierig, wie die Probe aufs Exempel ausfallen würde.

Sie enttäuschte ihn.

Der Flur war leer, und auch in den angrenzenden Zimmern fand er die Tochter nicht.

Endlich erfuhr er von Hedwig, Grete sei auf ihr Zimmer gegangen und habe sich eingeschlossen.

„Eingeschlossen?“

„Na, gewiß, gnädiger Herr, nach so 'nem Schreck!“

Lohoff schüttelte den Kopf, aber er sagte nichts mehr. Rasch ging er den Flur entlang und pochte an Gretes Stubentür.

„Was ist?“ klang von drinnen die Frage.

„Kind, ich bin's!“

Schnelle Schritte kamen näher, der Riegel knirschte, und die Tür öffnete sich. Im Rahmen stand Grete. Die Frisur sah verwirrt aus und das neue Kleid zerknüllt.

„Papa, du? Was willst du denn?“

Sie ließ den Vater eintreten, schloß die Tür und warf sich wieder aufs Sofa. Mit unruhig flackernden Augen sah sie den Stadtrat an.

„Was ich will? Ja, Grete, weißt du denn nicht mehr, daß heute der Assessor, daß wir — nein, daß du dich verloben willst? Der Assessor ist da. Ich hole dich auf Mamas Wunsch. — Aber wie siehst du denn aus?“

Grete hatte sich in die Sofaecke gedrückt. Finster sah sie vor sich hin. „Ach so!“ kam es stoßweise heraus. „Also er ist da!“ Plötzlich warf sie mit einem heftigen

Rucke den Kopf herum, daß die braunen Locken flogen. „Und wie ich aussehe? Wie eine glückliche Braut natürlich! — Findest du nicht, Papa?“

Es lag ein so schneidender Klang in den Worten, daß der Stadtrat erschrak. Er ging zu seinem Kinde, legte die Hand auf die ihre und sagte bekümmert: „Grete, Mädel — mich fröstelt, wie du das sagst. Um Gottes willen — sei ehrlich gegen dich selbst! So bindet man sich nicht fürs Leben.“

Grete antwortete nicht.

„So sage doch etwas!“ bat der Vater wieder. „Du bist wohl sicher mit dir selbst noch nicht im klaren?“

Grete verharrte in Schweigen.

„Hast du dich anders entschieden? Sollen wir den Assessor abweisen — oder vertrösten?“

„Ach was! Keine sentimentale Komödie! Ich komme.“

Grete stand auf und trat vor den Spiegel. Hastig begann sie das Haar zu ordnen und ihr Kleid zurechtzugupfen. Gerade aber, als sie sich dem Vater zuwendete, griff sie plötzlich mit gespreizten Fingern in die Luft und wankte. Sie wäre zu Boden gesunken, wenn nicht Lohoff sie rasch gefaßt und nach dem Sofa geleitet hätte.

Hier lehnte sie den Kopf ins Polster und schloß die Augen. „Es geht schon vorbei,“ flüsterte sie. „Entschuldige mich, Papa —“

Der Stadtrat beugte sich über das schöne bleiche Gesicht und sagte beschwörend: „Kind, was ist mit dir vorgegangen? Willst du deinem Vater nicht das Herz ausschütten? Ich ahne es ja doch.“

„Was ahnst du?“

„Die Liebe zu Rähnisch war nicht tot, sie ist wieder



erwacht — und Kind, Grete, wenn es so ist, so ist es recht und gut.“

Die Lider hoben sich, und die großen Augen blickten starr und tieftraurig. „Laß das, Papa! Es ist nicht und kann doch auch nicht sein. Du irrst —“

„Aber was soll dann werden, was soll ich deiner Mutter, was dem Assessor sagen?“

„Ich weiß nicht —“

„Daß du krank bist, daß du Ruhe brauchst?“

Grete nickte heftig.

„Und du bist krank. Mama wird herkommen und —“

Da faßte sich Grete und sagte energisch: „Ich lasse Mama bitten, nicht zu kommen. Ich würde ihr die Tür nicht öffnen wie dir, Papa — und ich brauche Ruhe, Ruhe namentlich vor ihr.“

Lohoff räusperte sich etwas verlegen. „Das würde Mama aber sehr übelnehmen, das sag' ich ihr nicht,“ erklärte er. „Aber wir müssen zu einem Ende kommen. Was soll ich also dem Assessor sagen?“

„Nichts.“

„Aber Kind, auf eine Werbung gebührt eine Antwort. Wir sind es dir und uns selbst schuldig.“

„Wenn er mich liebt, wird er wiederkommen.“

„Wenn er dich liebt? Ja, weißt du das denn nicht ganz genau?“

„Man glaubt's, wenn's einem schmeichelt, man zweifelt, wenn man — — — Aber geh, Papa, ordne das mit dem Assessor, wie du es für schicklich hältst. Es ist möglich, daß er mich liebt — aber das alles ist ja jetzt Nebensache. Ruhe muß ich jetzt haben. Und Rähnisch nenne nicht mehr — das ist zu Ende, muß zu Ende sein!“

Lohoff sah die Erregte traurig an. „Armes Kind!“  
 Er küßte Grete auf die Stirn und ging.  
 Hinter ihm knirschte der Riegel.

\* \* \*

Im Salon hatten Frau Lisbeth und ihr künftiger Schwiegersohn mittlerweile qualvolle Verlegenheitspausen überstanden. Bei jedem vermeintlichen Geräusch unterbrachen sie sich mitten im Satz und starrten nach der Tür, durch die das holde Bräutchen glückstrahlend in schöner Befangenheit erscheinen mußte.

Aber der unterbrochene Satz fand immer wieder seine Fortsetzung, und das Gespräch schleppte sich durch allerlei Banalitäten mühselig fort. Schließlich überkam beide die peinliche Überzeugung, daß etwas unerwartet Störendes eingetreten sei.

Da entschloß sich Frau Lisbeth, der Ungewißheit ein Ende zu machen. Mit erzwungenem Lächeln sagte sie: „Herr Assessor, Sie glauben gar nicht, wie zerstreut ein vielbeschäftigter Kaufmann in allen Angelegenheiten, die den Beruf nicht angehen, sein kann. Mein guter Mann kriegt es fertig, noch rasch im Kontor etwas erledigen zu wollen, und wir hier wie Grete dort sind vergessen. Ja, die Männer, die Männer! Daß Sie mir meine Grete nicht einst ebenso behandeln!“

Bei diesen Worten war Frau Lohoff aufgestanden und rasch aus dem Zimmer gegangen.

Meißner aber saß nun allein mit seinen Hoffnungen, seinen Erwartungen. Er sah sich um. Alles atmete hier Wohlhabenheit. Wie ihm das behagte, wie er danach lechzte! Aus guter, aber unbemittelter Beamtenfamilie stammend, hatte er nur unter Sorgen und manchmal unter Entbehrungen, die er sich und den Seinen aufzwang, sein Studium durchzuführen können.

Unter bessergestellten Genossen hatte er, der nach Lebensgenuß dürstete, gar manchen Fasttag gehabt, während die anderen schwelgten; da hatte er Genußesverachtung geheuchelt, während ihn die Begierde peitschte.

Das kleine Kapital eines endlich gestorbenen Erb- onkels hatte die letzten Jahre erträglich gemacht und ihm vor allen Dingen gestattet, seiner Toilette jene Eleganz zu geben, welche seinen Wünschen immer am meisten gefehlt hatte. Aber dies kleine Kapital war jetzt auch fast verbraucht, und den anscheinend so lebensfrohen Gesellschafter drückten Schulden, für seine Verhältnisse nicht unerhebliche Schulden. Daß Grete, das einzige Kind eines reichen Mannes, vielleicht eines der reichsten Männer Südburgs, diesen unbehaglichen Lebensausblick des jungen Mannes mit einem Schlage in Glanz und Licht verwandelte, war selbstverständlich, und zudem war sie mit ihrem lodenumwehten Köpfchen, aus dem zwei strahlende kluge Braunaugen lachten, ein entzückendes Geschöpf.

Mit einer gewissen Vertraulichkeit betrachtete der Assessor jedes Stück der gediegenen Einrichtung und schwelgte in dem Frohgefühl, das einen sturmversprenkten Schiffer packen muß, wenn er im sicheren Hafen einläuft.

„Endlich!“

Er reckte sich und sprach das Wort ziemlich laut vor sich hin. Dann stand er auf und betrachtete ein paar kostbare Bilder in noch kostbarerem Rahmen.

Da blickte ein langrockiger Kaufherr in hoher Halsbinde und spitzen Vatermördern gar streng aus den ernstesten Augen, und daneben blickten am rosigen Arme und im tiefen Brustauschnitte einer rundlichen Dame kostbare Geschmeide, auf die des Malers Kunst besondere Sorgfalt verwendet zu haben schien. Licht-

blonde Pfropfenzieherlocken umgrenzten das lächelnde Antlitz.

Wie viel selbstsichere Wohlhabenheit sprach schon aus diesen beiden Gesichtern. Freilich auch eine entsetzlich öde Strickstrumpf- und Tabakdosenprosa, aber die Poesie des modernen Lebens würde sich schon finden, wenn die Prosa von einst die Mittel dazu so schön aufgespeichert hatte.

Mit solch angenehmen Erwägungen und Plänen beschäftigt, hatte Meißner gar nicht bemerkt, wie die Tür leise geöffnet wurde, und der Stadtrat mit verlegenem Lächeln eintrat.

„Furchtbar fatal, Herr Assessor, furchtbar fatal! Eine unerwartete Aufregung hat das Mädel rein fassungsglos gemacht.“

Der Zukunftschwelger erschrak. Hastig wandte er sich, aber rasch fand er auch die korrekte Haltung wieder. „Ich will nicht hoffen, Herr Stadtrat, daß meiner geliebten Grete etwas zugestoßen ist. Gestern noch war sie die lachende Gesundheit selbst — Sie sehen mich ganz bestürzt. Was ist geschehen?“

„Meine Frau versucht soeben, ob es ihr gelingt, Grete aus ihrem Zimmer zu bringen und —“

„O, das sollte die gnädige Frau nicht! — Aber darf ich wissen, was geschehen ist?“

„Ja, mein lieber Herr Assessor, das ist eine eigentümliche Geschichte, die —“

„Die ich mit gütiger Erlaubnis meines Gatten selbst erzählen will,“ sagte Frau Lohoff, die plötzlich zwischen beiden stand. „Wir hatten alle einen entsetzlichen Schrecken, als heute vormittag Herr Rähnisch, der mit meinem Manne geschäftlich zu tun hatte, plötzlich vor unserer Tür stand. Ich wies den Herrn selbstverständlich ins Kontor, aber Gretes Nerven, die ja begreiflicher-

weise heute in starker Erregung waren — man macht nicht ungestraft Mondscheinpromenaden — hielten dem Schrecken nicht stand, und jetzt ist unsere Tochter tiefunglücklich, sich mit ihrer schauerhaften Migräne nicht sehen lassen zu können. Ja, ich habe ihr selbst geraten, jede weitere Aufregung zu vermeiden und sich etwas auszuruhen.“

„Wie schmerzlich ist es für mich, die Teure leidend zu wissen! Ich darf doch überzeugt sein, daß keine ernste Krankheit —“

„Das dürfen Sie, Herr Assessor, und wenn Sie sich morgen nach Gretes Befinden erkundigen wollen, so —“

„Sie erlauben es mir?“

„Ich werde mich freuen. Wir werden uns freuen, — nicht wahr, Emil?“

„Gewiß, gewiß!“

„Dann wird Ihnen, hoffe ich, Grete selbst so frisch und gesund wie je entgegnetommen und die letzte Sorge verschrecken.“

„Sie sind, gnädige Frau, wieder meine gütige Trösterin und steigern den Grad meiner dankbaren Ergebenheit ins Unermeßliche. Also auf morgen! Heute bitte ich nur noch, diese Blumen der angebeteten Patientin zu übermitteln und ihr zu sagen, daß ich die Blumen beneide, in ihrer Nähe sein zu dürfen.“

„Wie liebenswürdig, Herr Assessor!“

Frau Lisbeth reichte dem sich tief Verneigenden die Hand, die dieser mit zärtlicher Andacht an die Lippen führte.

Dann richtete er den durch einen blendendweißen, haarscharfen Scheitel gespaltenen Kopf wieder auf und sagte mit bewegter Stimme: „Meine heißesten Wünsche baldiger Besserung sind bei ihr — bei ihr!“

„Auch das will ich bestellen,“ entgegnete Frau Lisbeth in mütterlicher Freundlichkeit.

Der Assessor aber wandte sich nun zu Lohoff. „Und, verehrter Herr Stadtrat, ich darf hoffen, auch Ihnen morgen nicht unwillkommen zu sein, ich darf mich auch Ihres weiteren Wohlwollens versichert halten?“

Dem Stadtrat wurde das weichliche Werben zu viel. Kurz und trocken sagte er nur: „Versteht sich — versteht sich!“

Dann war der Besuch beendet, und Assessor Meißner schritt mit der Zuversicht, wieder einmal furchtbar feudal abgeschnitten zu haben, heimwärts.

\* \* \*

Wie im Traume, in einem lähmenden, bleiernen Traume war Franz weitergegangen, als er das Lohoff'sche Haus verlassen hatte.

Nach Hause?

Er besaß ein Heim, das elterliche Besitztum gehörte ja ihm. Ein kleines, altertümlich behagliches Häuschen mit Garten. Von den sechs Zimmern, die es barg, bewohnte er zwei und hatte die anderen vier an einen Schiffer vermietet, der selten daheim war, aber dessen Familie dort ihre Unterkunft fand. Einen Teil der ohnedies billigen Miete trug sie noch dadurch ab, daß sie Haus und Garten in stand hielt.

Dieser Garten mit seinen alten, herrlichen Fliederbäumen — wie mochte der jetzt prangen und duften!

Aber heim wollte er in dieser Stimmung nicht, keinem Menschen unter die Augen treten, am wenigsten Frau Mine Kraug, deren scharfer Blick so tief und so neugierig forschte.

Zu Ludwig zurück?

Einen Augenblick erwog Franz diesen Gedanken,

aber dann verwarf er auch ihn. Er durfte den Kranken nicht aufregen, vielleicht gar nicht einmal so oft sehen, und schließlich schämte er sich auch, ihm schon jetzt Gretes Treulosigkeit zu bekennen. Wenn die Wunde nicht mehr brannte, wollte er davon reden — nicht eher.

Also wohin?

Er schaute sich um. Sein zielloses Weiterwandern hatte ihn durch die Parkstraße ins Freie geführt, und jetzt stand er vor dem Garteneingange des Stadtparkrestaurants.

Da kam ihm der Gedanke, daß er etwas genießen müsse, daß seine Gedrücktheit auch eine leibliche und darum eine doppelte sei. Alles war ihm ja vom Inspektor zurückgegeben worden, was er an jenem furchtbaren 12. Juli bei sich geführt hatte, also auch seine noch leidlich gefüllte Börse. Er zog sie hervor, und sofort waren seine Gedanken bei Grete Lohoff. Hatte sie doch die grünen Seidenfäden zu kunstvollem, zierlichem Gewebe durcheinandergeschlungen, und auf den silbernen Ringen waren M. L. und F. R. eingraviert.

Ein Geburtstagsgeschenk von ihr. In fünf oder sechs Wochen kehrte der Tag wieder, da die Rosen am glühendsten blühten, da die Johannisfeuer von den Bergen loderten.

— Franz nahm im Garten Platz und bestellte sich etwas zu essen. Der Kellner war ihm fremd, es war ihm am liebsten so. Zum Schluß ließ er sich Zigarren geben, und des ungewohnten Genußes froh, sah er den blauen Ringen nach, die in die sonnige stille Mittagluft zogen.

Dann bezahlte er und ging.

Bergauf zum Stephansplateau und höher zur Burg-ruine der Guldener, welche hier einst im blanken Rückfuß den Wegzoll von den Kaufleuten forderten.

Ein Holunderbusch, der dicke, schwellende Blütenknospen trieb, kroch aus einem Mauerspalt und überschattete eine Steinbank, eine uralte Bank, auf der in minniglichem Geplauder wohl schon Junker und Burgfräulein gefessen haben mochten. Dicke Moospolster waren zwischen Bank und Mauer gewachsen.

Im Sonnenlicht, außerhalb der Holunderlaube, die der fächerartig verästelte Busch bildete, stiegen zwei gelbe Falter in die Luft — spielend, losend.

Franz lehnte sich in die Moospolster zurück. Hier, in diesem zauberschnönen Frieden einer keuschen Frühlingswelt wollte er Rat halten über sich und seine Zukunft.

Er war daheim, in der Stadt, die ihn geboren hatte, und doch heimatlos. Ein Jahr hatte genügt, nicht einmal ganz ein Jahr, ihn loszulösen von allen lebendigen Beziehungen, denn wenn er sich besann, welche er etwa wieder anknüpfen möchte, so scheute er vor jeder zurück. Zum ersten Male fiel ihm ein, was eigentlich aus seinem Elternerbe geworden wäre, wenn er jetzt da drüben in einer verborgenen Ecke auf dem Friedhofs läge, dessen Tafeln und Kreuze funkelnd herüberleuchteten.

Eine viel ältere Schwester, seine einzige, hatte nach Schwaben geheiratet und war jung gestorben. Ihre Kinder, ihr Mann, die er alle nicht kannte, wären seine Erben geworden. Sie konnten aber nicht fremder im Besitz sein, als er sich's jetzt selbst vorkam. Er suchte das Haus mit den Augen. Dort lag die Matthäuskirche mit dem spitzen Turm, um den die Dohlen schwärmten, und ein Stück die Kirchstraße abwärts zeichnete sich ein üppiger violetter Punkt aus dem Laubgrün — sein Fliedergarten.

Hinter dem breiten Gürtel dunkler Gärten und



lichter Wiesen aber zog sich der blühende Fluß hin, auf dem eben ein Schleppdampfer mit schwerbeladenen Rähnen stromauf ging. Ein Schleppdampfer. Auf einem solchen fuhr vom Frühlingsbeginn an, bis der Winter den Wasserweg schloß, jahraus, jahrein Johann Kraug, der Schiffer. Ob er jetzt dort schwamm? Ob die ungebärdigen, etwas struppig daherlaufenden Jungen und das ewig weinerliche kleinste Mädchen wieder auf der Spülbank am Ufer saßen und dem Vater nachschauten? Wie oft hatte er sie dort sitzen sehen und die Schärfe dieser bläublauen Augen bewundert, welche noch auf Tausende von Metern Bello, den Dampferspiz, herumspringen sahen.

Ob Johann Kraug jetzt das Examen für große Fahrt gemacht haben mochte, um deswillen er vor einem Jahr so schwer büffelte und bei Franz sich Rat und Bücher lieh? Er konnte sich den unbeholfenen, wortfargen Mann überhaupt nicht als Examinanden denken.

So saß er und sann, sein Heim sich vor die Seele zaubernd mit allen möglichen Begleiterscheinungen früherer Zeit, und doch wie von einer heiligen Scheu gepackt, es zu betreten, leiblich und wirklich wieder darin zu stehen.

Da knirschte der Sand, und der Träumer fuhr auf.

Zwei Männer stiegen die Steinstufen nach dem Burghofe empor. Er kannte sie wohl, er kannte ja so viele Gildenburger. Es waren der Zimmermeister Eggers und der Stadtverordnete Perler. Der letzte sprach laut und lebhaft, der andere hörte zu und schien sehr interessiert.

Franz sprang auf und wich der Begegnung aus, indem er quer durch den Ginsten des Mauerstuttes bergab stieg. Die Nachmittagsspaziergänge hatten begonnen, das scheuchte ihn endlich doch heim.

Als er die obere Promenade durchschritt, kam er zur Kirchhofspforte. Des herrlichen, von alten Zypressen, Trauereschen und dichten Efeuwänden so wunderbar umdüsterten Friedhofs Friede lockte ihn. Er hatte ja hier seine Eltern zur ewigen Ruhe gebettet. Daß er ihrer stillen, heiligen Stätte nicht gleich gedacht hatte als einer Seelenzuflucht! Hastig ging er den von einer alten Lindenallee überrauschten großen Mittelgang hinauf, bog dann rechts ab, an dem Zypressenhain der Erbbegräbnisse vorüber, und suchte nach den schräg liegenden Kreuzen auf den Efeuhügeln, die ein schmiedeeisernes Gitter traulich umschloß.

„Franz Nikolaus Eberhard Rähniſch“ stand auf dem einen, „Dorothea Luise Rähniſch geb. Erdmann“ auf dem anderen. Der bleiche Besucher lehnte den Arm auf einen eisernen Eckpfeiler und ließ das Haupt müde auf diesen Arm sinken. In den Lindenzweigen zwitscherte ein Vogel, melancholisch und leise, sonst war's still.

Franz sah, daß die Friedhofsverwaltung treu ihres Amtes gewartet hatte. Der Efeu war gut gepflegt, der Riesweg vor den Hügeln sauber geharkt, die Rosenstöcke hinter den Kreuzen trieben die ersten zarten Blätter. Das tat ihm wohl. Hier war nichts versäumt worden, wengleich er nicht hatte wachen können.

Nach einer langen, innigen Rückerinnerung an die teuren Toten, eine Erinnerung, die er als Gebet wertete, raffte sich Franz empor und murmelte vor sich hin: „Jetzt nach Hause!“

Er trat durch die Friedhofspforte wieder auf die Promenade hinaus und schritt rasch vorwärts, der Stadt zu. In den ersten Nachmittagsstunden waren die Straßen meist leerer als sonst. Ihm war's lieb. Jetzt bog er in die Kirchstraße ein, da stand vor dem statt-

lichen Ehepaare, sich in der prallen Sonne wärmend, der Hofbäckermeister Göllner.

Er sah einem Schwalbenpärchen zu, das eifrig um sein Nest bemüht war. Der Schmutz machte ihm eigentlich keine Freude, aber Göllner war furchtbar abergläubisch, und irgendwo hatte er einmal vernommen, daß die gewaltsame Entfernung eines Schwalbennestes dem Hause Unheil bringe. So unterdrückte er den Ärger und versuchte sich zu freuen.

Als er sich umwendete, sah er Franz Rähniß vor sich stehen.

Der dicke große Mann erschrak, daß er wantte. „Nee, nee —! Und doch, es stimmt!“ stotterte er. „Herrje, der Herr Rähniß!“

„Guten Tag, Herr Göllner!“ sagte Franz. „Sie erschrecken ja vor mir, als ob Sie einen Geist sähen!“

„Ja, sehen Sie — das stimmt.“

„Na, trösten Sie sich, Herr Göllner, es wird bald alle Welt erfahren, daß ich wieder als Lebender unter Lebenden bin. Sie haben keinen Geist gesehen!“

„Keinen Geist — Gott sei Dank!“ stöhnte der Hofbäckermeister, der nach einem alten Rezept der Väter anerkannt das beste Gebäck der Stadt lieferte, aber sonst durch nichts glänzte.

Dem Weitergehenden nachschauend, wiegte der noch immer im seelischen Gleichgewicht erschütterte Göllner bedenklich das Haupt. Dann stieg er die Steinstufen des Hauses empor und beschloß, die unheimliche Begegnung seiner ebenso korpulenta und ebenso abergläubischen Gattin zu unterbreiten.

Noch einmal wurde Franz aufgehalten.

Zur Bildsäule erstarrt, stand Hauptmann a. D. Kronagel mitten auf dem Fahrdamm still, den er eben

überschreiten wollte, und wäre beinahe von einem daherausjagenden Radfahrer umgestoßen worden.

Das Schimpfen über den Radfahrer lenkte ihn, für Franz wohlthuend, ab, und so schlüpfte dieser endlich in das grünungitterte Vorgärtchen seines Hauses, der Neugier entrückt.

Daheim!

Er atmete tief auf, als er die breite Metallklinke der Haustür ergriff und dann über die Schwelle in den Flur trat.

Daheim!

(Fortsetzung folgt.)





## Die Sklavin.

Humoreske von Friedrich Thieme.

Mit Bildern von  
E. Klein.

□ □

(Nachdruck verboten.)

**W**enn ich an meinen Freund Julius Silbermann denke, bedaure ich jedesmal, daß Dickens oder Reuter ihn nicht gekannt haben. Was für einen Stoff für ihre Feder hätte er geliefert! Wenn ich behauptete, er war eine Seele von einem Menschen, so komme ich der Wahrheit nur dann nahe, wenn ich diese Seele etwa mit der eines neugeborenen Lämmchens in eine Reihe stelle. Man konnte ihn um den Finger wickeln, oder vielmehr: er wickelte sich selber darum, um den Finger nämlich, der sich nach ihm ausstreckte. Er war die Nachgiebigkeit und Gutmütigkeit in Person, er konnte um sein Leben keine andere Meinung haben, als die man ihm gegenüber behauptete. Einer Maus hätte er nicht zu widersprechen gewagt. Dabei war er äußerlich das Abbild eines Siegfried, eine hünenhafte Teutonengestalt mit hellblondem Haar und einem rötlichen Vollbart von imponierender Fülle und Länge.

Aber in den hellblauen, ratlosen Augen spiegelte sich sein ganzer Charakter. Ein Kind, das vor seiner Nibelungengestalt erschrocken zurückprallte, durfte nur einen Blick in diese Augen werfen, und es zupfte ihn im nächsten Augenblicke an demselben Bart, vor dem es sich eben noch gefürchtet hatte.

Es versteht sich, daß Julius Silbermann mit so viel Weichheit und Schmiegsamkeit ein Amboß war. Er hätte unmöglich ein Hammer sein können, und wenn man ihn als Hammer benützt hätte, so hätte er sich beim Zusammentreffen mit dem Amboß von diesem zu Brei zermalmen lassen, statt ihn seinerseits zu treffen. Alles mißbrauchte ihn — nur wenige haben ja die rechte Empfindung für einen solchen Charakter. Zum mindesten lachte jedermann über ihn, wenn ihn dabei auch alle gern leiden mochten.

Das Schicksal hatte sich ebenfalls einen kleinen Scherz mit ihm erlaubt, denn es hatte diesem Manne, dem alle Energie und Widerstandskraft versagt war, ein Geschäft gegeben. In Todesangst vor allen Geschäftsreisenden lief er herum, die er als nicht gutmütig genug kannte, seine Schwäche zu schonen. Außer den Kunden und diesen Reisenden wurde er von einem Personal von drei Kontoristen und fünf Verkäufern geleitet.

Nur einmal im Leben brachte Julius Silbermann seinen Willen zur Geltung, und das war gerade in jenem Falle, der das größte Unglück seines Lebens zur Folge hatte. Eine junge Dame von außergewöhnlich schlanker Figur, der die Natur oben und unten zugesetzt hatte, was sie an den vier Körperseiten fehlen ließ, setzte es sich in den Kopf, daß Silbermann sie aus dem Altjungfernstand erlösen müsse. Alle Welt riet ihm ab, seine Verwandten, seine Freunde, ihre eigenen Verwandten sogar; sie sei kränklich, nervös, eigenfinnig, launenhaft, sagten alle — aber er beharrte auf seinem Entschlusse, wenn man diesen Begriff mit Beziehung auf ihn überhaupt anwenden darf.

Natürlich hatte er mit seinem am Altar ausgesprochenen Ja aller Behaglichkeit und Gemütlichkeit

des Lebens abgeschworen. Er kam schon in seinen Flitterwochen jämmerlich herunter, der gute Mann, ein feuchter Glanz lag auf den blauen Augen, der Bart hing schlaff und kummervoll herab, zwei tiefe Falten hatten sich auf seiner Stirn gebildet. Ich traf ihn auf der Straße und brauchte nicht nach der Ursache zu fragen.

„Was hast du aber auch gemacht, armer Kerl!“ sagte ich mitleidig. „Alle Welt hat dich gewarnt! Warum hast du sie nur genommen?“

„Ja, sie wollte es doch haben,“ entgegnete er trostlos.

Das war's! Sie wollte es haben — das erklärte mir alles. Von ihm selber war keine Rede.

„Du mußt dich von Anfang an ihr gegenüber auf eigene Füße stellen,“ riet ich ihm lachend. „Hast du den Haus Schlüssel?“

„Den Haus Schlüssel? Nein — den habe ich nicht. Mein Frau trägt alle Schlüssel an ihrem Schlüsselbund, weißt du — das — das ist doch so üblich in einem geordneten Hauswesen.“

„Armer Teufel — tust mir leid. Du versauerst ja ganz! Dein höchstes Glück war sonst Abends dein Schoppen — und jetzt kommst du uns überhaupt nicht mehr zu Gesicht. Ich will dich einmal heute abend abholen.“

Erschrocken prallte er zurück. „Ich — ich bin ja Alkoholgegner geworden.“

„Seit wann denn?“

„Seit meiner Verheiratung.“

„Aha! Na, ich besuche dich auf alle Fälle einmal. Hast mich ja noch nicht ein einziges Mal eingeladen.“

„Komm nur einmal,“ antwortete er zaghaft.

„Zum Abendbrot heute? Oder darfst du mich nicht einladen?“

„Doch — doch — komm nur!“  
 Offen gestanden, ich wollte nur einmal bei ihm  
 Umschau halten, weiter nichts. Frau Silbermann er-  
 regte mein Interesse.



Ich ging also Abends hin und fand natürlich keiner-  
 lei Vorbereitungen zu meinem Empfange getroffen.  
 „Mein Freund war so gütig, mich zum Abendbrot  
 einzuladen,“ erklärte ich der Hausfrau, die mich nicht



gerade mit freundlichen Augen betrachtete. Sie wußte, daß ich ein Gegner der Verbindung mit ihr gewesen war, und hielt außerdem alle Freunde ihres Mannes für sittlich verkommene und verlorene Menschen, die den Charakter ihres Julius in verderblichster Weise beeinflussten.

„So?“ entgegnete sie frostig. „Davon weiß ich nichts.“

„Dann hat er wohl vergessen, es Ihnen mitzuteilen.“

„Mein Mann ladet niemand ein, ohne mich zu fragen, ob es mir angenehm ist. Ich bedaure, nicht vorbereitet zu sein. Die Herren müssen dann schon in einem Restaurant essen.“

„Wenn Sie gestatten — sehr gern. — Komm, Julius!“

„Mein Mann geht nicht aus ohne mich.“

„Um so besser, denn dann dürfen wir uns des Vergnügens Ihrer Gesellschaft erfreuen.“

„Bedaure, ich habe heute abend keine Lust auszugehen.“

Ich war also moralisch hinausgeworfen. Ich hielt es auch für das beste, mich zu entfernen, um die ohnehin schwierige Lage meines armen Freundes nicht noch bedenklicher zu gestalten.

Seitdem hatten wir nur wenig Verkehr mehr. Nur einmal noch, als ich meinen Geburtstag feierte, gewann ich es nicht über mich, ihn ohne weiteres unberücksichtigt zu lassen. Ihn schriftlich einzuladen, hatte aber sicher keinen Zweck, ich begab mich also, wenn auch schweren Herzens, in seine Wohnung.

Die gnädige Frau aß Abendbrot, und Julius Silbermann saß dabei wie jemand, der sich in seinen eigenen vier Pfählen fühlt wie ein Bettler, dem in der Küche aus Mitleid ein Teller Suppe verabreicht wird.

Abichtlich zeigte ich mich von der höflichsten Seite. Ich erkundigte mich nach dem Befinden der gnädigen Frau und verstieg mich sogar zu der gewagten Äußerung, daß einem das ganze Elend des Junggesellenlebens aufgehe, wenn man den Anblick einer so glücklichen Häuslichkeit genieße, wie sich ihrer mein lieber Julius nun schon seit geraumer Zeit erfreuen dürfe.

Dann kam ich auf den Zweck meines Besuches.

„Du, Julius,“ sagte ich, „heute abend feiere ich in altgewohnter Weise meinen Geburtstag. Du kommst doch ein Stündchen zu uns?“

„Mein Mann dankt!“ entgegnete scharf die Dame des Hauses.

„Er dankt? — Ist das dein Ernst, Julius?“

„Ja — gewiß,“ stotterte er verlegen, „leider — ich kann —“

„Schade,“ erklärte ich, meinen Ärger unterdrückend. „Na, dann ist es nichts.“ Ich stand auf. „Noch eines, Julius. Ich habe die Zigarren wieder aufgetrieben, die wir immer so gern rauchten. Darf ich dir eine anbieten?“

„Mein Mann raucht nicht,“ schnitt ihm die sägescharfe Stimme der Gnädigen jede Entschließung ab.

Ich wurde mit einer frostigen Verbeugung entlassen.

In heller Wut verließ ich das Haus — ich wußte nicht, sollte ich mich mehr empören über die Waschlappigkeit Silbermanns oder über die alles übersteigende Herrschsucht seiner Frau, die ihren Mann in einem Zustand der Abhängigkeit erhielt, für den sich ein Negerflave bedankt hätte. Einer meiner innigsten Wünsche bestand darin, es möge mir gelingen, meinen Freund zu veranlassen, sich gegen seine Haustyranin zu empören.

Die Gelegenheit, auf ihn zu wirken, fand sich, als seine Frau in einer Erbschaftsangelegenheit auf längere Zeit verreisen mußte. Sonst durfte er nie allein ausgehen, in diesem Falle konnte sie ihn aber des Geschäfts wegen nicht mitnehmen. Sie sorgte jedoch dafür, daß er auch in ihrer Abwesenheit völlig ihrem Regiment unterstand; das Tagesprogramm war ihm ebenso genau vorgeschrieben wie der Küchenzettel, und die strengsten Verhaltensbefehle sollten ihn vor jedem Seitensprung behüten.

Ich besuchte ihn, denn abweisen konnte er mich doch nicht gut, schätzte er mich doch sehr und freute sich, mich zu sehen. Trotzdem merkte ich ihm an, daß er sich nicht ganz behaglich befand.

„Du kannst ganz ruhig sein,“ sagte ich ihm, „mich hat niemand kommen sehen.“

„Dann ist's gut,“ atmete er auf. „Ich traue dem Mädchen nicht, sie trägt meiner Frau alles zu. Zum Glück benützt sie die Abwesenheit meiner Frau dazu, in der ungeniertesten Weise durchzugehen. Sie kommt keinen Abend vor Mitternacht nach Hause, und auch am Tage sehe ich sie nur wenig.“

„Leidest du denn das?“

„Ich? Hm — na, du weißt —“

„Der Gedanke, daß du ihr überhaupt etwas zu sagen haben könntest, liegt ihr wohl weltenfern?“

Er lachte verlegen und schwieg.

Ich zog aus jeder Tasche eine Bierflasche hervor und legte Zigarren auf den Tisch.

„Nun wollen wir's uns gemütlich machen, altes Haus!“

„Um Gottes willen,“ rief er bestürzt, „der Rauch bleibt in den Gardinen hängen!“

„Bis deine Frau zurückkommt, verzieht er sich wieder.“

„Aber das Mädchen —“

„Die riecht es nicht. Wir machen die Fenster auf.“

„Wollen wir nicht lieber auf den Balkon? Nein,



das geht nicht, da sehen es die Nachbarn,“ unterbrach er sich verlegen. „Und dann — wenn das Mädchen die Flaschen —“

„Die nehme ich wieder mit. Ich habe noch zwei im Überzieher.“

Damit reichte ich ihm eine Zigarre hin, die er sich sofort anstekte. Ich sah, wie er mit förmlicher Eier den lang entbehrten Dampf in sich hineinsog — und das erste Glas Bier trank er auf einen Zug aus.

„Nicht wahr, das labt?“

„Himmel,“ stöhnte er, „wie glücklich du bist, Albert!“

„Du meinst, weil ich unverheiratet bin?“

„Ja. Ich halte die Ehe für die schrecklichste Einrichtung, die es gibt. Wenn es auf mich ankäme, ich schaffte sie ab.“

„Ich denke nicht so, Julius. Die Ehe ist für mich die naturgemäße Übereinkunft zur Lösung der Frage des beiderseitigen Verhältnisses der Geschlechter. Nur die Mißbräuche, die sich eingenistet haben, soll man beseitigen. Und dazu kann jeder beitragen — du vor allem.“

„Ich?“

„Nun ja. Du fühlst dich in deiner Ehe nicht glücklich —“

„Oh —“

„Mach mir nichts vor, alter Junge. Ich durchschaue alles. Und doch, wie leicht wäre dir geholfen!“

„Wie denn?“ fragte er naiv.

„Du brauchst nur einmal gehörig aufzutrumpfen. Zum Kuckuck, Julius, wenn ich dich dahin bringen könnte, deiner Frau einmal zu zeigen, was ein Mann vermag — ich rechnete es mir zum höchsten Verdienst an! Du nimmst also eines Abends den Haus Schlüssel —“

„Den hat sie ja in Verwahrung.“

„Dann läßt du dir einen machen, steckst die Ladentasse in die Tasche —“

„Die nimmt sie jeden Abend selber heraus.“

„Dann nimmst du sie vorher und erklärst ganz ruhig: „Jetzt gehe ich aus, Frau, trinke fünf Glas Bier, rauche

fünf Zigarren und komme erst nach Mitternacht wieder nach Hause.' Recht bestimmt mußt du natürlich auftreten.“

„Da fiele sie in Ohnmacht, Albert.“

„Laß sie nur fallen. Gieße ihr einen Eimer kaltes Wasser über, dann ist sie kuriert.“

„Ich bitte dich — sie ist ja so kränklich, ich muß sie schonen.“

„Du sollst sehen, wie klein sie plötzlich wird, wenn sie erkennt, daß du Ernst machst.“

„Und wenn sie es nicht tut?“

„Sie muß, wenn du nur nicht nachgibst.“

„Ja, ja — es wäre ja ganz hübsch.“ Er kicherte leise in sich hinein.

„Na, dann tu's doch! Es kommt ja nur auf dich an.“

Er seufzte leise. „Recht hast du vielleicht, Albert,“ sagte er mit einer so ergebenen Stimme, daß mir jede Hoffnung auf die Möglichkeit einer Ausführung meines Vorschlags für immer schwand. „Aber die Sache ist eben die: ich kann nun einmal nicht. Es liegt nicht in mir, siehst du. Ich — ich bin nun einmal so.“

Und als er mich dabei mit einem Ausdruck völliger Hilflosigkeit in seinen gutmütigen Augen anschaute, da wußte ich, daß er recht hatte. Man hätte mit derselben Aussicht auf Erfolg den Gaurisankar auffordern können, seinen Platz zu wechseln, oder den Frosch, sich gegen den Storch zur Wehr zu setzen — Julius Silbermann würde niemals als Verteidiger der Männerwürde auftreten, soweit seine eigene Person dabei in Frage kam. Er war der unbedingte Pantoffelheld, der personifizierte Beweis für die in neuerer Zeit von so vielen Damen behauptete Überlegenheit des weiblichen Geschlechts.

„Es hat vielleicht auch sein Gutes,“ fügte er nach einer Weile nachdenklich hinzu. „Ich kenne mich. Gemüt besitze ich, glaube ich, ausreichend —“

„Ausreichend für ein Duzend.“

„Verstand ist auch leidlich vorhanden, aber Charakter — schwach!“

„Stimmt!“

„Deshalb ist's vielleicht vom Schicksal weise eingerichtet, daß es mir eine energische Führung an die Seite gibt. Ich könnte sonst leicht über den Strang schlagen. Und dann noch eines: wenn sie wirklich klein beigäbe, Albert, und wäre dann traurig, oder weinte gar, ich — ich könnte es nicht mit ansehen.“

„Sie aber kann es ruhig mit ansehen, daß du keine einzige Freude am Leben mehr hast.“

„Das scheint allerdings so. Doch darf ich unrecht handeln, weil sie es tut? Das wäre nicht sittlich gedacht. Mein Gott, lieber Freund, die armen Frauen sind überall unterdrückt und die Opfer, da scheint es gewissermaßen eine Art Ausgleich, wenn es hie und da umgekehrt ist. Sie würde es nicht aushalten, wenn ich den Herrn herauskehrte, ich kann das leichter ertragen, ich bin ja vom starken Geschlecht.“

Der Gedanke, daß er sich zum starken Geschlecht rechnete, war so komisch, daß ich laut auflacht. Ich gab es auf, jemals auf ihn einzuwirken: er blieb der Mann seiner Frau.

Er blieb es auch bis zu ihrem Tode, der nach vier Jahren einer wenn nicht gerade glücklichen, doch jedenfalls äußerst friedlichen, nie durch Zwist und Lärm getrübbten Ehe erfolgte.

Als ich die Todesnachricht erhielt, floß es mir unwillkürlich von den Lippen: „Endlich erlöst!“

Ich eilte zu Silbermann, um ihm mein Beileid

auszusprechen, indem ich dabei uns alle beide als Opfer gesellschaftlicher Heuchelei betrachtete; zu meinem grenzenlosen Erstaunen aber fand ich ihn im vollen Ernste vom heiligsten Schmerz erfüllt und in Tränen aufgelöst.

„Was,“ fragte ich fast bestürzt, „du — du trauerst wirklich? Ich dachte, du fühltest dich befreit?“

„Sie war ja so gut,“ erwiderte er tief erschüttert. „Freilich hat sie mich ein bißchen kurz gehalten, aber sie hatte auch ihre sehr guten Seiten, und wenn sie guter Laune war — lieber Himmel, Albert, denke, wie gut sie war: neulich habe ich sogar auf der Straße eine mir von meinem Schwager geschenkte Zigarette rauchen dürfen.“

Ein dankbares Gemüt besaß Julius Silbermann, das stand außer jedem Zweifel. Jedenfalls betrauerte er die Selige redlich und aufrichtig, ja, er kehrte sogar nur zögernd zu seiner alten Lebensweise zurück, so sehr er sich nach den gemütlichen Abenden an unserem Stammtische gesehnt hatte. Fast schien es, als fürchte er, der Geist seiner seligen Adalina möchte seine Schritte belauschen.

Mit der Zeit aber wurde er wieder der Alte, und wenn er so unter uns saß, seine Zigarre schmauchend und sein Glas vor sich, ein stillvergnügtes Lächeln auf dem Gesicht und schmunzelnd auf unsere scherzhaften Bemerkungen hörend, so war er wunschlos in seinem Innern.

Manchmal neckten wir ihn mit Fragen, ob er wieder heiraten werde. Da konnte er ordentlich böse werden, er ballte die Faust und schlug auf den Tisch, daß es krachte.

„Ihr kennt meine Ansichten über die Ehe!“ schrie er wild.



Daher fiel ich fast aus den Wolken, als er eines Abends mit recht verlegener Miene stammelnd mit der Eröffnung herausrückte, daß er in Kürze eine zweite Ehe eingehen werde.

„Du — du willst —“

„Wieder heiraten, ja,“ erklärte er kleinlaut. „Ich — ich teile es dir zuerst mit, damit du die anderen darauf vorbereitest. Sie machen sich sonst gar zu sehr über mich lustig.“

„Wen willst du denn heiraten?“

„Wen denn sonst als meine Pauline.“

Pauline war seine Haushälterin, eine außergewöhnlich kleine, mit irdischen Reizen ziemlich karg bedachte Witwe mit einer zwölfjährigen Tochter.

„Ich denke, der Gebrannte fürchtet das Feuer?“

„Im — ja,“ entgegnete er so niedergeschlagen, daß ich erkannte, es war ihm selber nicht wohl bei der Sache. „Aber siehst du — Pauline ist so gut gegen mich. Sie sieht mir alles an den Augen ab. Sie meint, wir hätten beide in unserer ersten Ehe nicht viel Freude erlebt, da hätten wir um so mehr Anspruch darauf, auch einmal glücklich zu sein. Und im Grunde hat sie ja auch recht, Albert.“

„Vielleicht. Aber du siehst jedenfalls nicht aus wie ein glücklicher Bräutigam. Du bist bedenklicher, als du erscheinen möchtest. Sprich die Wahrheit!“

Julius preßte verlegen die Lippen zusammen, zuckte mit den Schultern und bekannte endlich mit zu Boden geschlagenen Augen: „Du hast es ja selber ausgesprochen: Der Gebrannte scheut die Flamme.“

„Na also. Warum willst du dann deine goldene Freiheit aufgeben?“

„Ich — ich bin eigentlich gar nicht so sehr darauf erpicht —“

„Aber sie will es haben — wie?“

„Ja — sie bestürmt mich — und da habe ich es ihr versprochen.“

„Viel Glück!“ sagte ich ärgerlich. „Dir ist nicht zu helfen. Sei wenigstens von Anfang an vorsichtig, gib keines deiner Rechte preis, laß dir nichts gefallen —“

„Ach, Pauline ist die Sanftmut in Person.“ —

Zwei Monate darauf war er verheiratet. Jedenfalls mußte aber in Pauline ein außerordentlicher Charakterwechsel stattgehabt haben, denn schon nach wenigen Tagen verlor Silbermann seine Miene bescheidener Lebensfreudigkeit, er erschien einsilbig und gedrückt, zuletzt blieb er ganz aus. Ich dachte erst, er wäre krank, und besuchte ihn. Er war aber körperlich vollkommen wohl, so mußte ich wenigstens aus seiner Beschäftigung schließen, denn er trat gerade mit den Stiefeletten seiner Stieftochter ins Zimmer, die er mit frischem Glanz hatte versehen müssen.

Verlegen entschuldigte er sich. „Das Mädchen ist gerade fort — und Leonora wollte ausgehen —“

Nun wußte ich alles.

Später gestand er mir denn auch, es ginge ihm in seiner zweiten Ehe noch schlechter als in der ersten. „Meine Adalina unterdrückte mich systematisch, wie ein Unteroffizier einen Rekruten,“ klagte er, „aber wenn ich alles tat, was sie haben wollte, behandelte sie mich gut. Wie ist's aber jetzt? Pauline hat kein System in ihrem Verhalten, sie ist launenhaft, sie ist ein Zantteufel —“

„Aha — ich denke, sie ist engelsanft?“

„Die Ehe scheint keinen guten Einfluß auf sie gehabt zu haben. Dann ist auch die Tochter, die Leonora. Beide behandeln mich wie einen Spießbuben. Wenn die kleine Frau wütend wird, fallen sie gemeinsam

über mich her. Gestern haben sie mich gerauft, daß mir heute noch der Kopf weh tut. Dabei schimpft sie mich immer, und ich spreche doch kein Wort.“



Er weinte fast, der arme Kerl.

„Warum hast du meine Warnung nicht beachtet?“ bemerkte ich.

„Ich konnte ja nicht — sie ließ mir ja keine Ruhe, und ich dachte, ein bißchen Führung könnte mir nicht schaden.“

Ich — ich hatte mir ganz abgewöhnt, auf eigene Faust Entschlüsse zu fassen — und es war mir gar nicht so recht wohl dabei. Ich gebe auch zu, etwas eheliche Zucht muß sein. Aber das geht zu weit — das halte ich nicht aus!“

„Laß dich doch scheiden.“

„Was denkst du! Damit dürfte ich ihr nicht kommen. Sie trakte mir die Augen aus. Ich Esel — ich dachte, weil sie so klein und zierlich sei, würde ich kein Risiko laufen. Nein, Albert, mit dem Scheiden ist's nichts. Aber — ein Ende mache ich doch!“

„Julius, du wirst doch keinen dummen Streich planen?“

Er schüttelte den Kopf. „Befürchte nichts dergleichen,“ meinte er wehmütig.

Und in der That, „derartiges“ beabsichtigte er nicht, denn einige Tage später erfuhr ich, daß der gute Julius verschwunden sei — abgereist, durchgegangen — niemand wisse, wohin. Das Geschäft habe er seiner Frau gelassen, das bare Geld mitgenommen.

Das war die einzige Art und Weise, in welcher ein Julius Silbermann sich freizumachen verstand.

Es ist selbstredend, daß er nicht zurückkehrte. „Er hat seine Erfahrungen gesammelt,“ meinte ich lachend zu den gemeinsamen Freunden, „und wird lieber ein glühendes Eisen in den Mund nehmen, als noch einmal die Schrecken dieser Ehe auf sich nehmen.“ —

Fünf Jahre vergingen, ohne daß ich etwas von Julius Silbermann hörte und sah. Natürlich fürchtete er sich, zu schreiben und seinen Aufenthalt zu verraten. In jener Zeit reiste ich in Geschäften meiner Firma nach Nordafrika. Ich besuchte Tunis, Algier, Oran und kam schließlich, da die Geschäfte gut einschlugen, sogar bis nach Fez. Abends besuchte ich dort

ein maurisches Café, schritt langsam hindurch, um einen mir zusagenden Platz zu suchen — wen sehe ich da mit untergeschlagenen Beinen leibhaftig sitzen? Meinen alten Freund Silbermann.

Auch er erkannte mich sofort. Jubelnd sprang er auf und schüttelte mir die Hand. Natürlich setzten wir uns zueinander.

„Was treibst du denn hier, altes Haus?“ erkundigte ich mich.

„Ich bin Buchhalter in einem großen französischen Exportgeschäft,“ entgegnete er.

„Du, das erzähle ich deiner Alten,“ neckte ich ihn.

„Schadet nichts — wir sind geschieden. Das heißt, sie hat sich scheiden lassen, weil ich nicht zurückkam.“

„Gratuliere! Aber höre — du — du siehst mir wahrlich aus, als — als wärest du wieder verheiratet!“

Mißmutig schüttelte er den Kopf. „Verheiratet bin ich nicht, aber —“

„Nicht — was denn?“

„Ja, siehst du, Albert — ich mußte doch jemand zur Besorgung der Wirtschaft haben. Weil ich mich aber vor einer Frau nicht weniger wie vor einer Haushälterin fürchte, habe ich mir eine Sklavin gekauft. Eine Sklavin muß sich unter allen Umständen ihrem Herrn unterordnen, sie hat keinen eigenen Willen. Begreifst du das?“

„Allerdings. Das hast du famos gemacht. Hätte dir so viel Schlaueheit gar nicht zugetraut.“

Wir plauderten noch eine Stunde gemütlich, dann begann Julius unruhig nach der Uhr zu sehen.

„Ich muß nach Hause,“ erklärte er endlich.

„Du mußt? Wer hat dir denn zu befehlen?“

„Mir? — Niemand!“ Er rückte unbehaglich hin und her. „Aber meine Juno sieht es nicht gern, wenn

ich nach zehn Uhr komme. Sie grämt sich darüber — und grämen soll sich niemand, nicht einmal eine Sklavin.“

„Du bist und bleibst das alte Weichengemüt! — Darf man dich denn einmal besuchen, oder steht das deiner Juno auch nicht an?“

„Ja, komm nur! Du mußt morgen bei mir speisen.“  
Damit ging er eilig von dannen.

Als ich am nächsten Tage seine reizend unter Palmen gelegene Wohnung betrat, empfing mich eine kleine dicke Vollblutnegerin mit einem üppigen Wollschopf, knallroten Lippen und funkelnden Augen. Ein böser Blick streifte mich, als ich nach ihrem Herrn fragte. Ohne mir auch nur einen Gruß zu bieten, führte sie mich zu ihm. Wortlos blieb sie vor ihm stehen, aber ihre schwarzen Fäuste ballten sich, ihre weißen Zähne bligten, ihr Gesicht verzerrte sich vor Wut\*).

Während wir uns dann begrüßten, verschwand sie, und gleich darauf hörte ich sie draußen die Türen zuschlagen, daß das leichtgebaute Haus vom Dach bis zum Grunde erzitterte.

„Was hat denn der schwarze Fleischloß?“ fragte ich belustigt.

„Ach, sie ärgert sich, daß ich dich zum Essen eingeladen habe. Sie mag Gäste nicht gern.“

Das schien mir auch so, denn als wir uns zu Tisch setzten, war die Suppe versalzen, der Braten total verbrannt.

„Es ist schon besser, wir gehen ins Café,“ meinte seufzend mein Freund.

„Ich denke auch,“ stimmte ich lachend bei. „Vorausgesetzt, daß es Juno erlaubt?“ setzte ich vorsichtig hinzu.

\*) Siehe das Titelbild.

„Sie wird allerdings ein böses Gesicht dazu ziehen und mir es ein paar Tage entgelten lassen,“ meinte er kleinlaut. „Doch was hilft es? Ich habe dich eingeladen und muß sorgen, daß du wenigstens deinen Hunger stillen kannst.“

Ich wollte nur noch eine Zigarre anstecken, ehe wir gingen. Julius aber warf einen besorgten Blick nach der Thür und raunte mir zu: „Warte, bis wir draußen sind. Juno hat erst vor ein paar Tagen frische Gardinen aufgesteckt. Sie schimpft sonst.“

„Aber ich bitte dich,“ sagte ich zu ihm, als wir auf der Straße hinschritten, „ist sie deine Sklavin — oder bist du ihr Sklave?“

Er lachte etwas gezwungen. „Man kann doch nicht so sein! Sie ist doch immer ein schwaches Weib.“

„Ein schwarzer Teufel ist sie! — Nicht wahr, sie macht dir das Leben schwer?“

Nun legte er zerknirscht das Geständnis ab, die schwarzwollige Juno sei allerdings ein Satan, der seiner geschiedenen Pauline nicht im geringsten nachstehe. „Sie macht mir das Dasein zur Hölle,“ stöhnte er. „Wenn ich die Furie nur loswerden könnte! Nie wieder versuche ich's mit dem anderen Geschlecht — ich habe nun einmal Unglück!“

„Verkaufe sie doch!“

„Wenn sie nun schlecht ankäme?“

„Mir scheint die Besorgnis weit mehr am Platze, daß der Käufer schlecht ankommt.“

„Außerdem halte ich es auch für unmoralisch, einen Menschen wie ein Tier zu verkaufen. Sie ließe es auch gar nicht zu.“

„Ach so — sie ließe es nicht zu? So schenke ihr die Freiheit.“

„Ach, wie oft habe ich ihr das angeboten! Sie

will aber nicht. Es gefiele ihr ganz gut bei mir, sagt sie. Sie wünsche es sich gar nicht anders.“

„Das glaub' ich. Laß dich nur nicht etwa gar von ihr heiraten.“

„Sie denkt, ich bin noch verheiratet,“ versetzte er mit triumphierendem Lächeln. „Und ich hoffe, sie erfährt die Wahrheit nie. Sonst —“

Die Befürchtungen, welche er damit ankündigte, verschwieg er wohlweislich, und ich brachte einige leidlich angenehme Tage mit ihm zu.

„Auf Wiedersehen!“ rief er mir nach, als ich abreiste.

Ich nahm das für den gebräuchlichen Abschiedsgruß, für eine hergebrachte Redensart — ich ahnte nicht, daß mein Freund eine geheime Beziehung damit verband.

Der tiefere Sinn der Worte ging mir erst ein halbes Jahr später auf, als Julius eines Abends unerwartet wie ein Gespenst zu mir ins Zimmer trat.

Sein Gesicht strahlte wie die Sonne, als er auf mich zulief und, die Arme gegen mich ausbreitend, mir die Worte entgegenschleuderte: „Erlöst — frei — und nun niemals wieder!“

„Hast du sie verkauft, oder ihr die Freiheit geschenkt?“ fragte ich, von seinem Jubel unwillkürlich angestekt.

„Das konnte ich ja nicht. Es gab nur einen Ausweg!“

Willst du wissen, verehrter Leser, welcher Ausweg das war?

Mein Freund Julius Silbermann war seiner Skavin — durchgegangen!!!







# Der Kampf um das „blaue Band“ des Ozeans.

Von L. Brentendorff.

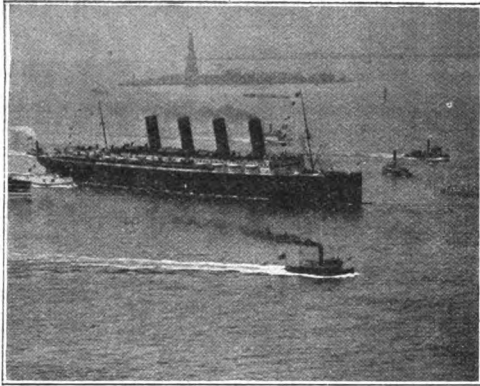
Mit 10 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

**S**inter allen politischen Wirren unserer unruhigen Zeit, hinter allen Konflikten und Meinungsverschiedenheiten zwischen den Völkern Europas ist für den scharfblickenden Beobachter als eigentlich treibende Kraft immer und immer wieder ein bis zur Feindseligkeit gesteigertes Mißtrauen und Übelwollen gegen Deutschland wahrzunehmen. Aber wir Deutsche haben uns dieses Übelwollens nicht zu schämen, denn wir haben es durch nichts anderes verschuldet als durch unsere Erfolge. Zuerst durch die Siege unserer Waffen und dann in vielleicht noch höherem Maße durch die Siege unserer Arbeit. Dieselben Nationen, die noch vor wenig Jahrzehnten kaum daran dachten, den Deutschen draußen in der Welt als einen ernsthaften Mitbewerber anzusehen, müssen ihm heute fast allorten als einem energisch vorwärts strebenden Rivalen begegnen, und bei aller Selbstüberhebung hat man doch überall Respekt vor deutscher Tatkraft und deutscher Tüchtigkeit und gesteht ein, daß aus dem so lange unterschätzten Konkurrenten plötzlich ein Gegner geworden ist, von dessen Gefährlichkeit und von dessen hochfliegenden Plänen man sich allerdings die ausschweifendsten Vorstellungen macht.

Namentlich unsere stammverwandten Nachbarn jen-

seits des Armeekanal kommen angesichts des Aufschwungs, den der deutsche Welthandel genommen hat, aus der Unruhe nicht mehr heraus, und alle wohlgemeinten Annäherungsversuche einzelner, alle aufrichtigen Versicherungen beiderseitiger Friedensliebe werden das eifersüchtige Mißtrauen nicht aus der Welt schaffen, mit welchem das vermeintlich in seiner über-

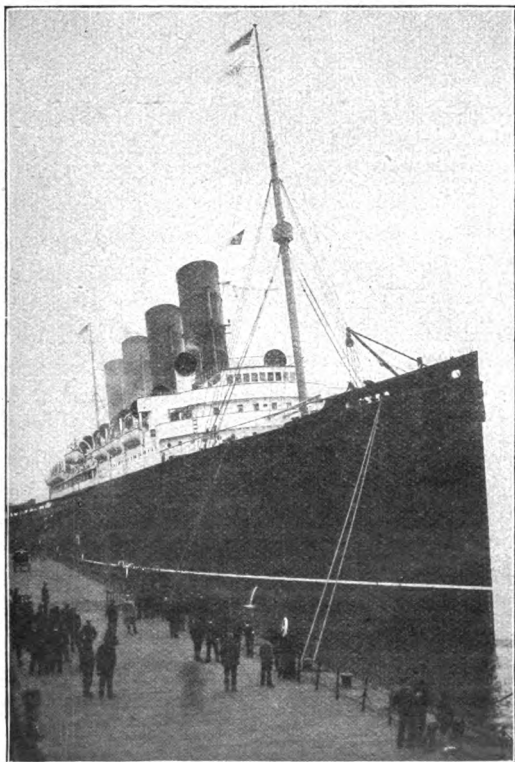


Einfahrt der „Lusitania“ in den New Yorker Hafen.

ragenden Weltmachtstellung bedrohte Albion jede erfolgreiche Betätigung deutscher Schaffenskraft und deutschen Unternehmungsgesistes verfolgt.

Bei seiner fast zu weit gehenden Neidlosigkeit und seiner friedfertigen Bereitschaft, auch jedem anderen einen Platz an der Sonne zu vergönnen, kann sich der ruhige deutsche Bürger kaum einen zutreffenden Begriff von der Aufregung machen, in welche heute bereits die weitesten Kreise des britischen Volkes durch das Gespenst der von Deutschland angeblich drohenden wirtschaftlichen Gefahr — von der kriegerischen soll an

dieser Stelle nicht die Rede sein — verletzt worden sind. Man muß die gelegentlichen Ausbrüche dieser Aufregung mit eigenen Augen beobachtet haben, um



Die „Mauretania“ am Landungssteg zu Liverpool.

ihre ernste Bedeutung richtig zu würdigen. Man muß gesehen haben, wie eine nach Zehntausenden zählende, enthusiastisierte Menschenmenge sich im Hafen von Liverpool zusammendrängte, um der ersten Ausfahrt

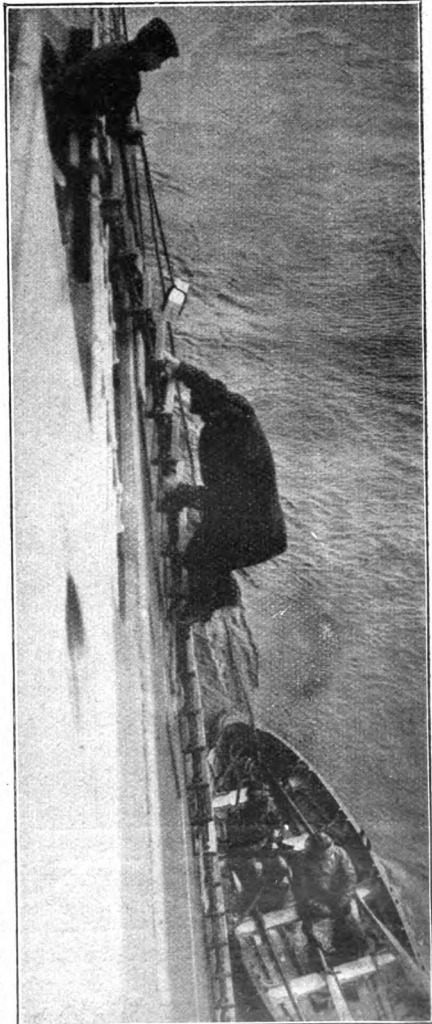
des neuen Cunarddampfers „Mauretania“ beizuwohnen — wie die erregte Masse im letzten Augenblick alle polizeilichen Absperrungslinien durchbrach und wie von dem Landungssteg dem Schiffe vieltausendstimmig nur der einzige Ruf nachschallte: „Schlagt die Deutschen! — Schlagt die Deutschen!“

Und man muß ein Zeuge des wilden Jubels beim Eintreffen der Nachrichten über die in Wahrheit glänzenden Rekordfahrten der „Mauretania“ und ihres Schwesterschiffes „Lusitania“ gewesen sein, um zu ermessen, was dem Durchschnittsengländer der auf seiner Seite schon bis zur Siedehitze der Leidenschaft gesteigerte Wettkampf mit dem deutschen Nebenbuhler bedeutet.

Wie ganz anders ist es in unserem Vaterlande um das Interesse an diesem Kampfe bestellt! Wie groß mag namentlich im mittleren und südlichen Deutschland die Zahl derjenigen sein, denen nichts in der Welt gleichgültiger scheint als die Frage, ob es ein englischer oder ein deutscher Passagierdampfer ist, der die Fahrt nach New York um etliche Stunden schneller zurückgelegt hat als alle seine Vorgänger, und der damit für seine Nation das „blaue Band“ des Ozeans gewonnen hat! Der Binnenländer sieht darin einen Gegenstand des Interesses höchstens für Leute, die die Absicht haben, demnächst eine Reise nach Amerika zu machen, und er schüttelt vielleicht sogar den Kopf, weil die Zeitungen es für der Mühe wert erachten, des langen und breiten über ein so wenig belangreiches „Wettrennen“ zu berichten.

Solche Gleichgültigkeit aber ist wahrlich nicht minder vom Übel als die fanatische Aufregung auf der anderen Seite des Kanals, denn nicht bloß für Amerika-reisende und für Aktionäre von Dampfschiffahrtsgesell-

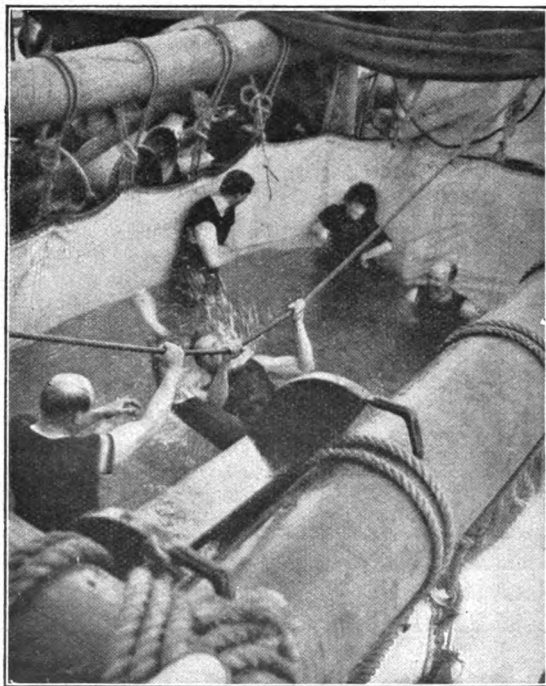
schaften, sondern für die gesamte deutsche Nation ist es von der größten Bedeutung, ob England oder ob Deutschland die schnellsten und leistungsfähigsten Ozeandampfer zu bauen vermag. Gewiß ist das geflügelte Wort, wonach unsere Zukunft auf dem Wasser liegt, mit einiger Einschränkung zu verstehen, darüber aber, daß ein anderes geflügeltes Wort, das im englischen Parlament einst stürmisch bejubelte Wort eines Staatsmannes: „Der Atlantische Ozean ist ein britischer Teich“, nicht



Der Lotse geht an Bord eines Schnell dampfers.

länger Geltung behalten darf — darüber sollte es bei uns fürwahr nur eine einzige Stimme geben.

Die großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften, der Norddeutsche Lloyd in Bremen und die Hamburg-



Schwimmbad an Bord eines  
Ozeandampfers.

Amerikanische Paketsahrt-Aktien-Gesellschaft, haben sich um die Hebung des deutschen Ansehens auf dem Gebiete der Seeschiffahrt nicht hoch genug zu schätzende Verdienste erworben. Daß sie dazu in erster Linie durch ihre gegenseitige Konkurrenz angespornt worden

sind, macht den Wert ihrer Erfolge für uns nicht geringer, und es bedeutet keine Schmälerung der in vorstehendem ausgesprochenen Anerkennung, wenn man hinzufügt, daß es die großartigen und stetig fortschreitenden Leistungen der deutschen Schiffbautechnik waren, die ihnen vor allem die Möglichkeit einer so schnellen Entwicklung gewährten. Wenn noch vor



Café auf Deck eines Schnelldampfers.

nicht sehr langer Zeit die englischen Schiffbauingenieure für die besten und erfindungsreichsten des Erdballs galten, so war es dem Stettiner „Vulkan“ vorbehalten, den Glauben an ihre Unübertrefflichkeit durch seine eigenen Leistungen auf das gründlichste zu zerstören. Die Kolbenschiffsmaschine, die man in Großbritannien bis auf den Gipfel der Vollendung gebracht zu haben glaubte, erfuhr hier eine Vervollkommnung, wie sie von den englischen Nachahmern nicht erreicht werden konnte, und der vor keinem Wagnis zurück-

schreckende Unternehmungsggeist namentlich der beiden oben genannten großen Schiffahrtsgesellschaften wußte die Errungenschaften der deutschen Technik durch großartige Aufträge für das nationale Interesse nutzbar zu machen.

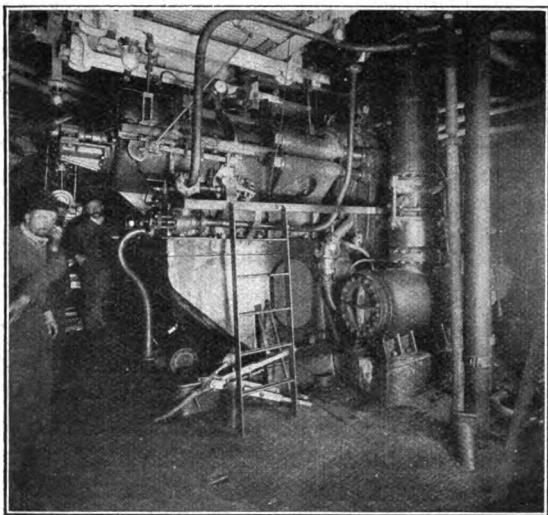
Für eine stattliche Reihe von Jahren war die Frage des Besitzes der schönsten und schnellsten Ozeandampfer nur eine Konkurrenzfrage zwischen Hamburg und Bremen. Als die „Deutschland“ der Paketfahrtgesellschaft den Rekord des bis dahin schnellsten Lloyd dampfers „Kaiser Wilhelm der Große“ gebrochen hatte, antwortete einer der Lloyd direktoren auf die Frage, was er einem solchen Siege gegenüber zu tun gedenke, seelenruhig: „Wir werden eben ein noch schnelleres Schiff bauen.“

Und der Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm II.“, den der Lloyd bald darauf in Betrieb setzte, bewies, daß seine Zuversicht eine vollkommen berechnete gewesen war.

An die Möglichkeit, noch einmal von England überflügelt zu werden, mag damals wohl keine der beteiligten Persönlichkeiten in Deutschland ernstlich gedacht haben. War man doch in Bezug auf Größe, Schnelligkeit und Pracht der Ausstattung bei den neuesten Schiffstypen nachgerade bis zu einem Punkte gelangt, wo die Grenze des überhaupt Erreichbaren ziemlich nahe gerückt erscheinen mußte. Die unserem Aufsatz beigegebenen Abbildungen, auf die wir bei ihrer Anschaulichkeit im einzelnen nicht einzugehen brauchen, müssen auch dem Laien eine Vorstellung von der äußeren und inneren Großartigkeit dieser mit Recht als „schwimmende Paläste“ bezeichneten Fahrzeuge vermitteln, obwohl die Wirkung aller photographischen Aufnahmen naturgemäß weit hinter dem gewaltigen



Eindruck der Wirklichkeit zurückbleiben muß. Wenn hier noch ein bedeutender weiterer Fortschritt erzielt werden sollte, so konnte er kaum durch bloße Verbesserung oder Vergrößerung der seither gebauten Maschinen herbeigeführt werden, und es schien jedenfalls ausgeschlossen, daß eine andere schiffbauende

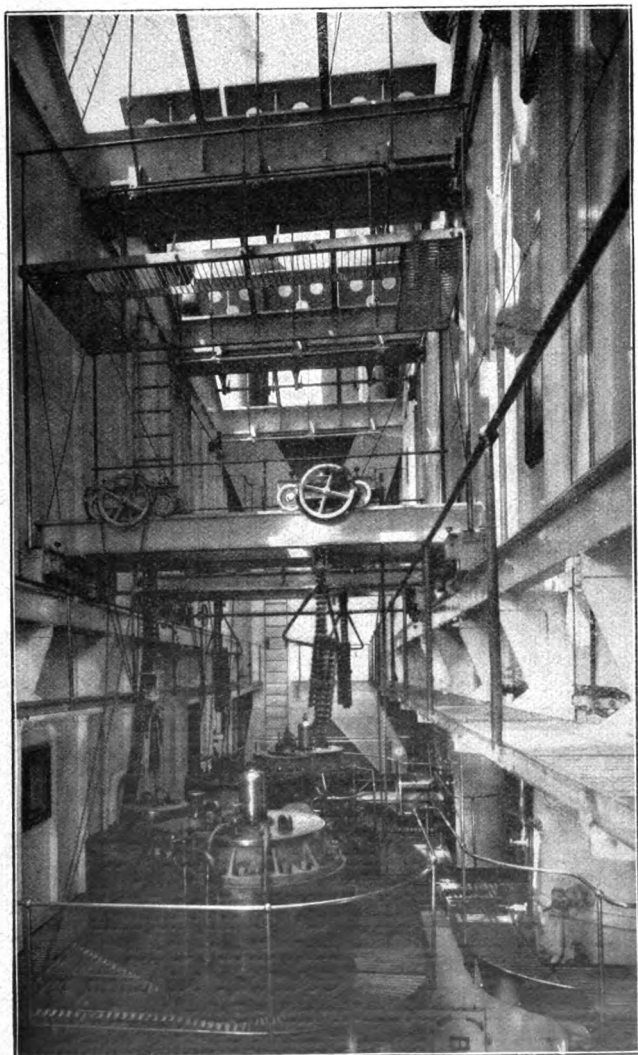


Blick in den Maschinenraum eines Turbinendampfers.

Nation der deutschen damit zuvorkommen könnte. Wenn nun trotzdem die englischen Cunarddampfer „Lusitania“ und „Mauretania“ mit einer Geschwindigkeit von 25 Knoten in der Stunde und einer viereinhalbtägigen Fahrtdauer von England nach New York sich als die schnellsten aller bisher existierenden Schiffe erwiesen haben, so ist dieser Erfolg in der Tat nicht durch eine Vervollkommnung des bis dahin üblichen, sondern durch die Einführung eines ganz neuen Maschinentyps er-

rungen worden. Man hat die Kolbendampfmaschine durch die Dampfturbine ersetzt und hat, allen Zweiflern zum Trost, bewiesen, daß sie, wenigstens was die erzielte Schnelligkeit betrifft, in Wahrheit die leistungsfähigere ist.

Wie aber, so wird man fragen, war es möglich, daß deutsche Schiffbauingenieure sich auf solche Art überrumpeln ließen? Ist die Dampfturbine etwa eine so neue oder bislang so ängstlich geheimgehaltene Erfindung, daß es uns an jeglicher Möglichkeit gefehlt hätte, sie unseren Schiffahrtsinteressen ebenfalls nutzbar zu machen? Gewiß nicht! Von einer Überraschung im eigentlichen Sinne des Wortes konnte denn auch ganz und gar nicht die Rede sein. Die erste betriebsfähige Dampfturbine wurde von Parsons schon im Jahre 1884 gebaut, und ihre überaus einfache Konstruktion — die Konstruktion einer nach dem Vorbilde der uralten Wasserturbinen gebauten Kraftmaschine, deren Schaufelräder durch den Druck eines Dampfstrahles in Umdrehung versetzt werden — war für niemanden ein Geheimnis. Überall auch kannte man ihre Vorzüge wie ihre Nachteile. Sie hat sehr wenig bewegte Teile und ist insolgedessen in erheblich geringerem Maße der Abnutzung unterworfen. Sie hat vor der Kolbendampfmaschine einen immer gleichbleibenden mechanischen Wirkungsgrad voraus, und der Dampfverbrauch ist kein größerer, bei sehr großen Einheiten sogar ein geringerer als bei jener. Aber diesen Vorteilen stehen auch nicht zu unterschätzende Mängel und Unvollkommenheiten gegenüber. Vor allem die Tatsache, daß sie nicht, wie die Kolbenmaschine, eine plötzliche Umwandlung der Vorwärtsbewegung in eine Rückwärtsbewegung gestattet, und daß darum für die Rückwärtsbewegung eine zweite Turbine ein-

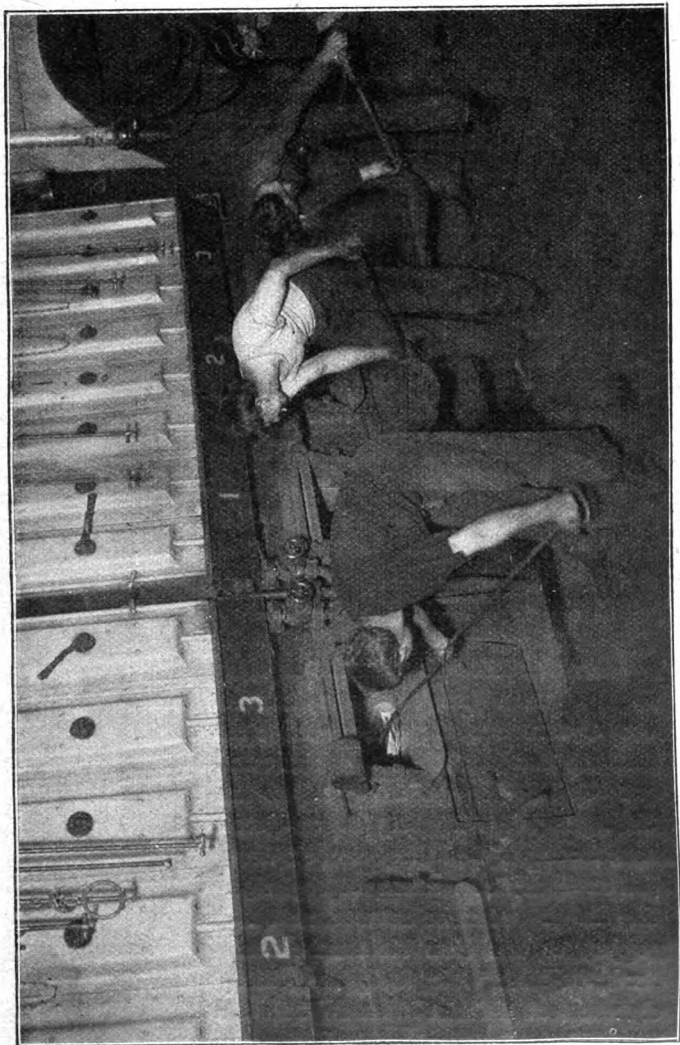


Blick in den Maschinenraum der „Kronprinzessin Cécilie“.

gebaut werden muß. Auch alle anderen Bewegungsmanöver des Schiffes vollziehen sich bei der Verwendung von Turbinen langsamer und weniger genau als bei einem mit Kolbenmaschine ausgerüsteten Dampfer, und die Erschütterung des Schiffskörpers ist bis jetzt noch viel stärker und unangenehmer fühlbar.

Daß man unter solchen Umständen nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien Bedenken trug, Hals über Kopf den alten bewährten Maschinentyp durch einen in seiner Brauchbarkeit noch keineswegs hinlänglich erprobten neuen zu ersetzen, läßt sich darum wohl begreifen, und unsere auf materiellen Gewinn angewiesenen großen Gesellschaften, die nicht wie die englische Cunardlinie einen staatlichen Jahreszuschuß von etlichen Millionen beziehen, hatten überdies noch einen anderen triftigen Grund, sich nicht damit zu überstürzen.

Auf der „Lusitania“ und ihrem ebenso erfolgreichen Schwesterschiff „Mauretania“ nehmen die Maschinen mit all ihrem Zubehör an Kohlenbunkern u. s. w. weit mehr als die Hälfte des ganzen überhaupt vorhandenen Schiffsraumes ein. Die Unterkunftsräume für die Mannschaft — jeder der beiden genannten Cunarddampfer zählt an Offizieren und Besatzung 850 Köpfe — müssen auf das äußerste beschränkt werden, um den nötigen Platz für die Passagierkabinen und die vornehmen Gesellschaftsräume zu gewinnen. Der übrigbleibende Laderaum ist insolgedessen so winzig, daß die Frachtenbeförderung als Einnahmequelle von vornherein ganz und gar ausscheidet. Wenn sich nun auch eine gut fundierte Gesellschaft bei einem vornehmlich Reklamezweckdienenden Salonschneldampfer den Luxus eines solchen Verzichts vielleicht ungestraft leisten kann, so wird ihr doch schon durch die einfache

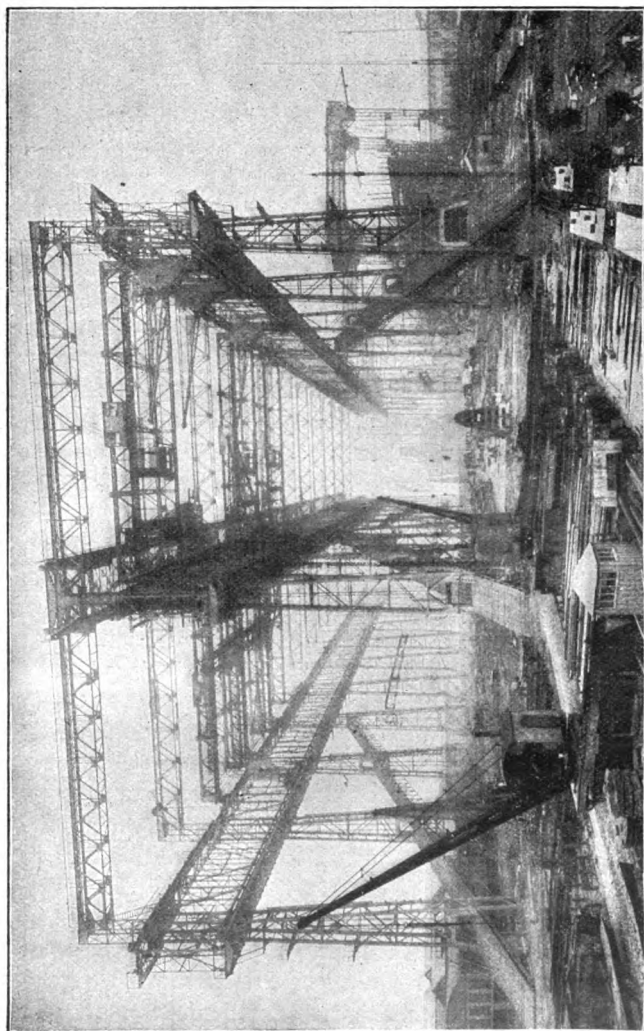


Heizer bei ihrer Arbeit im Kesselraum.

Pflicht der Selbsterhaltung verboten, einen so beschaffenen Typ als Vorbild für alle ihre Schiffneubauten zu wählen, und es ist sehr verständlich, daß sie nur zögernd daran geht, sich seiner auch nur für ein einziges „Repräsentationsschiff“ zu bedienen.

Viel eher erscheint ja die Kriegsmarine berufen, etwaige wirklich erwiesene Vorteile der für Handelszwecke zunächst noch unwirtschaftlichen Neuerung auszunützen. England ist auch darin vorausgegangen. Das Zaudern unserer Marinetechniker, dem britischen Beispiel in größerem Maßstabe nachzueifern, ist aber vielleicht die beste Rechtfertigung für die Zurückhaltung der privaten Transportgesellschaften. Bis zum Jahre 1907 waren in unserer Kriegsflotte nur zwei Torpedoboote und drei kleine Kreuzer mit Dampfturbinen ausgerüstet. Neuerdings ist daselbe auch bei einem großen Panzerkreuzer geschehen. Aber man ist jedenfalls entschlossen, erst auf Grund etwaiger günstiger Ergebnisse einer längeren praktischen Erfahrung zur Verwendung von Turbinen in erheblichem Umfange überzugehen.

Darüber jedoch, daß unsere Schiffahrtsgesellschaften nicht gesonnen sind, das ihnen entrissene „blaue Band“ des Ozeans den Engländern kampflos zu überlassen, kann selbstverständlich kein Zweifel obwalten. Es würde zur Beseitigung solchen Zweifels nicht einmal der Anfragen bedurft haben, denen Herr Gustav Schwab vom Norddeutschen Lloyd aus diesem Anlaß zu wiederholten Malen von einem wißbegierigen oder besorgten Engländer unterworfen worden ist. Das erste Mal geschah es, als eben die Kunde von der Siegesfahrt der „Lusitania“ die Welt durcheilte. Herr Schwab, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete des transatlantischen Verkehrs, zeigte sich zur Überraschung des



Die ersten Vorbereitungen für die Kiellegung eines neuen Dzeanschnelldampfers.

Ausfragers nicht im mindesten entmutigt oder niedergeschlagen.

„Sie wollen wissen, ob ich die Fahrt der ‚Lusitania‘ für einen großen Erfolg halte?“ sagte er. „Sie ist heute ohne Zweifel das größte und schnellste Schiff der Welt.“

„Werden die Deutschen nun ähnliche Schiffe bauen?“

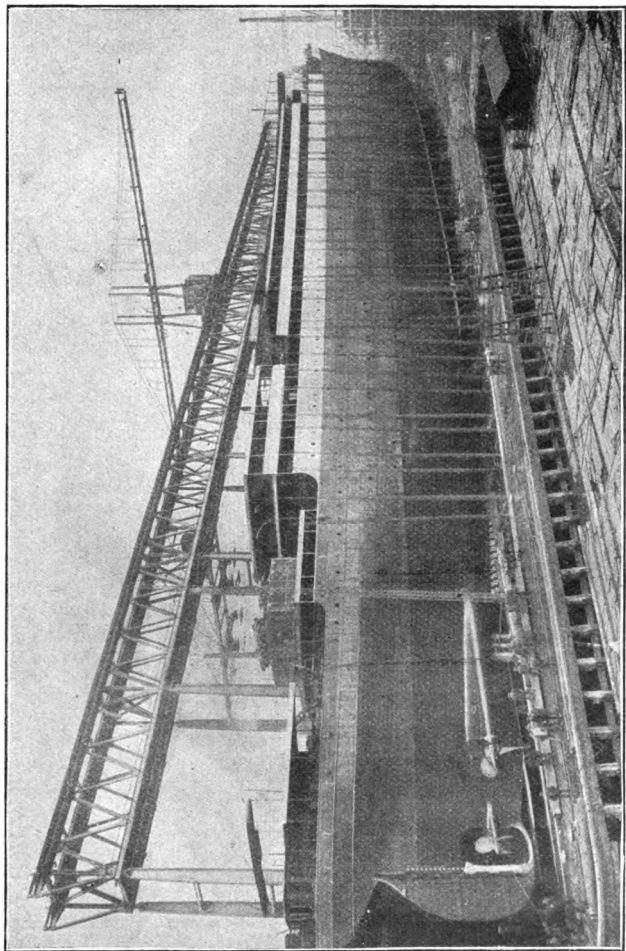
„Das ist eine Frage, auf die ich Ihnen vielleicht in einem Jahre werde antworten können. Wir werden sie jedenfalls erst dann in Betracht ziehen, wenn wir von den Vorzügen der ‚Lusitania‘ etwas mehr wissen, als daß sie das größte und schnellste Schiff der Welt ist.“

Das war vor ungefähr Jahresfrist. Bei einer neuerlichen Unterredung mit dem nämlichen Fachmann wünschte der Engländer zu erfahren, ob man sich in Deutschland ernstlich mit der Absicht trage, den Cunarddampfern ihre Überlegenheit streitig zu machen, oder ob man zu der Einsicht gelangt sei, daß sie in Bezug auf Größe und Schnelligkeit das äußerste Maß des überhaupt Erreichbaren darstellten.

Diesmal wurde ihm die tröstliche Erwiderung: „Glauben Sie, daß der Norddeutsche Lloyd gesonnen sei, sich begraben zu lassen? Seien Sie versichert, daß wir noch nicht für einen einzigen Augenblick daran gedacht haben, aus dem Wettrennen auszuschneiden.“

Durch welche Mittel er es zu gewinnen gedente, hat er dem neugierigen Berichterstatter zu dessen tiefstem Leidwesen allerdings nicht verraten. Aber es ist gewiß, daß man sich auch in England nicht der Hoffnung hingibt, auf den errungenen Lorbeeren ausruhen zu dürfen, und weil man zu der unübertrefflichen Dampfturbine und ihren gewaltigen Vorzügen doch vielleicht selbst nicht das rechte, felsenfeste Vertrauen hat, ist man eifrig an der Arbeit, allerlei neue Er-





Der neue White-Star-Dampfer „Laurentic“ auf dem Stapel.

findungen und Konstruktionen zu erproben, von deren jeder man sich eine Umwälzung zu Gunsten einer andauernden britischen Überlegenheit verheißt. Ab-

gesehen davon, daß man an den Bau noch größerer Schiffe denkt — die „Lusitania“ sollte Nachfolgerinnen von 80,000 Pferdekraften erhalten — experimentiert man mit Ölfeuerung und mit einer neuen Sauggasmaschine, von der man sich Wunderdinge zu versprechen scheint.

Das außer Dienst gesetzte alte Schlachtschiff „Rattler“ wird seit geraumer Zeit zu diesen Versuchen benützt, und der Maschine werden, wahrscheinlich mit Recht, alle genugsam bekannten Vorzüge der schon längst zum Betriebe von Motoren benützten Sauggasgeneratoren nachgerühmt. Die Gasmaschine soll bei gleichem Kohlenverbrauch um 50 Prozent mehr Kraft entwickeln als die Turbine oder die Kolbendampfmaschine; sie soll den Gebrauch eines sehr billigen Brennmaterials, der Braunkohle, gestatten, soll eine viel geringere Bedienungsmannschaft erfordern und erheblich weniger Raum einnehmen, da die ganze Anlage außer dem Motor, der immer nur die zu seinem Betriebe benötigte Gasmenge aus dem Generator ansaugt, lediglich aus dem Gaserzeuger, dem Reiniger und dem Gasammler besteht. Die Dampfessel und die Rauchbelästigung fallen vollständig weg. Eine Gefahr durch Austreten von Gas in den Schiffsraum bei etwaigen Undichtigkeiten aber ist wegen des Unterdrucks in den Leitungen ausgeschlossen.

Das alles ist um so glaubwürdiger, als es durchaus nicht neu ist. Aber für die Brauchbarkeit der Maschine als Kraftquelle für einen Riesendampfer beweist es noch nicht allzuviel, und daß die deutschen Schiffbauwerkstätten sich abermals durch den Scharfsinn englischer Ingenieure überraschen lassen könnten, brauchen wir wohl kaum ernstlich zu besorgen.





# Die Pflicht.

Novelle von Walter Bloem.

□ □

(Nachdruck verboten.)

1.

**N**ach endlosen Minuten qualvollen Harrens öffnete sich die Tür, der Justizrat und Egon kamen aus des verstorbenen Obersten Arbeitszimmer zu den Damen zurück. In ihren Mienen war das Schlimmste zu lesen.

Wortlos starrten Mutter und Tochter den Herren entgegen. Über dem tiefen Schwarz ihrer Trauerkleider erschienen ihre Gesichter fahl wie Kalk im matten Lichte des scheidenden Tages.

„Ja, gnädige Frau,“ begann der Justizrat, „ich will's Ihnen nur gleich sagen: Sie haben nicht nur Ihren Gatten, Sie haben auch so ziemlich alles verloren, was Sie besaßen.“

Die Witwe sank haltlos in den Sessel zurück. Helenes hochaufgerichtete Gestalt knickte zusammen. Egon wandte sich ab und preßte sein Taschentuch zwischen die Zähne, um nicht laut aufschluchzen zu müssen.

„Der Herr Oberst hat in den letzten Jahren über seine Verhältnisse gelebt. Um das Verlorene einzubringen, hat er sich schließlich in Börsenunternehmungen eingelassen, von denen er nichts verstand, und leider hat er sich auch an wenig vertrauenswürdige Berater gewandt. Da ist denn das Verhängnis Schlag auf Schlag hereingebrochen — bis zu dem jähen, schrecklichen Ende.“

Helene hörte das alles, als habe sie es schon einmal irgendwo gelesen. Es war so, als erzähle ihr jemand eine Geschichte aus einem Feuilletonroman. Daß es aber ihres Vaters Geschichte, ihre eigene Geschichte wäre — nein, das war ja nicht möglich!

Und doch war es Wahrheit. Drinnen lag ja der Vater in seinem Bette — mit der Todeswunde in der Stirn, wie sie ihn heute morgen gefunden hatten. Die Waffe hatte er noch in der starren Faust gehabt.

Es war Wahrheit, nicht zu leugnende Tatsache.

Ein Verschwender war er, ein unglücklicher Spekulant, ein Selbstmörder — ihr Vater, der Oberst v. Dührssen, der Schrecken und doch wieder der Abgott seines Regiments, einer der Sieger von Düppel und Königgrätz.

Und vor den drei Menschen, die an ihn geglaubt und an ihm gehangen, lag grau und ehern das Elend, die Verzweiflung. Vernichtet grübelten sie vor sich hin. Die Witwe, die abschloß mit ihrem Leben in diesem Augenblick, der Leutnant, der allen Hoffnungen auf eine glänzende Laufbahn im geliebten Berufe, für den er erzogen und geboren war, den Abschied gab — Helene entfuhr ein jäher Aufschrei: „Fedor, ach was wird Fedor sagen!“

Ja, dieser ihr Glückstraum war nun auch aus, für immer aus.

Der Anwalt hatte den armen Menschen einige Minuten Zeit gelassen. Nun nahm er wieder das Wort: „Der Herr Oberst hat bis zum letzten Augenblick eine gewisse Übersicht über die Verhältnisse behalten. Er hat wenigstens sehr genau Buch geführt und auch über seine letzten, unglückseligen Unternehmungen die eingehendsten Aufzeichnungen gemacht. Er hat in den letzten Tagen über seine Lage mit einem Freunde

korrespondiert und ihm genaue Aufschlüsse gegeben. Die Kopie ist vorhanden und wird mir eine sehr gute Unterlage für die Ordnung der Verhältnisse bieten.“

„Und dieser — Freund? Mein Mann hat ihn um Hilfe gebeten?“ stammelte die Witwe.

„Er hat ihn um Hilfe gebeten.“

„Vergebens?“

„Vergebens.“

„Und wer war — dieser Freund?“ Mit stotternder Stimme hatte es Helene gefragt. Aber sie wußten es alle drei, es konnte ja nur der eine sein.

„Es war —“ sagte der Justizrat schwer und leise, denn er ahnte ja, was diese Antwort bedeute — „es war Seine Excellenz der Generalleutnant v. Maltzahn.“

Mit einem tiefen Stöhnen ließ Helene den Kopf in die Hände sinken.

Sein Vater also, Fedors Vater! Er hatte alles gewußt und nicht geholfen, vielleicht nicht helfen können.

Egon hatte sich in die Lippen gebissen vor Scham. Ein heißer roter Tropfen trat hervor, lief über das energische Kinn des jungen Offiziers und rann auf die blanken Goldknöpfe seines Waffenrocks.

Arme Schwester! Denn daß Fedor v. Maltzahn nun von der Bildfläche verschwinden würde — das verstand sich ja von selbst. Er kannte doch den Herrn Regimentsadjutanten! Ja — der Tochter seines Kommandeurs den Hof machen — das gehörte zu den Pflichten seines Kommandos, aber jetzt — jetzt lagen die Dinge anders. Wie würde der schöne Fedor sich freuen, daß er noch nicht zu weit gegangen war, sich eben noch mit leidlichem Anstand zurückziehen konnte!

Vermutlich hatte sein Herr Papa ihm den Brief des Obersten v. Dührssen gezeigt und gefragt: „Na,

Fedor, da werde ich wohl einspringen müssen — was?“ Und der schöne Fedor hatte wie vom Donner gerührt dagestanden, schließlich sich einen Ruck gegeben und stramm erklärt: „Nee, Papa, um meinetwillen keinenfalls, denn ich habe da auch nicht die leiseste Verpflichtung — auch nicht die allerleiseste!“ Na, und da hatte der Papa eben dem verzweifelnden Jugendfreunde abgewunken — und der Jugendfreund hatte zum Revolver gegriffen.

So wird's schon gewesen sein.

Wenn man ihm nur an die Kehle könnte, dem Streber, dem gemeinen Egoisten! —

Helene sann und sann. Was hatte sie nun noch zu erwarten? Ach, daß Fedor sich nun noch zu ihr bekennen würde, das wagte ja auch sie nicht zu hoffen — nein, das war ja unmöglich, solch ein Opfer konnte sie gar nicht verlangen, würde sie nicht annehmen dürfen — sie, ein blutarmes Mädel seit heut, die Tochter eines —

O Vater — Vater, wie hast du uns das antun können! Warum hast du nicht bei uns ausgehalten? Warum hast du die Flucht ergriffen, du, einer der tapfersten Helden in den heißesten Schlachten?

O Vater — Vater! —

Da entfaltete der Justizrat einen Brief, der mit wirren, zitternden, kreuz und quer durcheinander stolpernden Schriftzügen bedeckt war. „Hier, gnädige Frau, ist die letzte Äußerung Ihres Gatten. Sie lag obenauf, unmittelbar über dem Brief des Generalleutnants v. Maltzahn, in dem dieser seine Hilfe verweigert. Der letzte Brief trägt den Poststempel des 15. Oktober 1869, also von gestern. Er ist heute früh angekommen, und gleich nachher muß Ihr Gatte die unselige Tat begangen haben. Vorher aber hat er glücklicherweise diese Zeilen zu Papier gebracht.“

Er reichte der Witwe das wirre Schreiben.

„Glücklicherweise?“ fragte Frau Antonie verständnislos und starrte auf das Getaumel der zitterrigen Buchstaben vor ihren Augen.

„Ja — glücklicherweise! Denn dieser Brief beweist schlagend, daß der Herr Oberst im Augenblicke, als er Hand an sich legte, in einem Anfall geistiger Umnachtung gehandelt hat. Das ist nicht nur ein großer Trost für Sie, es sichert Ihrem Gatten auch ein Begräbnis mit allen Würden und Ehren.“

„Ah — das ist gut, das ist sehr gut!“ stöhnte Frau Antonie. Mit brennenden Augen überflog sie die verworrenen letzten Zeilen, und lösende Tränen kamen ihr.

Hochauf atmete auch der Leutnant. Also das bedeutete das letzte Blatt von seines Vaters Hand! Der erfahrene Jurist mußte es doch wissen. Himmel, das war ja die Rettung — nun würde er den Degen nicht abzulegen brauchen, wenn auch vielleicht die goldenen Gardelilien verloren gingen. In irgend einer Grenzgarнизон würden sie ihn schon noch brauchen können, und wenn's ohne Zuschuß gehen mußte — es sollte schon gehen! Wenn er nur Soldat bleiben konnte.

Helene aber hatte unmutig die Schultern hochgezogen. Ein militärisches Begräbnis! Was bedeutete das? Eine letzte Maskerade, eine letzte pomphafte Dekoration. Dahinter lauerte ja doch die Einsamkeit, die Verlassenheit, das Elend.

Oder könnte sie doch noch hoffen, daß Fedor — —

Ja, wenn das bindende Wort schon gesprochen gewesen wäre, aber so weit war's ja noch nicht gekommen. Dicht vor der Entscheidung hatte sie gestanden, aber die Entscheidung selber war noch ausgeblieben, würde nun für immer ausbleiben.

Oder doch nicht?

Ach, du armes, törichtes Mädchenherz!

War er nicht ein Tapferer? Hatte nicht auch er bei Düppel und Königgrätz mitgefochten? Trug nicht auch er das Militärverdienstkreuz?

Wenn er ein Mann war, ein Held, ein wirklicher Tapferer — dann mußte er jetzt kommen, dann würde er kommen.

Ach, Fedor — Fedor!

Ein armes, verzweifelndes Mädchenherz harret auf dich! Bis heute hast du ihm viel bedeutet, von heute ab sollst du ihm alles — alles sein. Du kommst und bringst das Leben, das Licht. Rädest du nicht, was bliebe übrig? Finsternis, Einsamkeit, lichtlose Nacht — ein Dasein, aus allen Himmeln der Hoffnung hinabgestürzt ins Chaos, ins Nichts.

Ja, alle drei dachten nur an sich in diesem Augenblick, an ihre eigene Zukunft, an die Not und das Bangen ihres eigenen Herzens, keines an den blassen, stillen Mann da drinnen, der auf seinem Bette lag, wie man ihn am Morgen gefunden, mit der gräßlichen roten Todeswunde in der Stirn und mit dem Revolver in der erstarrten Faust.

Und wenn je einmal ein Gedanke zu ihm hinüberflog, dann war es eine harte Anklage: Warum hast du mir — mir das getan?!

Erzelenz v. Maltzahn, der Divisionskommandeur, sandte einen riesigen Trauerkranz und ein langes, überschwenglich teilnahmvolles Beileidtelegramm aus einer entfernten Garnison seines Divisionsbezirks, an den ihn zu seinem tiefsten Bedauern eine unaufschiebbliche Dienstreife berufen hatte.

Fedor v. Maltzahn aber, der Premierleutnant und Regimentsadjutant des Verstorbenen, kam noch am



Abend des Todestages. Er entschuldigte sich sogar, daß er nicht noch früher gekommen sei. Durch den plötzlichen Tod des Regimentskommandeurs sei aber eine Fülle dringlicher Arbeit entstanden. Er stelle sich jetzt den Hinterbliebenen ganz zur Verfügung.

Egon dankte ihm frostig. Er glaube den traurigen Geschäften der Familie völlig gewachsen zu sein und bitte Herrn v. Maltzahn, seine Kraft dem verwaisten Regiment so wenig als möglich zu entziehen.

Nach einigen Beileidsausdrücken empfahl sich Fedor. Er konnte die Blicke der Frauen nicht ertragen, die in unzügelbarer banger Erwartung auf ihm ruhten und um einen, nur einen einzigen Blick warmer Teilnahme bettelten.

Er konnte ihnen keinen spenden. Das wäre ja Selbstmord gewesen, dümmel, gedankenloser und übereilter als jener, den sein Kommandeur da drinnen begangen. Nein — er wollte nicht. Dem Himmel sei Dank — er mußte ja auch noch nicht!

Ein reiner Zufall war's gewesen, der ihn davor bewahrt hatte. Auf dem letzten Sommerfest im Kasino war eigentlich die Erklärung fällig gewesen, und nur ein plötzliches Unwohlsein der Frau des Obersten hatte frühzeitigen Aufbruch der Familie Dührssen und damit einen Aufschub der Entscheidung veranlaßt.

Und nun! Dem Himmel sei Dank! Fedor v. Maltzahn wußte ja auch, daß drinnen der Brief seines Vaters liegen mußte, der dem Jugendfreunde, dem langjährigen Kameraden die ersehnte Hilfe versagte. Aber wer hat denn auch ahnen können, daß der Oberst gleich zur Pistole griff! Zwanzigtausend Taler — nee, die hat ein preußischer General denn doch nicht zum Wegwerfen übrig, auch wenn er eine Millionärstochter zur Frau gehabt hat.

Nein, man brauchte sich keine Vorwürfe zu machen, weder wegen der versagten Hilfe noch deshalb, daß man sich nun zurückzog. Das verstand sich ja nach Lage der Sache einfach von selbst.

Säbelrasselnd eilte Fedor v. Maltzahn seiner Wohnung zu. Wie geschickt von Papa, sich aus dem Staube zu machen, bis das Begräbnis vorüber war! Schade, daß man das nicht auch konnte.

Na, jedenfalls wollte er das Dührssensche Haus vor dem Begräbnis nicht wieder betreten. Er hatte seine Hilfe angeboten, mehr konnte doch schließlich niemand von ihm verlangen.

Und nun war alles überstanden.

Mit allen militärischen Ehren, unter Grabgeläut und Mitwirkung von Ehrensälvn war Oberst Kornelius v. Dührssen in die Gruft gesenkt worden.

Helene war nun doch dankbar gewesen für all das Eröstliche, das in diesen äußerlichen Dingen lag. Diese Farben, Formen und Klänge hatten ja doch ihre Jugend, ihr ganzes Leben begleitet, es war ein letzter Schimmer des alten Glanzes, der die beiden verlassenen Frauen noch einmal umwob, ehe sie versanken in das graue Nichts einer bitteren Existenz der Entfagung und Entbehrung.

Aber als sie nun Abends bei der Lampe mit dem Justizrat Weidtmann, dem Freund und getreuen Berater der Familie, zusammensaßen, als der Jurist die grausam nüchternen Zahlen aufmarschieren ließ, mit denen man künftig zu rechnen haben würde, da packte die Damen denn doch das Grauen. Die Aufstellung ergab selbst nach Veräußerung alles Entbehrlichen einen Fehlbetrag von rund zehntausend Talern.

Allerdings waren das Börsenschulden aus Differenzgeschäften, und die Erben konnten entweder die Erbschaft ausschlagen und es den Gläubigern überlassen, den Nachlaßkonkurs herbeizuführen, oder sie konnten sie antreten und den Differenzeinwand erheben, um sich wenigstens die Einrichtung zu retten.

In beiden Fällen aber war Egons Laufbahn gefährdet, nein, vernichtet. Als Offizier würde Egon unmöglich sein.

„Ja, gnädige Frau, so sehe ich nur noch einen Ausweg,“ sagte der Justizrat, „Sie müssen Ihre zehntausend Taler Lebensversicherungssumme in die Masse werfen. Dann steht der Abschluß gleich auf gleich, und Egon kann den bunten Rock weiter tragen.“

„Selbstverständlich tu' ich das,“ rief Frau Antonie ohne Besinnen.

„Nein, Mutter, dies Opfer kann ich nicht annehmen!“ sagte Egon tapfer, aber doch recht unsicher.

„Diese Erklärung hatte ich von Ihnen erwartet, lieber Egon,“ sagte der alte Weidtmann. „Sie sind ein junger Mensch, für Sie wird sich schon etwas finden. Es versteht sich ganz von selber, daß Sie Ihrer Mutter und Ihrer Schwester nicht das einzige Vermögensstück entziehen dürfen, das sie außer ihrer Pension noch besitzen.“

„Das verlange ich selbstverständlich nicht,“ sagte Egon etwas heftig. „Ich denke gar nicht daran, das zu verlangen.“

Frau Antonie wurde schwankend. Himmel — die schmale Witwenpension und sonst nichts, nicht einen Pfennig! Sollten denn sie und Helene allein alles tragen?

Helene hatte den Verhandlungen stumm und aufmerksam gelauscht. „Verzeihen Sie mir eine Frage, Herr Justizrat.“

„Bitte, liebe Helene.“

„Wenn meine Mutter die Lebensversicherung nicht an die Gläubiger aushändigt, dann kommen die Leute um ihr Geld — nicht wahr?“

„Nur um Geld, das sie im Börsenspiel gewonnen haben auf Kosten Ihres armen Vaters, nicht um Geld, das sie mit ehrlicher Arbeit verdient haben.“

„Also diese Börsenschulden sind etwas Ähnliches wie Spielschulden?“

„Das kann man wohl sagen.“

„Nun, Spielschulden gelten doch unter Kavalieren als Ehrensulden. Ich weiß das vom Vater und auch von dir, Egon.“

Die Augen des jungen Offiziers hingen wie erstarrt an den Lippen der Schwester.

„Und wenn wir das Geld nicht geben, kann also Egon nicht Offizier bleiben, weil wir Ehrensulden nicht bezahlt haben?“

„So ist wohl die Logik des Offizierstandes,“ meinte der alte Jurist. „Sie ist aber sehr anfechtbar.“

„Und dann hätte also jeder Offizier das Recht, uns zu verachten, nicht dich allein, Egon, auch Mama und mich — nicht wahr, Herr Justizrat?“

„Von seinem Standpunkt aus — vielleicht,“ meinte Weidtmann, „aber im bürgerlichen Leben —“

„Also, Mama, dann müssen wir die Lebensversicherung unbedingt in die Masse werfen. Egon soll Offizier bleiben, und uns zwei soll kein Offizier verachten dürfen — nicht wahr, Mama?“

„Nein, mein Kind, uns soll keiner verachten dürfen,“ sagte Frau Antonie leise und seufzte tief auf dabei.

Egon weinte vor Glück. Herrgott, waren das ein paar Frauen — die zwei! Eigentlich verstand es sich

ja von selber. Schließlich war es doch der Sohn, der Erbe seines väterlichen Namens, den er wieder zu Ehren bringen mußte. Das wollte er schon besorgen, wenn's nächstens wieder losging, dann wollte er den Ehrenschild des Namens Dührssen wieder blank polieren von den dunklen Flecken, die des Vaters verzweifelte Börsenspekulationen darauf zurückgelassen.

Helene aber dachte nur an Fedor v. Maltzahn.

„Nicht wahr, Mama? Uns soll keiner verachten dürfen! Lieber hungern — nicht wahr, Mama?“

Nein — so bequem wollte sie es ihm denn doch nicht machen, solch eine wohlfeile Entschuldigung wollte sie ihm nicht in die Hand spielen. Er sollte sich schämen, schämen vor sich selber bis in den Grund seiner Seele hinein.

Lieber hungern, als diese Genugtuung verschmerzen.

## 2.

Und der Hunger kam.

Nicht der gemeine, brutale Proletarietherunger des knurrenden Magens. Nein, der viel schmerzlichere Hunger der darbenden Seele, des ausgestoßenen, beiseite gestoßenen, in den Winkel gedrückten Daseins.

Was half's, daß Egon sich aus seinem Garderegiment in eine Garnison an der russischen Grenze versetzen ließ? Ein Leutnant ohne Zuschuß ist auch dort ein blutarmer, gehetzter Mensch, der jeden Rock bis auf den letzten Faden abtragen, sich jede auch noch so armselige Zerstreung und Erfrischung versagen muß.

Und die Frauen? Um dem Bruder diese armselige und fragwürdige Existenz, sich selbst den eingebildeten Respekt der einstigen Standesgenossen zu bewahren, hatten sie den letzten Pfennig hingegeben. Nun grinste

die Armut aus allen Winkeln ihnen ins verhärmte Gesicht.

Und das alles, um dem Bruder das Glück zu erhalten, in einem polnischen Landneft Rekruten drillen zu dürfen!

Das Trauerjahr schloß die Frauen ja zunächst von jedem gesellschaftlichen Verkehr aus, aber wenn es zu Ende sein würde, würden die armseligen Verhältnisse sie für immer von jeder Berührung mit der einstigen Sphäre trennen.

Es gab nur eine Lösung. Helene mußte ihr Brot selber verdienen. Aber wie kann man das, wenn man nichts gelernt hat, keinerlei Mittel zum Nachholen des Versäumten, zu der allerbescheidensten Ausbildung besitzt und mit dreiundzwanzig Jahren auch schon hinaus ist über die eigentliche Lehrzeit des Lebens?

Und eines Tages zog die stolze, verwöhnte Romandeurstochter das Gewand der Entfagung an als Lehrschwester im Roten Kreuz. Hier gab's wenigstens vom ersten Tage an freie Station. Dafür mußte man freilich Fenster putzen und Korridore, sich vor keiner noch so unappetitlichen Handreichung, keinem noch so abscheulichen Geruch, keinem noch so ekelhaften Anblick scheuen.

Aber es gab wenigstens satt zu essen, und die Pension blieb unverkürzt für die arme zusammengebrochene Mutter.

Ach, und der Tag war ausgefüllt bis zur letzten Sekunde, die Nacht gehörte dem bleischweren Schlaf der völligen Erschöpfung.

Schredlich waren nur die langen, endlosen Nachtwachen mit dem krampfhaften Ankämpfen gegen die Müdigkeit. Und wenn die mit eiserner Willensanspannung über den toten Punkt hinüber nieder-

gezwungen war — dann dies nervöse, hellseherische Wachen mit seiner jagenden Flucht der Bilder und Gedanken, diese ewig wiederkehrende, grollende Frage: Warum mir, gerade mir dies Schreckliche, dies unsagbar Grausame? Was hab' ich getan, dies Schicksal zu verdienen?

Dennoch kam ganz allmählich die Wandlung, ein Stillwerden, ein müder Friede tief innen in der Brust.

Zum ersten Male im Leben band sie ein Kreis wirklicher Pflichten, zum ersten Male mußte sie mit zusammengebissenen Zähnen arbeiten — arbeiten.

Und manchmal staunte Helene, daß sie Morgens zu ihrem eintönig freudlosen Tagewerk mit einem Kraftbewußtsein, einem frischen Lebensgefühl erwachte, das ihr festfrohes Jugenddasein niemals gekannt hatte.

Nur wenn sie einmal Abends ein Stündchen Urlaub erhielt, um ihre Mutter zu besuchen, und dann durch die abendlich flutenden, lichtdurchflossenen Straßen Berlins schritt, wenn ringsumher das Leben zu gleißendem Genuß, zu wirbelndem Festrausch wogte, dann überkam sie ein lähmendes Entsetzen.

Ausgestoßen war sie, betrogen um jenes Dasein, zu dem allein sie geschaffen und erzogen war, von dessen einladender Schwelle jener Wille sie zurückgeschleudert, der das eigene Leben zerstörte.

O Vater, Vater — warum hast du mir das getan!

Und manchmal streifte ihr schwarzes Mäntelchen den eleganten Paletot eines Offiziers, zuweilen erkannte sie gar überm aufgetrappten grellroten Kragen, unter Mützenschirm oder Helmschiene die unvergessenen Züge eines der Offiziere ihres Vaters.

Dann senkte sie tief das stolze Gesicht und hastete vorbei.

Unnötige Scham! Wer von den Herren hätte auf die Idee kommen sollen, unter dem Schwesterhäubchen nach dem Antlitz der einstigen Heldin aller Regimentsbälle zu spähen?

Selbst Fedor v. Maltzahn erkannte sie nicht, als er eines Abends sporenklirrend an ihr vorüberschlenderte.

Zufällig streifte sein Auge der Schwester Züge. Sein bronzenes Gesicht blieb unbewegt. Wie hätte er in dem entstellenden, verhüllenden Kostüm die glänzende Helene von einst erkennen sollen!

In diesem Augenblick empfand Helene zum ersten Male wieder am jähen Zusammenkrampfen des Herzens, wie gut sie ihm gewesen war, dem eiteln, lecken Jungen.

Wer mochte nun seine Hulldigung empfangen? Major v. Ekensteen hatte das Regiment bekommen. Also war es ja selbstverständlich, daß die blonde, dicke Ingeborg Ekensteen nun die Göttin der Träume des Herrn Regimentsadjutanten war.

Und die hatte noch dazu zehntausend Mark Zinsen. Ihr Vater würde kaum in die Lage kommen, den Herrn Divisionskommandeur anpumpen zu müssen.

Nein, da würde Seine Erzellenz gewiß gern seinen Segen spenden.

Ach, du armes, armes einsames Mädchenherz unterm blaugraugestreiften Schwefternittel!

Helene mußte sich in eine dunklere Seitenstraße retten, um ihre jählings strömenden Tränen zu trocknen.

So verging der Winter von Neunundsechzig auf Siebzig.

Aus Egons Briefen an Mutter und Schwester klang manchmal ein seltsamer Ton, ein Ton, den die Frauen kannten wie erstes fernes Schlachtengetümmel.



Zweimal schon hatte dieser Klang in das Leben der Frauen hineingeschriilt, hatte den Vater aus ihren Armen, aus dem Frieden der Häuslichkeit gerissen ins Feldlager.

Und das wußte ja jedermann: ein Krieg würde kommen, gegen den die beiden überstandenen harmlose Felddienstübungen sein würden.

„Ich gönne es Egon von Herzen,“ meinte die Mutter. „Sein Leben steht in Gottes Hand. Wenn er aber heimkommt, werden wir alle drei viel, viel glücklicher sein, als wir es heute sind.“

Helene antwortete nicht. Sie dachte wie Egon. Auch sie würde ja dann ein wenig helfen können, den dunklen Flecken vom Ehrenschilder der Dührssens abzuwaschen.

Nun, an ihr sollte es nicht fehlen.

Und auffachauernd breitete das junge Weib im Kleide der Entfagung die Arme dem Schicksal entgegen, dem Kommenden, das sich ankündigte.

### 3.

Übers sonnengleikende Feld, das von den kahlen Bergen vor Villers-Cernay nach dem Tal des Givonneflüßchens herniederzog, über dies nackte, abgeerntete Feld ritt der Tod.

Es war drei Uhr Nachmittags. Das preußische Gardekorps hatte nach langem Marsch in den Vormittagsstunden des 1. September nach links Führung mit dem sächsischen Armeekorps gewonnen und das französische erste und zwölfte Korps durch Daigny, das Gehöft La Rapaille, durch die ganze Länge des oberen Givonnetals aufs Westufer des Flüßchens und in den unwirtlichen Garenneforst zurückgetrieben. Nun galt es, vom Givonnetal aus die Höhen des Wald-

gebirges zu ersteigen und den Feind auch von dieser Seite aus nach Sedan hineinzuworfen.

Aus dem Walde von Sarennnes kam das feindliche Infanteriefeuer nur regellos, matt und schlecht gezielt. Offenbar versagte dort oben völlig die Führung. Und drüben, jenseits des Sironnetals, baute sich eine endlose Linie preussischer und sächsischer Artillerie auf; soweit der Blick reichte, überall pufften die weißen, so harmlos weißen Wölkchen in die blaue Spätsommerluft. Überm Tal kreuzten sich, in hohen Bogen saugend, die Geschosse. Aber auf zehn deutsche kam kaum noch ein französisches, der Aufenthalt im Forste droben mußte die Hölle sein.

Und wie das gräßliche Furioso einer satanischen Sinfonie dröhnte von hüben und drüben ohn' Unterlaß das rollende Geschützfeuer, rasselte helleren Tones das Knattern des Schützengefechts.

Darum lächelte der Tod, bieweil er vom kahlen Bergrücken des linken Sironneufers ins Tal des Flüßchens hinunterritt. Er, der kommandierende General über beide streitenden Armeen, der Oberleiter, der diese gräßliche Felddienstübung abhielt.

Schwester Helene sah ihn reiten. Hoch oben, wo der Pfad von Villers-Cernay nach Sironne aus dem Forst heraustrat und einen Fußsteig kreuzte, der links nach Daigny hinunterführte, lag ein einsames Gehöft, von seinen Bewohnern verlassen. Von hier aus hatte der Kommandeur des Gardekorps am Vormittage den Abstieg seiner Divisionen gegen Sironne und Daigny geleitet. Jetzt war der Korpsstab dem Vorrücken der Truppe gefolgt, und eingezogen war jene Macht, die das Unglück und den Jammer des Völkerwürgens wieder gutmachen sollte, soweit noch etwas gutzumachen war: die Charitas, die Allerbarmerin. Ein

Feldlazarett war errichtet, und von allen Seiten schleppte sich's heran, ward's herangezogen, seit oben auf dem zerschossenen Dach der Ferme die weiße Fahne mit dem roten Kreuze wehte. Jugendgestalten, am Morgen noch blühend in Kraft und Mut, nun elend, verstümmelt, zerbrochen, zerquetscht. Da hieß es helfen, helfen, helfen! Kein Augenblick des Besinnens, des Bedenkens war gegeben.

Wie vieles Grauen, wie viele Qual hatte Helene schon erlebt in den vier Wochen, seit sie bei Saarbrücken aus dem Zuge gestiegen und sofort ins Getümmel der Spichernschlacht hineingestoßen worden war! Der Tod war ihr vertraut geworden und schreckenslos. Wenn er kam, dann gab's Ruhe — vorher war Kampf und Qual.

Ach, und was war die Qual, das Leiden des einzelnen, wo ringsum Völkergeschicke, Weltgeschicke sich vollzogen!

Zwar die Kleinarbeit des Tages, die rasende Fülle wechselnder Augenblicksbilder verhüllte dem Auge des Miterlebenden das gewaltige Schauspiel des Gesamtgeschehens, allein die ungeheure Woge der Stimmung, das Bewußtsein, inmitten eines weltgeschichtlichen Vorganges von niemals erlebter Wucht und Bedeutung zu stehen, teilte sich jedem Herzen mit, vergrößerte jede alltägliche Hantierung zu einer gottesdienstlichen Handlung, entriß die kleinste Seele der Vereinzelung, hob jede Gebärde, jeden Augenblick ins Überweltliche, Symbolische hinein.

Und nur in den bleiernen, träge lastenden Stunden der Nachtwachen, inmitten einer verpesteten Atmosphäre von Blut und Schweiß und Fieberdünsten, fiel es Helene wohl ein wie eine Mär aus vergessenen Kindertagen, daß sie einmal ein verwöhntes Salon-

dämchen gewesen war, einen blonden, korrekten Premierleutnant geliebt hatte, dann jählings aus allen Himmeln der Hoffnung herausgerissen worden war an das Totenbett des Vaters, an ein frisches Grab, ins Dunkel, ins Elend. Was galt das alles? Es war Krieg. Nationen hatten sich aufeinander gestürzt, jede Sekunde vernichtete Duzende blühender Menschenleben. Es war lächerlich, kindisch, daß man daran dachte, einmal verzweifelnd an der Bahre eines einzigen, vor den Trümmern des eigenen, armen Einzelschicksals gestanden zu haben.

Hart und weit, hell und kühl war das Herz geworden in den vier kurzen Wochen.

Und drüben, das kahle, sonnengleisende Feld entlang, ein finsternes Lächeln um die lippenlosen Rinnbäden, ritt der Tod.

Nur einen Augenblick lang hatte Helene sich aufgerichtet, nachdem sie den Widelverband um das zerschossene Schultergelenk eines jungen Grenadiers vollendet, den Ärmsten vorsichtig auf den nackten Bretterboden der Bauernstube gebettet, ihm als einzige Bequemlichkeit ein Büschel Stroh unter den Kopf geschoben hatte. Durch die zersprungenen Scheiben hatte sie aufs Feld hinausgestarrt und da den Höchstkommmandierenden der gräßlichen Felddienstübung reiten sehen auf dem falben Geisterroß.

Lebte Egon noch? Sie wußte es nicht, hatte keine Ahnung, wo ihres Bruders Regiment stand.

Und Fedor v. Maltzahn? Und Seine Excellenz der Herr Divisionskommandeur?

Auch das wußte sie nicht.

Aber wenn sie lebten, dann waren die beiden Maltzahns jetzt da unten im Thal, denn dort sammelte sich in dieser Stunde das ganze Gardekorps zum

letzten Sturm auf den Forst über dem unglücklichen Sedan.

„Schwester Helene!“

„Herr Oberstabsarzt?“

„Ich reite jetzt hinunter nach Sivonne. Unten sollen Verbandplätze angelegt werden. Übernehmen Sie hier oben mit dem Oberlazarettgehilfen Matsche die Aufsicht. Die Ärzte müssen alle mit hinunter.“

Also hinunter nach Sivonne, wo die erste Garderinfanteriedivision zum Sturm ansetzte.

„Herr Oberstabsarzt, darf ich nicht mit hinunter?“

Der alte Arzt sah die Schwester an. Er kannte ihre Geschichte, sah das Soldatenblut aufflammen in ihrem schönen, harten Gesicht. „Es geht nicht, Schwester. Wir müssen reiten.“

„Ich kann reiten, Herr Oberstabsarzt.“

„Um — wissen Sie, Rind, Damensättel haben wir hier nicht.“

„Ich reite im Notfall auch auf einem Kommissattel, wenn ein Pferd zur Hand ist.“

„Gäule gibt's genug. Wenn Sie's mit einem französischen Kavalleriepferd versuchen wollen?“

„Ich will, Herr Oberstabsarzt.“

„Dann kommen Sie, Schwester!“

Über die kahle Fläche ging's talab — dem Wege nach, auf dem Helene den Tod reiten gesehen.

Den Ärzten war's, als trabe im Gewande der Schwester vom Roten Kreuz eine siegbringende Walfüre in ihrer Mitte.

Sie aber hatte nur einen Gedanken: da unten blutet die Garde, blutet meines Vaters Regiment. —

Zur Linken, überm tiefeingeschnittenen Tal, wo eben die zweite Division langsam Raum gewann, kreuzten sich die Granaten,

Deutlich konnte man sehen, wie die Verstärkungen, in lange Schützenketten aufgelöst, die kahlen Hänge sich hinunterwälzten, das Tal durchschritten, das Wasser durchwateten und in die vordere Schützenlinie einschwärzten. Ein lustiges Schauspiel, das Helene gar gut kannte von den Manövern her, zu denen sie oft mit Mutter und Freundinnen hinausgefahren war zwischen Flaschenkörben und Proviant.

Nun war der Hügelsum erreicht. Unten lag das Dörfchen Givonne von dunklem Gewölk überlagert — drei, vier Häuser brannten.

Und plötzlich schlugen links und rechts neben der kleinen Reiterkolonne feindliche Granaten ein. Sie platzten krachend, Staubwolken, Erdschollen und Granatsplitter stoben der Schar um die Köpfe, ein blutjunger Assistenzarzt, dessen Schmisse noch frisch aus dem Braun seiner bartlosen Wangen leuchteten, tat einen dumpfen Schrei und stürzte vom Pferde.

Wie der Blitz war der Oberstabsarzt vom Gaul und kniete neben dem jungen Kameraden. Helene war sofort an seiner Seite.

Die linke Brustseite völlig zerschmettert. Das Herz lag bloß.

„Fertig!“ sagte der Oberstabsarzt. „Weiter!“

Er kletterte mühsam in den Sattel. Helene schwang sich auf ihren Gaul. Im Galopp ging's quer über die Wiese hinab. In fünf Minuten waren die Häuser des Dorfs erreicht.

Mit kundigem Blick wählte der Oberstabsarzt das massivste und stattlichste aus. Ein Lazarettgehilfe hißte die Genfer Flagge. Der Verbandswagen, der dem Galopp der Reiter nicht folgen können, kam schwerfällig angerumpelt. Gottlob, daß er unbeschädigt durchgekommen war. Er wurde ausgepackt, in den

behäbigen Bauernstuben das Unterste zu oberst gekehrt. Es konnte losgehen.

Und es ging los.

Schon nach wenigen Minuten meldeten sich die ersten Verwundeten, die sich noch hatten ins Dorf zurückschleppen können. Die schwersten Fälle kamen zuerst in die Hand der Ärzte, den Leichtverwundeten halfen die Krankenträger und Lazarettgehilfen.

Schwester Helene half dem Oberstabsarzt. Und wieder das alte, gräßliche Schauspiel von Spichern und Mez — die blühenden Männerkörper zerfetzt, zerschunden, zerschmettert vom wahllos treffenden Eisen und Blei.

Geschrei, Gestöhn, Röcheln, klagloses, stummes Verenden.

Da stürmte ein junger Offizier in die Stube, in der der Oberstabsarzt arbeitete. „Wo ist der leitende Arzt?“ rief er.

„Hier!“ sagte der Oberstabsarzt, in eine Ellbogen-gelenkrefektion vertieft. „Was wollen Sie?“

„Der Kommandeur der ersten Division ist schwer verwundet. Wohin kann ich ihn bringen lassen?“

„In Gottes Namen hierher!“ brummte der Oberstabsarzt. „Er soll drankommen, sobald ich Zeit habe.“

Der Adjutant klirrte von dannen.

Helenes Herzschlag hatte gestockt. Fedors Vater? Vielleicht. Aber man konnte ja nicht wissen, ob er überhaupt noch die erste Gardedivision führte. Vielleicht lag er längst in irgend einem Lazarett, irgendwo in welscher Erde.

Und was bedeutete hier eine Erzellenz! Menschen waren nicht mehr als arme Mücken, auseinander-gewirbelt vom Sturm, verweht, zertreten.

In diesem Moment fiel Helenes Blick auf die

weiße Achselklappe des braven märtischen Jungen, der eben unter ihren Händen zur Operation des zerschossenen Unterarms hergerichtet wurde. Da zeichnete sich ein wohlbekannter Namenszug ab, der Namenszug des Regiments, das bis vor kaum einem Jahre der Oberst v. Dührssen geführt hatte.

„Etwas tiefer den Arm, Schwester. — So. Wenn Sie beide Arme brauchen, fassen Sie die Binde doch mit den Zähnen. — So, mein Junge, nun riech' mal hier an dem nassen Lappen und zähl' dabei bis tausend.“

„Herr Oberstabsarzt, was wollen Sie mit mir machen?“ fragte zitternd der arme Grenadier und sah auf den zerfetzten Arm, den die blonde Schwester hielt.

„Das geht dich gar nichts an, mein Junge. Jedenfalls was für dich gut ist. Also riech' und zähl'!“

Gehorsam vergrub der Soldat die Nase in den Chloroformlappen, den ein Assistenzarzt ihm vorhielt, und fing an zu zählen. Schwester Helene zog seinen Kopf in ihren Schoß zurück.

Dieses guten Jungen Augen hatten noch an des Obersten v. Dührssen Blicken gehangen. Und nun verband des Obersten Tochter den Blutenden.

„Einunddreißig — zwelunddreißig — drei — unddreißig —“ lallte der Verwundete unter seinem Lappen. Dann verwirrten sich die Zahlen, schließlich verstummte der stammelnde Mund ganz.

Nun schnitt das haarscharfe Messer tief in das weißbläuliche Fleisch des Armes, legte das Ellbogengelenk, die silbergrauen Sehnenansätze, den weißen Knochen bloß.

Schwester Helene sah's, ungerührt, nur noch sachlich, wissenschaftlich interessiert. Ihr Herz war hart geworden.



In diesem Augenblicke klrzten die Scheiben, ein Krachen scholl aus dem Garten, Granatsplitter, Erdklöße flogen durch die offenen Fenster ins Zimmer.

Flüchtig blickten die Arbeitenden auf, wandten sich dann aber gelassen und mit sicherer Behendigkeit zu ihrem Geschäft zurück.

Abermals wurde die Stubentür aufgerissen. Der Adjutant trat herein, ein Krankenträger schob sich keuchend nach, hinter ihm erschien die Bahre, mit einem schmutzigen Offiziersmantel bedeckt, ein fahlbraunes, blutbespritztes Gesicht —

Fedors Vater — der General v. Maltzahn.

„Darf ich bitten, Herr Oberstabsarzt?“ schnarrte der Adjutant. „Seine Erzellenz —“

„Sehen Sie nicht, Herr Hauptmann, daß ich mitten in einer Operation bin!“ versetzte der Arzt.

„Seine Erzellenz werden sich verbluten!“

„Kann's nicht ändern. Einer nach dem andern.“

Der Hauptmann biß sich auf die Lippen. Dies alte Raubbein! Aber — hier war der Arzt Kommandeur.

Die Säge knirschte durch den Knochen. Der Unterarm fiel dumpf zu Boden. Arterien wurden unterbunden, mit eiligen Stichen die Fleischlappen zusammengeñäht.

„So, Schwester, nun sehen Sie nach, was mit Erzellenz ist. Gleich bin ich hier fertig.“

Schwester Helene bettete den Kopf des Grenadiers auf einen Tornister und trat zu der Bahre.

Da lag jener Mann, den vor nicht langer Zeit ihr Vater um Rettung angefleht hatte, umsonst um Rettung angefleht hatte.

Fahl und starr das herrische Antlik. Matt nur hob sich die Brust unterm zersehten Waffentrod, von dem

die goldenen Achselstücke, die schweren Fangschnüre zerrissen herabbingen.

Vorsichtig öffnete Helene die Kragehaken, tastete nach der linken Schulter. Da saß es, da war alles kurz und klein geschlagen.

Ob da noch zu helfen war?

In diesem Augenblick schlug der General die Augen auf, die herrischen Augen, die bis vor einer halben Stunde fünfzehntausend Männer im Kampfe gelenkt, nun blickten sie angstvoll drein, flehten um Gnade, um Hilfe, um Leben, hingen staunend, zweifelnd an dem gebräunten Gesicht des Mädchens unterm weißen Häubchen, erkannten die Tochter des Jugendfreundes.

„Was? Helene Dührssen? Ja zum Henter, Mädchel, wie kommen Sie denn —“

Da verzerrten sich die Züge des alten Soldaten. Er verstummte, schloß schmerzdurchschauert die Lider.

In diesem Augenblick steigerte sich das unablässig rollende Geknatter am Hang des Forstes drüben, jenseits des Tälchens, zu einem rasenden Schnellfeuer. Und nun mischte sich ein fernes wildes Brausen von Menschenstimmen hinein.

„Hurra — Hurra — Hurra!“ Endlos sich fort-pflanzend, durchgellt vom Schmettern der Signalthörner.

Die Garde stürmte den Saum des Forstes.

Gegen fünf Uhr Nachmittags ließ auf einmal das Getöse fast urplötzlich nach.

Noch grollten vereinzelte Kanonendonner aus weiter Ferne. Aber schnell ward's stiller und stiller.

In der niederen Stube des Bauernhauses am Eingang von Sivonne horchten die todesmatt arbeitenden Ärzte und Arztgehilfen auf.

Was mochte geschehen sein?

Das war ja genau, wie wenn im Manövergelände, mitten auf dem Höhepunkt des lustigen Friedensgefechts, plötzlich das Signal: „Das Ganze — halt!“ erklingt und, schnell übers ganze Übungsfeld sich fort-pflanzend, das helle Knattern der Plakpatronen, das dumpfe Bumsen der Kartuschen zum Verstummen bringt. Doch nur ein Moment des Aufhorchens. Dann hieß es: weiter — weiter!

Die Zerstörung mochte feiern, das Rettungswerk durfte nicht rasten.

Der General lag drinnen in der Schlafkammer auf dem hochgetürmten Daunenspfühl des bäuerlichen Ehebettes. Neben ihm der arme junge Grenadier des Regiments, das einst Oberst Dührssen geführt.

Dem Divisionskommandeur war der ganze linke Arm abgenommen worden. Die Lunge war gestreift. Fraglich genug schien es, ob er mit dem Leben davonkommen würde.

„So, Schwester Helene,“ sagte der Oberstabsarzt, „nun hören Sie auf, sehen Sie sich um, ob's irgendwo draußen einen Heuboden gibt, kriechen Sie ins Stroh und schlafen Sie ein paar Stunden. Sie müssen heute nacht bei Erzellenz wachen.“

„Ich danke, Herr Oberstabsarzt,“ sagte Schwester Helene, „ich bin nicht müde.“

„Kind, seien Sie vernünftig! Sie fallen mir sonst heute nacht ab.“

„Nein, Herr Oberstabsarzt, verlassen Sie sich auf mich. Solange hier noch so viele Arbeit ist, bring ich's nicht fertig, zu schlafen.“

Einen kurzen Blick warf der Arzt dem jungen Mädchen zu, einen Blick wie Sonnenschein. „Also meinetwegen.“ — — —

Und es gab immer neue Arbeit. In endlosen Zügen strömte es nun vom Civonneforst hernieder. Leichtverwundete kamen zuerst. Dann ward's schlimmer. Auf Kameraden gestützt, schleppten sich die ärger Mitgenommenen hernieder ins Dorf, umlagerten die Brunnen, gierend nach einem Tropfen Wasser für die fiebernden Lippen, füllten die Häuser mit ihrem Stöhnen und Schreien. Auf jedem Dach wurde die Flagge mit dem Roten Kreuz gehißt.

Und gegen Abend fuhren, einer nach dem anderen, die Krankenwagen ins Dorf herein. Aus ihnen hoben kräftige Fäuste die Bahren mit ihrer jammervollen Last zerschmetterter, versengter, zerrissener Menschenleiber, in denen das Leben, krampfhaft zuckend, gegen die Vernichtung sich zur Wehr setzte.

Da gab's kein Rasten.

Schwester Helene war unermüdblich. Raum hatte sie den einen aus ihrem Arm gelassen, da sank auch schon ein neues wirrhaariges, schweiß- und blutbefudertes, fahles Jünglingshaupt gegen ihre Kniee.

Endlich war die Nacht gekommen. In der niederen Stube saß Helene beim Schein einer Kerze neben dem hoch aufgetürmten Bette, in dem der General v. Maltzahn mit leise röchelndem Atem, oft von Fieberphantasien geschüttelt, hindämmerte.

Einmal war's Helene, als blicke ein fahles, grinsendes Gesicht zum Fenster herein.

Sie wagte sich nicht umzuschauen. Sie war jetzt zu matt und zerschlagen, um noch einmal den Anblick des entsetzlichen Reiters ertragen zu können, den sie am Mittag hatte zum Civonnetal niedersteigen gesehen.

Als sie sich endlich doch umwandte, war das fahle Antlitz nicht mehr da, und nur die runde Vollmond-

scheibe stand silbern, friedvoll überm Hügel gen Villers-Cernay.

Welch ein Tag war das gewesen! Und wie mochte alles stehen?

Daß es ein Sieg war, ein großer Sieg — daran war ja kein Zweifel mehr möglich.

Das Große, das Erhabene war in ihr Leben getreten. Es konnte hinfort nie mehr klein, nie mehr gewöhnlich und arm werden.

Sie hatte sich einen Schatz errungen für immer: die Erinnerung an Unvergeßliches. Sie würde auch künftig den Weg aus Alltag und Niedrigkeit empor zur Höhe finden. —

Um Mitternacht fuhr sie empor. Ein Huftritt war draußen erklingen, rasche Wechselworte — und nun eine Stimme, die sie kannte, nur zu gut kannte.

Fedor v. Maltzahn!

Mit einer jähen Bewegung riß sie ihre Kapuze an sich, die auf dem Nachttischchen lag, und warf sie über ihr Häubchen, ließ sie so tief als möglich ins Gesicht fallen.

Die Tür ward leise geöffnet. Mit vorsichtigem Schritt trat ein staubbedeckter blonder Offizier in Adjutantenscharpe und Feldmütze ein, den linken Arm in einer schwarzen Binde.

Der Lazarettgehilfe folgte mit einer Laterne.

„Wo liegt mein Vater?“

„Hier.“

Der Offizier legte die Rechte an den Mützenschirm: „Guten Abend, Schwester. Ich bin der Sohn des Generals v. Maltzahn.“

Helene neigte leicht den Kopf. Sie hatte sich weit aus dem Lichtkreis der Kerze zurückgezogen, um dem Eintretenden Raum zu geben.

Fedor hatte sie nur mit flüchtigem Blick gestreift. Mit angstvollen Augen suchte er nach dem Antlitz des Vaters, trat nun dicht an die Lagerstatt heran, schaute lange in das wachsgelbe Gesicht, dessen Züge fieberisch zuckten.

Helene konnte die Mienen des einstmaligen Geliebten nur von der Seite sehen. Wie verändert er war! Seine Wangen umstarrte ein blonder Bart. Das sah fest und männlich aus. Keine Spur von der ehemaligen Eleganz des Gardeoffiziers. Und auf seiner Brust blinkte das Eiserne Kreuz.

Fedor starrte lang in des Vaters entstelltes Gesicht. An der scharfen Nase entlang, die beiden Maltzahns gemeinsam war, rollten ein paar Tränen und zergingen auf dem staubbedeckten Tuch des Waffenrocks.

„Wie sieht's aus, Schwester?“ fragte Fedor, ohne seinen Blick vom Gesicht des Vaters zu erheben.

Mit rauher, heiserer Stimme antwortete Helene: „Der linke Arm hat abgenommen werden müssen.“

Fedors Hand fuhr mit kurzem Zucken empor, ein rasches Stöhnen kam aus seiner Brust.

„Ist Gefahr?“

„Die Lunge ist auch berührt. Der Oberstabsarzt gibt aber Hoffnung.“

Schweigend stand Fedor. Abermals rann eine schwere Träne nieder.

Dann raffte er sich mit einem Ruck zusammen, zog die Uhr, wandte sich hastig, streckte dem Mädchen die Hand hin: „Haben Sie Dank, Schwester, und pflegen Sie mir meinen Alten gut —“ Plötzlich verstummte er und fuhr zurück, als habe er einen Stoß bekommen. Er hatte sie erkannt. „Gnädiges Fräulein —“ stammelt er.

„Herr Leutnant —“

Da schlug er die Augen nieder, dunkle Röte stieg in seine Wangen.

„Gnädiges Fräulein —“ wiederholte er.

„Ich bin kein gnädiges Fräulein mehr — ich bin die Schwester Helene.“

„Also pflegen Sie ihn gut, den Vater, Schwester Helene —“

„Sie dürfen ganz ruhig sein, Herr Leutnant,“ sagte Helene. Auch nicht das leiseste Beben war in ihrer Stimme. „Ich versprech's gerne — und was ich verspreche, Herr Leutnant, das halte ich auch. Ich kenne meine Pflicht!“

Fedors Augen blieben gesenkt, er nahm die Haden zusammen, salutierte und schritt leise hinaus.

Helene war allein.

Die Verwundeten stöhnten und phantasierten im Schlaf. Die Uhr tickte laut an der Wand. Draußen verklang der Rosseshuf.

Und Helene reckte die Arme. Sie fühlte sich, fühlte ihre Kraft und ihren Wert.

Und sie dankte, dankte heiß ihrem Schicksal, das sie hatte etwas werden lassen.

Sie würde niemals wieder bangend, zitternd auf eines Mannes Werbung harren.

Wer sie einmal haben wollte, der würde erst zu beweisen haben, daß er ihrer auch wert sei.





## König Karl und seine Rumänen.

Von Kurt Tesdorff.

Mit 9 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Von dem erstaunlichen Aufschwung, den Rumänien seit 1866 in politischer und wirtschaftlicher Beziehung erlebt hat, ist in neuerer Zeit viel geschrieben worden. Namentlich ist an dem Beispiel der Hauptstadt Bukarest oft gezeigt worden, welche günstigen Folgen die Übernahme der Regierung durch einen tatkräftigen, aufgeklärten Fürsten deutschen Stammes für dies Land gehabt hat, das dank seiner Lage an der unteren Donau, vom Eisernen Thor bis zum Mündungsdelta des Stromes, zwischen den transylvanischen Karpathenpässen und dem Pruth, für eine frische Kulturentwicklung das am meisten befähigte unter den alten Donaufürstentümern war. Als vor kurzem König Karl von Rumänien seinen siebenzigsten Geburtstag festlich beging, zeigten unzählige Glückwunschartikel in der deutschen Presse, welches Ansehen dieser ehrwürdige Zollernsproß mit seiner Gemahlin Elisabeth aus dem deutschen Fürstenhaus Wied in seinem ursprünglichen Vaterlande genießt.

Der Ort, in dem der Herrscher im Mai 1866 seinen Einzug hielt — so urteilt Hugo Grothe — war eher eine Ansammlung regellos erbauter Häuschen als eine fürstliche Residenz. Heute finden wir in Bukarest schöne lange Straßenzüge und Prachtbauten, die jeder europäischen Hauptstadt zur Ehre gereichen würden.



Als der Fürst in das Land kam, reiste er auf mangelhaft erhaltenen Straßen von Turn-Severin aus im offenen Postwagen. Heute durchziehen neben vorzüglichen Chaussees zahlreiche Eisenbahnlinien in einer Länge von 3200 Kilometer das Land, und in den abgelegensten Bergdistrikten der Walachei und der Moldau haben Telegraph und Telephon ihre Geltung gefunden.

Im Jahre 1866 war das Werk der Bauernbefreiung und der inneren Kolonisation erst im Anfangsstadium begriffen; heute sind allenthalben neuangebaute Flächen, und Getreidefelder wogen auf ehemaligem Öd-

land. Etwa 600,000 Bauern sind auf 1,400,000 Hektar der Regierung gehörenden

Ländereien und auf 1,300,000 Hektar den Großgrundbesitzern entzogenem Areal angesiedelt worden. Überdies schreitet die Urbarmachung der 1876 gewonnenen Dobrudscha rüstig fort. Von Industrie war 1866 noch nicht die mindeste Spur vorhanden; heute finden wir eine Reihe von Städten wie Bukarest, Braila, Galatz, Bacau und einzelne Täler wie das Prahovatal (Campina, Azuga), wo sie festen Fuß gefaßt hat. In zahlreichen Fabrikanlagen werden Artikel, die bisher vom Ausland bezogen



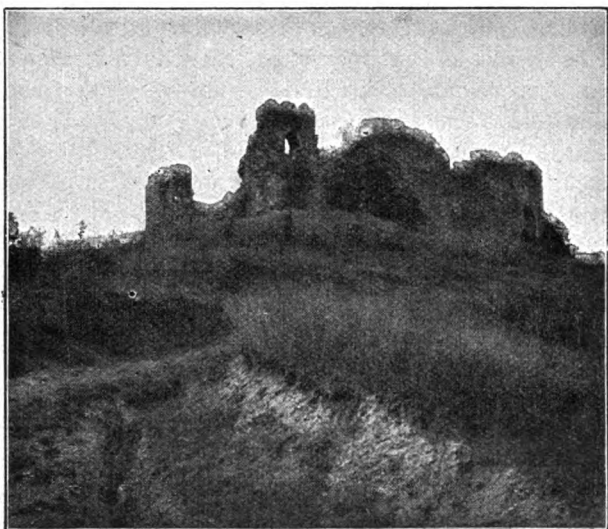
König Karl I. von Rumänien.

wurden, nunmehr hergestellt. Noch zu Anfang der Siebzigerjahre war die Beteiligung rumänischer Schiffe am gewaltigen, auf der Donau sich abspielenden Verkehr gering, und Rumänien war vom Meere abgeschlossen. Heute aber spielt es in der Flußschiffahrt eine bedeutende Rolle; es hat eine eigene stattliche Handelsflotte, und rumänische Post- und Passagierdampfer tragen die Nationalflagge von Constanza bis Konstantinopel und bis an die kleinasiatische Küste nach Smyrna, sowie vom Herbst 1906 unter engem Anschluß an die weitverzweigte geschäftliche Organisation des Norddeutschen Lloyd nach letzterem kleinasiatischen Hafen und nach Ägypten. Es gewinnt Rumänien infolge zunehmender Beliebtheit der Route Berlin—Breslau—Ezernowitz—Constanza immer mehr die Stellung eines Durchgangslandes für den Verkehr mit dem Orient, speziell mit Vorderasien, eine Bedeutung, die mit dem Ausbau der Bagdadbahn wie der Meßkapilgerbahn ständig sich erweitern wird.

Diese Kulturerrungenschaften haben nur unter hemmenden inneren Kämpfen mit einer dem Fortschritt zum größten Teil durchaus abgeneigten Bevölkerung durchgeführt werden können. Rumänien hat mit seinen 6,500,000 Einwohnern auf einer Bodenfläche von 131,353 Quadratmeilen immer noch eine nur schwache Bevölkerung, und zum größten Teil besteht diese aus Bauern und Hirten, die von den Vorteilen einer modern gehobenen Landwirtschaft keinen Gebrauch machen. Sie bilden 81 Prozent aller Staatsbürger Rumäniens, und auf ihrem Denken, Fühlen und Handeln lastet noch der Fluch der Hörigkeit, unter dem ihre Vorfahren lange Jahrhunderte hindurch und auch die Bejahrteren unter ihnen selbst noch dahinlebten. Die in der Lage des walachischen

Tieflands südöstlich vom großen Bogenzug der Karpathen, südwestlich von Bessarabien und nördlich vom Balkan bedingte, an schweren Schicksalen überreiche Geschichte Rumäniens erklärt uns diesen Zustand.

Die heutigen echten Rumänen sind Nachkommen der alten Thraker, deren Romanisierung in der von



Ruinen der Burg Neamț, oberhalb der gleichnamigen Stadt in der Moldau.

Trajan 106 nach Christo an der unteren Donau gegründeten Provinz Dacia erfolgte, und der römischen Kolonisten, die dieser Kaiser aus den näher gelegenen älteren Provinzen seines Reichs hier ansiedelte. Gegen vierzig Ortschaften in Bulgarien und Serbien, der Walachei, der Moldau und der Dobrudscha, in Ungarn und Siebenbürgen führen ihre Existenz auf diese Kolonisation zurück, unter anderen Nikopoli, Rustschuk,

Widdin, Hirsova, Constanza, Turn-Severin, Crajova, Resca, Dragasani, Bivolari, Buzeu, Tiglina, Gradistea, Klausenburg, Orsova, Blatua. Das Hauptelement in der rumänischen Sprache, die eine starke Beimischung bulgarischer, ungarischer, slawischer, albanesischer Elemente aufweist, ist das Vulgärlatein jener Kolonisten. Gewaltige Denkmäler der Römerzeit sind das Tropäum Trajani auf dem rechten Donauufer bei Rassowa-Udam-Klissi in der Dobrudscha, ein steinernes Runddenkmal von 100 Fuß Umfang und 40 Fuß Höhe, und die gewaltigen Ruinen der Donaubrücke bei Turn-Severin mit ihren zwanzig Jochen, deren Größe wohl jetzt durch die gewaltige Donaubrücke bei Cernavoda übertroffen wird, über welche die Eisenbahn von Bukarest nach dem Schwarzenmeerhafen Constanza führt.

Die Provinz Dacia war im besten Aufblühen begriffen, die thrakische Urbevölkerung zum Christentum übergetreten, als der Einbruch der Goten unter Alarich (271) ihm ein frühes Ende setzte, und diesen Eindringlingen folgten bald andere Wandervölker, die Hunnen (375—453), die Gepiden, die Awaren, die Bulgaren (680). Im Gefolge von ihnen drängten über den Pruth die slawischen Hirtenvölker nach, welche die verödeten Landstriche von Westbulgarien bis zur Save und Drau besiedelten und auch im Lande der Wlachen, Walachen, wie man die Dacoromanen bald nannte, festen Fuß faßten. Man nimmt an, daß sich die Walachen, welche noch heute als Wanderhirten in den nach Siebenbürgen und in die Bukowina führenden Alpenthälern ihre Schafherden weiden, in ihrer Rasse ziemlich rein erhalten haben, während sich im walachischen Tiefland ein Verschmelzungsprozeß vollzog, in welchem zunächst die Bulgaren staatsbildend auftraten. Im

neunten Jahrhundert entstand das große bulgarische Reich, welches das heutige Rumänien, Bessarabien, die Bukowina, Siebenbürgen, Ungarn bis zur Theiß, das Banat, halb Serbien und das heutige Bulgarien umfaßte. Es wurde im Jahre 1010 von dem oströmischen Kaiser Basilius erobert. Die byzantinische Herr-

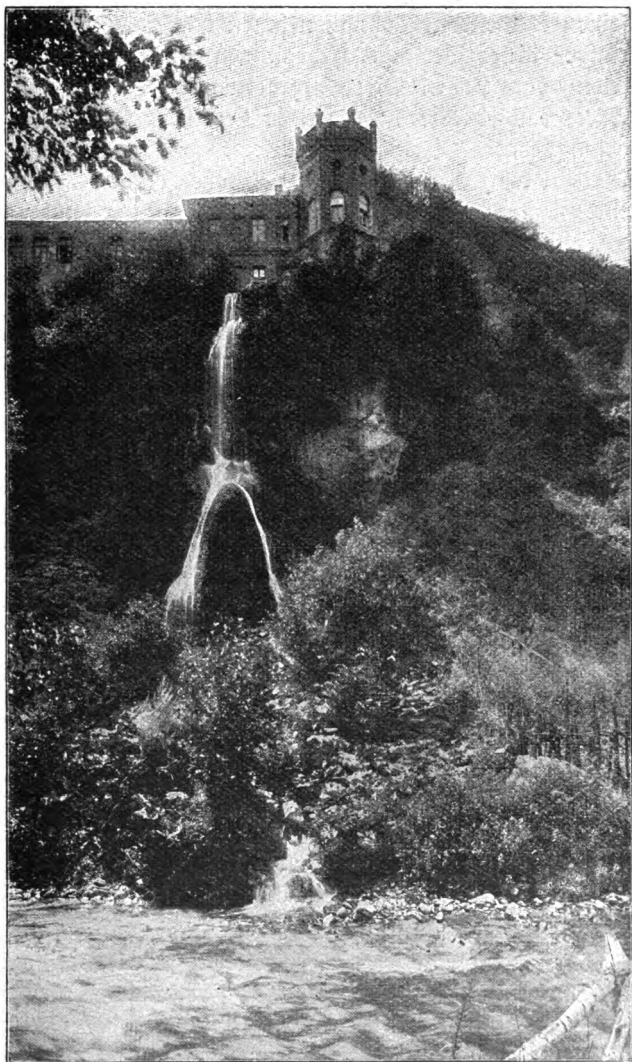


Rumänische Klosterkirche.

schaft schüttelten gegen Ende des elften Jahrhunderts die Walachen ab, sie sahen sich aber bald von dem Wandervolk der Cumanen aus der Gegend am oberen Dnjepr verdrängt. Aus kleinen Woivodtschaften in den Karpathen, die unter Oberhoheit der ungarischen Könige standen, entwickelten sich dann die beiden Fürstentümer Moldau und Walachei. Unter dem Woivoden Radul Negru I. mit dem Sitz in Campulung war um 1250 der größere Teil beider Gebiete vereinigt.

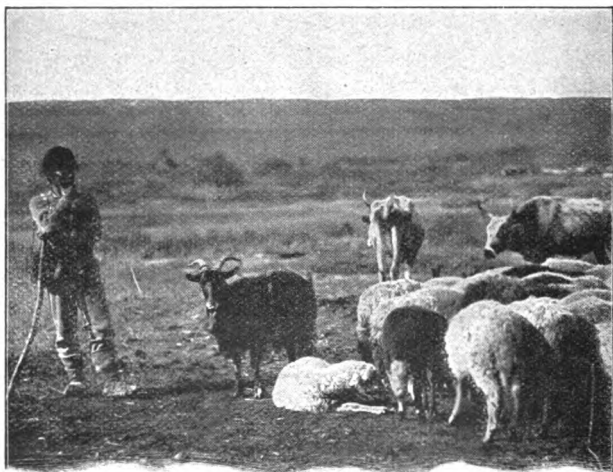
Etwa hundert Jahre später verließ der walachische Häuptling die bis dahin bewohnten Urwälder des nordöstlichen Ungarns, überstieg die Karpathen in der heutigen Bukowina und fiel in das damalige Cumanien ein, von dem er einen Teil eroberte und unter dem Namen Moldau zu einem eigenen, der Walachei stammverwandten Reich einrichtete, dessen Hauptort zunächst Baia an der Moldau wurde. Nachdem Bogdan Dragosch im Kampf mit dem vorher schon über die Karpathen vorgebrungenen deutschen Ritterorden, dessen Burg Neamţ wohl damals schon zerstört ward (siehe das Bild Seite 149), sein Reich abgerundet hatte, wurde er vom oströmischen Kaiser in Byzanz gleich dem Woiwoden der Walachei aus dem Stamm der Bessaraben als Fürst anerkannt. Die beiden Fürstentümer wurden Rivalen. Um ihre Selbständigkeit gegeneinander zu behaupten, waren die Fürsten lieber Vasallen ihrer mächtigeren Nachbarn, der Könige von Ungarn und Polen. Auch als dann die Eroberungslust der Türken über die Donau griff, kam es zu keinem Bündnis der zwei rumänischen Staaten, obgleich sie doch auch die gemeinsame Zugehörigkeit zur griechisch-katholischen Kirche verband.

Der walachische Woiwode Mircea der Große, der nach seinem ersten Sieg über die Bulgaren und Türken ein Reich beherrschte, das bereits bis zu den Donaumündungen reichte, sah sich nach der Schlacht bei Kossowo (1392) genötigt, mit Sultan Bajesid (1396) die erste sogenannte Kapitulation abzuschließen, in der er sich zur Zahlung eines Tributs verpflichtete. Dagegen gewährleistete die Türkei der Walachei die Selbständigkeit ihrer inneren Verwaltung unter einheimischen Fürsten und den Vertragsfuß, daß keine Moschee im Lande erbaut werden, und kein Türke darin



Kloster Tismana in der Walachei.

feinen bleibenden Wohnsitz nehmen dürfe. Schmälerungen dieses Vertrags, Erhöhungen des Tributs von seiten der Hohen Pforte forderten die Nachfolger Mirceas wiederholt zum Kriege heraus, doch keinem gelang es, das Joch abzuschütteln. Da strebte der Moldauer Fürst Stephan der Große (1456—1504) eine Vereinigung der beiden Fürstentümer unter



Rumänischer Schafhirte.

seinem Zepter an. Nachdem er Polen zum Abschluß eines Friedens- und Handelsvertrags gezwungen, schlug er 1467 bei Baia den Ungarkönig Matthias Corvinus und zog nun in die Walachei, wo er auch die Hauptstadt Bukarest einnahm und Radu den Schönen zur Flucht zwang. Aber dieser fand die Hilfe der Türken, und trotz Stephans Sieg bei Rakowa hielt er es angesichts der drohenden Haltung der Polen für geraten, sich mit der Erweiterung seines Landes



zufrieden zu geben, wonach der Fluß Milkow für immer zur Grenze der Fürstentümer wurde. Im Kriege mit dem Sultan Bajesid II. fiel der Held, und sein junger Sohn Bogdan mußte sich nun auch zu einer Kapitulation unter den gleichen Bedingungen, wie es hundert Jahre vorher die Walachei getan, bequemen.

Am Schluß des sechzehnten Jahrhunderts erstand der letzteren in Michael dem Tapferen ein Held, der jenes Ziel wirklich erreichte, aber nur auf ganz kurze Zeit. Er schloß mit dem Fürsten der Moldau Jeremias Mo-

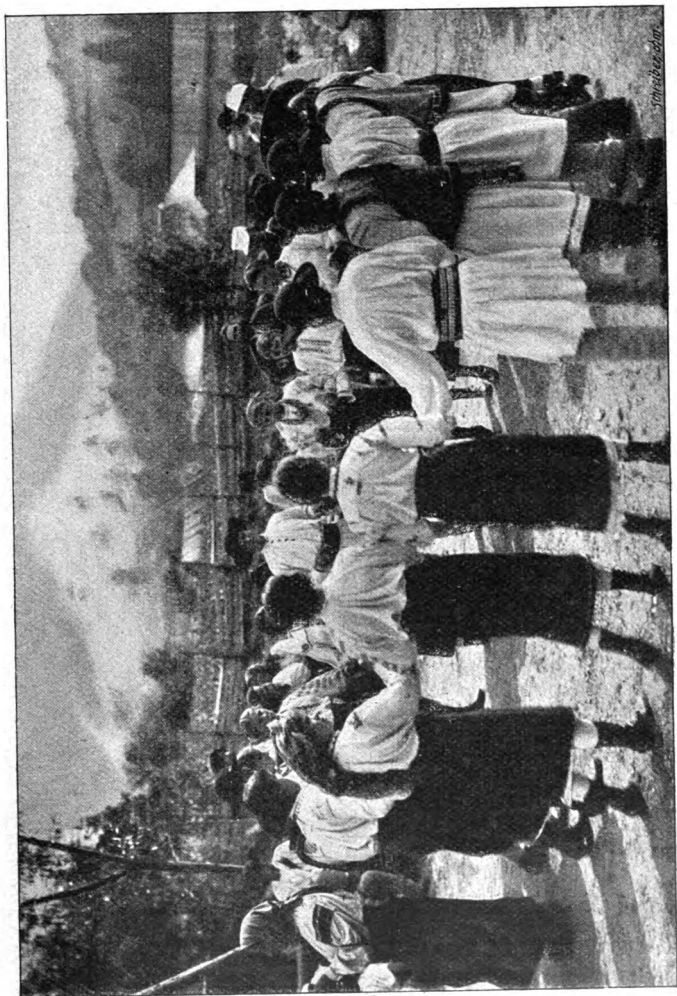


Mumánischer Bauer.

vila und Andreas Bathori, dem Fürsten von Siebenbürgen, ein Bündnis, und ihr vereintes Heer schlug

die Türken in der Feldschlacht von Calugareni aufs Haupt. Als sich seine Verbündeten untreu erwiesen, machte Michael sich nach der Eroberung ihrer Hauptstädte zum Herrn der Moldau und nach Verhandlungen mit Kaiser Rudolf II. in dessen Namen zum Statthalter Siebenbürgens. Da aber regte sich der Neid von Ungarn und Polen. Im Feldlager von Turda wurde Fürst Michael meuchlings ermordet. Seine Nachfolger, die nun wieder nur die Walachei regierten, taten, wie ihre Nachbarn in der Moldau, mancherlei zur Hebung der Kultur. Matthias I. gründete 1652 die erste Druckerei und ließ die Kirchenbücher ins Rumänische übertragen. Dann aber, zur Zeit Peters des Großen, kam es zum ersten Krieg Rußlands mit der Türkei, und die Verständigung der Walachei mit Rußland führte zur Gefangennehmung und Entauptung des Fürsten Brankovano in Konstantinopel. Der mit dem Zaren offen verbündete Fürst der Moldau, Demetrius Cantemyr, mußte nach dem Sieg der Türken bei Stanilesti am Pruth 1711 mit seinen Getreuen nach Rußland fliehen.

Damals haben die Türken die dem Lande durch die alten Verträge gewährleistete freie Wahl der Fürsten gänzlich beseitigt; der Sultan schickte bis zum Jahre 1821 direkt aus Stambul in die Walachei wie in die Moldau die Fürsten aus den Familien der Phanarioten. Phanar ist der Name der Vorstadt von Konstantinopel, wo die meist griechischen Finanzgrößen jener Zeit, die für den Sultan das Geschäft des Tributeinziehens besorgten, ihre Paläste hatten. Jeder dieser „Fürsten“ hatte außer dem jährlichen Tribut bei der Belehnung persönlich bedeutende Summen (ungefähr eine Million Mark) an die Pforte zu zahlen, die er dann mit seinem Anhang aus dem Lande herauspreßte. Bald ging



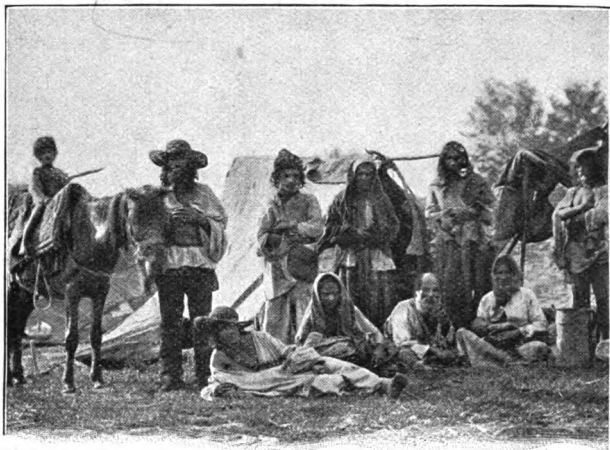
Կորտանձ.

die Pforte darauf aus, möglichst häufig neue Belehnungen vorzunehmen, und so wurden im Laufe eines Jahrhunderts in der Moldau 31, in der Walachei 29 „Thronwechsel“ vollzogen. Innerhalb dreier Jahrzehnte wurde zum Beispiel Konstantin Mavrofordat zum Fürsten der Walachei sechsmal und zum Fürsten der Moldau viermal bestellt.

Seit dem Pruthfeldzuge Peters des Großen haben aber beide Länder noch außerdem den Ausgangspunkt aller kriegerischen, gegen die Türken gerichteten Unternehmen der Großmächte Österreich und Rußland gebildet. Bis zum Pariser Frieden nach dem Krimkrieg (1856) wurden sie nicht weniger als zehnmal von Russen, Türken, Österreichern besetzt, gingen ihrer eigenen Regierung verlustig und wurden jedesmal der Gefahr ausgesetzt, von Österreich oder Rußland einverleibt zu werden. Für kürzere Dauer ist dies auch geschehen. 1859 erfolgte dann die Vereinigung der beiden Fürstentümer, die ihren heute sich noch vollziehenden gemeinsamen Aufschwung nicht weniger der Energie und Weisheit des jetzigen Herrschers, als der Tapferkeit und Tüchtigkeit ihres Heeres im letzten russisch-türkischen Krieg — 1877 — zu danken haben.

Das Volk, dessen militärische Tüchtigkeit außer auf Rasseeigenschaften auf seiner Bedürfnislosigkeit beruht, hat aber in mehr als einer Beziehung durch den Druck, der auf ihm immer aufs neue lastete, auch Schaden gelitten. Die Zeit der Ausaugung durch ausländische, von fremden Truppen beschützte Tyrannen hat wohl den ärgsten angerichtet. Heute noch machen die Bauern, heißt es in G. Bengers „Rumänien im Jahre 1900“, in Bezug auf Wohnung, Nahrung und auf alles, was die menschliche Existenz anlangt, so geringe Ansprüche, daß man meinen könnte, nur der

äußerste Mangel könne eine derartige Lebensweise begründen. Der wahre Grund aber liegt wohl in jenen primitiven Zuständen, wo jede nach außen hin wahrnehmbare Besserung in der Lebensweise die Steuereinnahmer auf die Vermutung größeren Geldbesitzes hinlenkte, dessen Bekanntwerden gleichbedeutend mit seinem Verluste war. Für das Land wurde



Zigeunerlager.

nur selten etwas getan, es verblutete unter den häufigen Kriegen, dem Steuerdruck und der dadurch hervorgerufenen Massenauswanderung. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts war die Hälfte der Dörfer entvölkert, und die Einwohnerzahl betrug nur noch 750,000; seitdem hat sie sich mehr als verachtfaht.

So lebhaft das rumänische Nationalbewußtsein sich auf der sicheren Grundlage des liberalen Verfassungslebens regt, so wenig weiß doch der rumänische Bauer

von der ereignisreichen Geschichte seines Landes. Rumänien hat zwei Universitäten, in Bukarest und Jassy, verschiedene Hochschulen und Akademien für Technik und Künste jeder Art und viele tüchtige Mittelschulen in den Städten. Auf dem Lande hat die allgemeine Schulpflicht noch nicht durchgeführt werden können. Die Zugehörigkeit zur griechisch-orthodoxen Kirche hat dem Lande wenig Segen gebracht. An der jahrhundertelangen wirtschaftlichen Erschöpfung des zur Hälfte so fruchtbaren, Weizen und Mais, Wein und Tabak in Mengen erzeugenden Landes trug auch das Patriarchat in Konstantinopel die Schuld. Dorthin flossen hauptsächlich die kirchlichen Einkünfte und die Erträgnisse der Klostergüter, deren Grundbestand nahezu ein Drittel des ganzen Landes umfaßte. Das ist jetzt anders. Seit 1864 ist Rumänien kirchlich unabhängig. Die Metropolitane und ihr Primat, der in Bukarest seinen Sitz hat, werden von den gesetzgebenden Körperschaften gewählt und vom König bestätigt. Die Klostergüter wurden zum größeren Teil rumänischer Domainalbesitz, auf dem verschiedene „Musterländer“ entstanden. Aber immer noch existieren zahlreiche, wenn auch nur kleinere Klöster mit rund 1700 Mönchen und 2700 Nonnen.

Was M. Kremniß über die jetzigen Klöster Rumäniens sagt, ist für diese Überbleibsel einer älteren Kultur sehr bezeichnend. Da der orientalische Christenglaube von der Voraussetzung ausgeht, daß der Pflicht des Mönches mit der Erringung vollster Seelenruhe ein Genüge geschieht, gibt es nichts Friedlicheres als die Zufluchtsstätten dieser Religion. Das Streben, Proselyten zu machen, ist ihnen unbekannt, ein jeder darf dort aus und ein gehen, kein Andersgläubiger erregt Anstoß. Kein rumänischer Mönch oder Priester



Schloß Pelesch bei Sinaia.

darf je das Bart- und Haupthaar mit der Schere berühren. Das schlicht herabwallende Haar wird unter der Kutte getragen; der lange dunkle Bart gibt dem Aussehen etwas Patriarchalisches. Mönche und Nonnen entstammen zumeist dem niederen Volk. Der Gottesdienst verlangt von ihnen nur eine strenge Erfüllung feststehender Formeln. Sie hören alltäglich zu festgesetzten Stunden dieselben Gebete, auch während ihrer mehr als kärglichen Mahlzeit; Nachts treibt die Tokka sie in die Messe — nicht die Glocke, sondern der Klang, der einem schmalen, frei in der Hand gehaltenen langen Brett durch einen kleinen Hammer entlockt wird.

Mitten in dem von Mauern umgebenen Klosterhof steht die Kirche. Klein wie fast alles, was in Rumänien von älteren Gebäuden erhalten ist. Meist muß man die alte Kunst unter schlechter Übermauerung und Übermalung suchen. Ihren byzantinischen Ursprung, die Nachbildung des Kreuzes im Grundriß, verleugnet sie nicht; doch ist vom Querschiff nur eine Ausbuchtung des Hauptschiffes an der Ostseite übrig geblieben. In der Regel hat sie zwei nicht sehr hohe, ungleiche Türme, einen viereckigen über dem Eingang im Westen, einen runden über der Ausbuchtung des Hauptschiffes. Aber es gibt auch Kirchen mit Kuppeln und mehr Türmen. Die inneren Wände der Kirchen haben stets reiche Bemalung auf Goldgrund. Oft besitzt das Kloster kein Hauptwohngebäude, sondern besteht nur aus lauter kleinen Häusern, die um die Kirche herumliegen. Den Mangel an alten Burgen und Schlössern ersetzen diese zum Teil schon verfallenen Klöster in der Landschaft. Agapia, Varatik, Neamţ, Sekul sind die größten Klöster der Moldau; Bistriţa, Horez, Deal, Viforita, Tismana (siehe das Bild Seite 153) stehen in den Gebirgen der Walachei, teilweise schwer



zugänglich und schon ihrer Bestimmung entzogen, während die um Bukarest und sonst in der Ebene liegenden, noch bestehenden oder halb verfallenen Klöster kaum zu zählen sind. In den meisten Klöstern weben sich die Insassen selbst das Tuch für ihre Kleidung; diese Stoffe kommen auch in den Handel wie die Teppiche, die manche Nonne auf ihrem altväterischen Webstuhl herstellt.

Die in Rumänien durchgeführte Toleranz kommt auch den Juden zu gute, die zu vielen Tausenden als Flüchtlinge aus Rußland namentlich in den Städten der Moldau ihre Zuflucht gefunden haben, nachdem schon längst auch in der Walachei von Juden nicht nur alle Makler- und Vermittlungsgeschäfte, sondern auch mancherlei Handwerk: Glaserei, Schreinerei, Schlosserei in Stadt und Land betrieben werden. Auch viele Schenkwirte und Fuhrleute sind Juden.

Erstaunlich ist die Bedürfnislosigkeit des Bauern; an den vielen Fasttagen genügt ihm seine „Mamaliga“, der Maisbrei, oder die in Wasser gekochte Hülsenfrucht. Aber einmal in der Woche will er sich erholen. Im Winter in der Schenke, im Sommer vor derselben findet er sein Sonntagsvergnügen. Dem Pflaumenbranntwein (Tschuka) wird hier zugesprochen, im Herbst dem Most und dem bitteren Pellin. Neben der Schenke auf dem graslosen Platze stampft die Dorfjugend in rhythmischem Schritt die Hora, den Nationaltanz, der nie paarweise, sondern von einem Kreise, oft von Männern allein, getanz't wird (siehe das Bild Seite 157). Zimmer sind Zigeuner zur Stelle, um aufzuspielen, denn auch die Zigeuner bilden ein größeres Kontingent der Bevölkerung Rumäniens; es gibt sogar ganze Dörfer, die nur von ihnen bewohnt sind. In den Städten sind viele Köche Zigeuner, andere arbeiten mit Weib und Kind als Bauhandwerker. Auf dem Lande machen sie

sich als Kesselflicker und Schlosser nützlich, sind aber beim Leben im Umherziehen gerade so spitzbübisch wie die Zigeuner der durch Deutschland ziehenden Banden. In den Weingegenden und im Waldgebirge, an der siebenbürgischen Grenze lebt übrigens ein fröhlicherer Menschenschlag als im Flachland, was sich auch in der farbigen Tracht zeigt. Da wird auch die Hora flotter getänzt, das Volkslied lebt, und in Dörfern wie Rutar im Dimbowikatal hat jedes Haus seine Veranda und sein Gärtchen, während die Innenräume mit bunten, selbstgewebten Teppichen ausgeschlagen sind. Hier findet man die am schönsten gemusterten buntbestickten Schürzen bei Mädchen und Frauen. In einigen Gegenden werden sie um den Leib mit einem goldgewirkten Gürtel befestigt.

Oben in den Bergen hat das Königspaar seine Sommerfrische: in Schloß Pelesch bei Sinaia, der schönen, vielbesuchten Villenstadt im romantischen Prahovatal, die von Bukarest auf der über Aronstadt in Siebenbürgen nach Budapest führenden Eisenbahn in drei Stunden erreicht wird. Wie das Schloß (siehe das Bild Seite 161) ist der um ein altes Kloster herum entstandene Kurort eine neue Schöpfung. Das enge Tal ist von schön bewaldeten Bergen umhegt, während im Hintergrunde die steilen nackten Felsen der höchsten Karpathenerhebungen malerisch niedergrüßen. Eine Reise von Bukarest im Dimbowikatal nach Sinaia vermittelt auch einen Einblick in das Aufblühen der Industrie in dem Lande, das im Schoße seiner Berge noch viel Schätze birgt, die ihm nicht geringere Erträgnisse versprechen, wie sie die Petroleumquellen der Distrikte Prahova, Dimbowika, Buzeu und Bacau bereits liefern.





# Der unverheiratete Buchhalter.

Novellette von F. Clemens.

—

(Nachdruck verboten.)

1.

**F**inster durchmusterte Theodor Kallenberg die Inseratspalten des Lokalanzeigers.

„Nun, wieder nichts, Männchen?“ fragte seine hübsche kleine Frau vom Fenster her.

„Wieder nichts.“

Er seufzte. Sie wiederholte den Seufzer in verdoppelter Auflage. Seit zwei Jahren waren sie verheiratet, so glücklich waren sie wie zwei Turteltauben, ein reizendes Baby lachte aus dem Gitterbettchen ihr Vater- und Mutterherz an; sie waren beide so bescheidene, genügsame, fleißige Menschen — und nun mußte gerade den armen Theodor das traurige Schicksal treffen, daß er durch den Bankrott seines Prinzipals seine seit zehn Jahren innegehabte Stellung verlor und bei dem gerade herrschenden Überfluß an Kräften einen anderen Posten nicht zu finden vermochte.

„Seit einem Vierteljahr schon lebten sie von ihren Ersparnissen, und nun war guter Rat teuer und Schmalhans Küchenmeister. Brief auf Brief wanderte mit immer schwächer werdender Hoffnung in den blauen Kasten — ein paarmal kam es auch bis zur Vorstellung, aber wie es so geht: Kallenberg war eine stille, bescheidene Natur, er wußte sich nicht in das gehörige Licht zu setzen, und so nahm ihm irgend ein mit größerer

Beredsamkeit und mehr Selbstbewußtsein ausgestatteter Konkurrent den Bissen allemal vor der Nase weg.

Mit einem neuen Seufzer griff die junge Frau nach der Zeitung, um auch ihrerseits zu suchen.

„Aber da steht doch ein Gesuch, das ganz für dich paßt!“ rief sie plötzlich lebhaft.

„Lies nur weiter,“ bemerkte er bitter.

Sie las das Inserat laut vor. „Gesucht für ein gutrenommiertes Geschäft in Berlin W. ein Buchhalter mit guten Zeugnissen. Derselbe darf nicht älter als vierzig Jahre sein. Nur unverheiratete Bewerber werden berücksichtigt.“

„Da hast du es ja — nur unverheiratete!“ brummte Theodor.

„Wie dumm!“ murmelte die junge Frau. „Das hätte so schön gepaßt. Warum aber nur unverheiratete? Das ist ein Unrecht gegen die verheirateten Bewerber, die es doch viel nötiger hätten als ihre ledigen Kollegen. So etwas sollte man gar nicht leiden! Wenn ich nur wüßte, wer das wäre, dem wollte ich einmal die Meinung sagen.“

„Würde nicht viel helfen, liebe Nanni.“

„Das weiß ich nun doch nicht. Ich werde —“

„Du wirst an der Tatsache nicht ein Jota ändern,“ unterbrach sie ihr Mann etwas ungeduldig. „Du weißt ja auch gar nicht, was für Beweggründe die Veranlassung zu der Bedingung gegeben haben. Vielleicht hat die Firma mit verheirateten Buchhaltern schlechte Erfahrungen gemacht.“

„Das wäre wohl möglich,“ entgegnete Nanni gereizt, „wenigstens, wenn ich vom eigenen Standpunkt reden darf. Denn du —“ sie erschrak über die eigenen Worte, schlang reuevoll die Arme um ihres Mannes Hals und fuhr, ihn stürmisch abküssend, fort: „bist

der beste Mann unter der Sonne! — Aber schlecht ist es doch von den bösen Menschen,“ setzte sie nach einer kleinen mit Bärtlichkeiten ausgefüllten Pause hinzu, „einen armen Familienvater gleich von vornherein auszuschließen. Er bekommt ja schließlich die Stelle sowieso nicht, aber hätte doch wenigstens die Hoffnung.“

„Das ist was Rechtes!“

„Ach was,“ rief da die junge Frau, „ich würde an deiner Stelle trotzdem schreiben. Und sollte der Zufall fügen, daß man wirklich auf dich reflektiert, so findet sich immer noch ein Ausweg. Nur erst wissen, wen man vor sich hat! Auf einen Brief mehr oder weniger kommt es nicht an. Natürlich darfst du nicht sagen, daß du Frau und Kind hast —“

„Ich mag nicht lügen.“

„So läßt du die Frage einfach offen. Man kann manchmal nicht wissen.“

Das Bewerbungsschreiben ging also ab.

Frau Nanni hatte recht. Man kann manchmal nicht wissen. Wirklich traf schon am nächsten Tage ein Antwortschreiben des Inhalts ein, Herr Kaufmann Kallenberg möge sich zur mündlichen Besprechung heute noch im Kontor der Firma W. Löscher & Co., Berlin W., Großgörschenstraße, einfinden.

„Siehst du!“ triumphierte die kleine Frau.

„Was hilft das?“ stimmte Theodor ihre Freude herab. „Es ist schade um den Weg. Sobald sich herausstellt —“

„Du wirfst doch nicht so töricht sein, es zu sagen?“ rief Nanni erbozt. „Nimmt man dich wirklich in Aussicht, so drück dich um die Frage herum oder sage, was man wünscht. Sobald die Leute sehen, daß du etwas leistest, kommst du dann gelegentlich mit der Wahrheit heraus.“

„Und wenn man diese vorher entdeckt und mich an die Luft setzt?“

„Wenn man dich erst kennen gelernt hat, tut man das nicht.“

„Es haben nicht alle eine so gute Meinung von mir wie du, Närrchen.“

„Doch — du bist bloß zu bescheiden. Übrigens ist gar keine Entdeckung zu befürchten, wenn du dich nicht selbst verplapperst. Wir wohnen ganz am anderen Ende Berlins am Humboldshain, und das ist weit unten in W. Außerdem handelt es sich ja nur um ein paar Wochen.“

„Aber ist es auch recht, Nanni?“

„Recht? Not kennt kein Gebot. Soll ein Mann von deinen Fähigkeiten im Elend verkommen, während hohle Köpfe mit großem Munde dir das Brot vor der Nase wegstehlen? Du hast gerechteren Anspruch darauf als sie!“

„Das ist Frauenlogik.“

„Aber recht habe ich trotzdem. Was kannst du dafür, wenn der Inhaber dieser Firma solche Schrullen hat? Sollen wir deswegen verhungern? Sei kein Tor — das ist keine Lüge im gewöhnlichen Sinne, sondern eine Handlung der Notwehr. Du bist sie deinem Weibe und Kinde schuldig.“

Rallenberg nickte wehmütig. In der Tat stand ihnen das Messer an der Kehle. Jedenfalls konnte er einmal sehen, ob überhaupt Aussicht vorhanden war.

„Eine Frauenhand ist's,“ sagte er, das Schreiben nochmals betrachtend.

„Wundert dich das? Überall zieht man die billigere Frauenkraft der teureren männlichen vor.“

Rallenberg kleidete sich sorgfältig an, um den Besuch bei W. Löschner & Co. sogleich zu machen. Eine

Stunde später stand er im Kontor des Geschäfts und sah sich zu seinem Erstaunen von einer stattlichen, liebenswürdigen Dame empfangen, deren Alter er auf höchstens dreißig Jahre schätzte.

„Ich bin die Inhaberin der Firma, Frau Löscher,“ stellte sie sich vor, während ihr musternder Blick nicht ohne Wohlgefallen über den vor ihr stehenden Bewerber hinglitt. Sie lud ihn ein, sich niederzulassen, griff nach seinen Zeugnissen und studierte sie aufmerksam vom ersten bis zum letzten Buchstaben durch.

„Schön,“ meinte sie dann mit freundlichem Lächeln, worauf ein zweiter Blick, in welchem das Wohlwollen sich diesmal mit Teilnahme mischte, nach ihm hinschoß. „Sie haben also das Unglück, außer Stellung zu sein?“

„Leider, gnädige Frau. Aber ich versichere Ihnen, daß es nicht meine Schuld ist,“ stammelte er.

„Das sehe ich auf den ersten Blick. Wie alt sind Sie, Herr — Herr Kallenberg?“

„Vierunddreißig.“

„Und — Sie erfüllen auch die übrigen Bedingungen des Inserats?“ fragte sie ein klein wenig verlegen.

„Ich hoffe, gnädige Frau.“

„Sie sind — unverheiratet?“

Das Blut schoß ihm ins Gesicht. Was sollte er erwidern? Daß die Aussichten hier günstig standen, merkte er wohl. Daheim warteten sie auf Brot — wer konnte wissen, wenn sich wieder eine so günstige Gelegenheit bot. Sein Herz klopfte gewaltig. Er wollte ja sagen, aber die Sprache versagte ihm.

Die Dame betrachtete ihn einen Augenblick verwundert und meinte dann, wie es schien nicht allzu angenehm berührt: „Ich sehe schon, wie es mit Ihnen steht. Sie haben eine Braut, Herr Kallenberg, und

hegen die Absicht, so bald als möglich in den Stand der Ehe zu treten.“

Jetzt konnte Theodor mit gutem Gewissen antworten: „O nein, dem ist nicht so.“

„Sie haben keine Braut?“

„Nein.“

„Auch keine Liebenschaft?“

„Durchaus nicht.“

Er errötete dabei von neuem, aber Frau Löscher, deren Züge sich wieder aufklärten, setzte das auf Konto seiner offenbaren Schüchternheit, sie schaute ihn noch einmal aufmerksam an und bemerkte dann freundlich: „Sie gefallen mir. Ich werde Ihnen im Laufe der nächsten Tage Bescheid zukommen lassen.“

Mit diesem Trost ging Kallenberg.

Frau Nanni war von der Tatsache, daß das Gesuch in der Zeitung von einer Frau war, ebenso überrascht wie vorher ihr Gatte. „Du — die hat's aufs Heiraten abgesehen,“ rief sie.

„Wo denkst du hin! Dazu sah sie mir viel zu vornehm und würdig aus.“

Nanni pflanzte sich mit scherzhaft erhobener Faust vor ihm auf. „So — sehe ich vielleicht nicht vornehm und würdig aus, trotzdem ich geheiratet habe? Nach dir scheint es fast, als trügen nur die nach der Ehe Verlangen, die — Aber gleichviel,“ unterbrach sie sich plötzlich in ihrer leichten, fröhlichen Art, „mag die Dame aus welchem Grunde sie immer will zu ihrer Marotte gekommen sein; wenn du nur ihr Buchhalter wirst, so soll es ihr verziehen sein!“

„Ich wünsche von Herzen, daß mir diesmal ein anderer vorgezogen wird,“ brummte der Mann bedenklich. „Mir ist nicht wohl bei der Sache.“

Schon am zweiten Morgen traf die Nachricht ein,



daß Frau Löscher ihn annehme und er, wenn er wolle, sofort antreten könne.

Mit jagendem Herzen trat er den Weg nach dem neuen Wirkungsorte an, bei sich fest entschlossen, das Lügengewebe, das er um sich gesponnen, zu zerreißen und keine Unwahrheit zwischen sich und seiner Prinzipalin zu lassen.

Frau Mathilde Löscher war noch nicht da, als er anlangte, nur die beiden Ladenfräulein und der Lehrling begrüßten den neuen Buchhalter, der mit dem Ladengeschäft nichts zu tun, sondern seinen Platz im Kontor hatte, wo er gewissermaßen das geistige Zentrum der Handlung darstellte. Arbeit für ihn lag schon bereit, und mit Eifer machte er sich darüber und vertiefte sich derart, daß er ganz verwirrt empor sah, als plötzlich ein fröhliches Lachen in seine Ohren tönte und eine freundliche Stimme neben ihm ausrief: „Guten Morgen, Herr Rallenberg!“

Frau Löscher war es mit einem gefüllten Markt- torbe am Arme, während ihr Mädchen mit einem noch größeren in der Tür stand.

Befangen erwiderte Theodor den Gruß.

„Neben Ihnen könnte man eine Kanone abschießen,“ lachte die stattliche Prinzipalin.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, ich habe Sie wirklich nicht wahrgenommen.“

„Glaub' ich gern. Aber die ‚gnädige Frau‘ ist nicht geschäftlich, lassen wir sie im Salon. Ich bin Frau Löscher für mein Personal.“

Sie winkte dem Mädchen, sich zu entfernen, worauf sie sich neugierig über das vor dem Buchhalter liegende Kassajournal beugte.

„Eine Schrift wie in Stahl gestochen,“ gab sie ihrer Anerkennung Ausdruck. „Und diese Sauberkeit —“

„Jetzt oder nie,“ dachte Theodor. Er atmete tief, raffte seinen ganzen Mut zusammen und begann: „Frau Löfcher, verzeihen Sie, wenn ich —“

Sie blickte auf und sah ihn so liebenswürdig an, daß es ihm von Herzen weh tat, sich zu einer frivolen Täuschung zu bekennen. Er stockte, wurde rot —

„Ich verstehe,“ bemerkte die gutherzige Dame lächelnd. „Sie waren lange außer Stellung. Genügt ein einstweiliger Vorschuß von fünfzig Mark? Sonst —“

So viele Güte warf den Buchhalter förmlich zu Boden. Nein, um alles in der Welt — in diesem Augenblicke konnte er es ihr nicht entdecken. Dazu die Aussicht auf etwas bares Geld, das er so nötig brauchte. Daher stammelte er nur: „Nein — es genügt,“ und dankte der gutmütigen Prinzipalin mehr durch seine freudige Miene und seinen Fleiß als durch Worte.

## 2.

„Heute werde ich's ihr bestimmt sagen!“ Mit diesem Entschluß begab sich Rallenberg am anderen Tag ins Geschäft. Nachdem er zehnmal vergeblich angefeht, verschob er die Ausführung, an seiner Kraft verzweifelnd, auf morgen. Aus morgen ward übermorgen, und jeden Mittag und jeden Abend gestand er seufzend seiner kleinen Frau: „Ich kann nicht, Nanni, ich schäme mich zu sehr.“

„Nun, hast du endlich mit ihr gesprochen?“ forschte Frau Rallenberg am Sonnabend.

„Heute ging es gar nicht,“ entschuldigte er sich kleinmütig. „Höre nur, was ich von Fräulein Kühnemund, unserem ältesten Ladenfräulein, erfahren habe.“

„Was denn?“

„Es scheint, daß du mit deiner ersten Mutmaßung recht hattest.“

„Mit welcher Mutmaßung?“

„Daß es Frau Löscher ums Heiraten zu tun ist.“

„Siehst du!“

„Das Fräulein erzählte mir, Frau Löscher habe sehr jung den viel älteren Kaufmann Löscher geheiratet, er habe ihr vor zwei Jahren das schöne Geschäft hinterlassen. Nun gehe sie damit um, sich wieder zu vermählen, und zwar möglichst mit einem Mann, der zur Führung des Geschäfts fähig sei und auch sonst ihr passe. Deshalb habe sie einen unverheirateten Buchhalter gesucht. Ist das nicht schrecklich?“

„Eine peinliche Sache ist es freilich,“ erklärte die kleine Frau nach einigem Nachdenken. „Aber du wirst eben keine Gnade vor ihr finden.“

„Das ist es ja eben! Fräulein Rühnemund sagte mir, Frau Löscher habe sich sehr beifällig über mich geäußert. Ich gefalle ihr ausgezeichnet, hat sie gesagt. Dabei schmunzelte das Fräulein so eigentümlich.“

„Ließ sich eigentlich denken,“ meinte Frau Nanni, einen Blick liebevollen Stolzes auf ihren Mann werfend.

„Was ist da nun zu tun? So eine schöne Stellung. Die Tätigkeit so angenehm und interessant, niemand, der mir hineinredet, ich bin gewissermaßen Selbstherrscher im Kontor. Und eine so lebenswürdige Prinzipalin —“

„Hör auf, du schwärmst mir denn doch gar zu sehr für die Dame!“

„Aber Nanni!“

„Das leide ich nicht — verstanden!“

„Aber Nanni —“

„Jawohl — Männer sind Männer! Möchtest wohl gar von mir geschieden sein — he? Die reiche Prinzipalin mit dem gutgehenden Geschäft wäre dir wohl lieber?“

„Aber Nanni —“

Nanni begann zu weinen. „Du sprichst von nichts anderem mehr als dieser — dieser — dieser — Männerjägerin. Nun, ich will deinem Glücke nicht hinderlich sein — ich — ich liebe dich zu sehr — ich kann ja — gehn! Laß mir nur wenigstens mein Kind!“

Sie schluchzte, und er zog sie in seine Arme, streichelte und küßte sie.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß du ein so eiferjüchtiges Märchen wärst, Nanni,“ flüsterte er zärtlich. „Du kleines dummes Pudellköpfchen — kennst du denn dein Männchen nicht besser?“

Nanni beruhigte sich endlich. „Sei nicht böse,“ plauderte sie zwischen Lachen und Weinen, „du weißt ja, was ich für ein kleines dummes Gänschen bin! — Also, was ist zu tun?“ sie legte sinnend den Finger an das Näschen. „Die Stellung müssen wir festhalten,“ entschied sie. „Wenn wir jetzt nicht festhalten, sind wir verloren. Und ich brauche unbedingt ein neues Kleid — in meinem alten Fähnchen kann ich mich ja nicht mehr vor anständigen Leuten sehen lassen. Und das Kleine muß endlich einen Kinderwagen haben.“

„Du hast gut reden. Soll ich mich ewig mit einer Lüge behaupten?“

„Ach was — du hast ja nicht direkt gelogen. Das Kontor ist ja so weit weg wie der Zar von den Russen. Und daß du dich tapfer hältst — verstanden?“

„Darüber kannst du ganz ruhig sein.“

So war die Frage vorläufig entschieden. Aber nur vorläufig. Auf Sand läßt sich kein Haus bauen.

Das sollte der arme Buchhalter bald erfahren. Die steigende Liebenswürdigkeit seiner Prinzipalin sammelte feurige Kohlen auf sein Haupt, er fühlte sich immer unbehaglicher, dazu die ständige Angst vor

Entdeckung, jede harmlose Andeutung verursachte ihm bängliches Herzklopfen.

„Sie sehen für einen Junggesellen wie ein Muster der Solidität aus,“ äußerte Frau Löscher eines Tages, ihren Buchhalter mit Kennerblicken musternd. „Da gibt es nie einen abgerissenen Knopf oder Flecken in der Wäsche. Wer näht Ihnen denn Ihre Knöpfe an, Herr Kallenberg?“

„Meine“ — Frau, hätte er bald gesagt, aber er verbesserte sich rasch: „Meine — Knöpfe?“

„Nun ja — zum Beispiel den hier an Ihrem Rock, mit dem Sie gestern abend an der Kiste hängen geblieben. Heute sitzt er wieder felsensfest — und so kunstgerecht und ordnungsmäßig! Haben Sie das selber fertig gebracht oder vielleicht Ihre Wirtin?“

„Ich selber,“ entgegnete er, erleichtert aufatmend. Er brauchte nicht zu lügen, denn da seine Frau Wäsche hatte, so hatte er die kleine Arbeit wirklich selbst auf sich genommen.

„Sehen Sie mal an.— Ein Schneider hätte es kaum besser gemacht. Aber Sie sind eben in allen Stücken ein Muster von Sorgfalt und Pünktlichkeit. Sie werden auch einmal einen soliden, trefflichen Satten abgeben, davon bin ich überzeugt.“

„Ich — Frau Löscher?“

Er blickte erschrocken auf, er glaubte sich verraten. Mindestens schien seine Prinzipalin Verdacht geschöpft zu haben, sie schlug gewiß nur auf den Busch.

„Jawohl — Sie,“ erwiderte sie jedoch mit lebenswürdiger Unbefangenheit. „Haben Sie keine Neigung für den Ehestand?“

„Daß ich nicht wüßte,“ versetzte er in tödlicher Verlegenheit und startete mit verzweiflungsvoller Miene auf seine Feder.

„So sind Sie ein Weiberfeind? Ich habe schon so etwas gemerkt.“

„O gewiß nicht —“

„Oder zu schüchtern. Sie werden sich gewiß niemals um eine Frau bewerben, Herr Rallenberg — Sie fürchten sich vor den Frauen.“

Das war nun nicht ganz richtig, aber etwas Wahres war doch daran. Ein wenig Schüchternheit gegenüber dem weiblichen Geschlecht vermochte der gute Theodor nicht zu verleugnen. Aber daß er diese Eigenschaft in Gegenwart seiner Prinzipalin in gar so hohem Maße an den Tag legte, hatte seine besondere Bewandnis. Sein Schuldbewußtsein war die Ursache — und davon konnte die stattliche Frau natürlich keine Ahnung haben.

Sie fand immer mehr Wohlgefallen an ihrem wackeren Buchhalter und schmeichelte sich insgeheim, eine stille Neigung für sie versetze den hübschen Mann bei ihrem Erscheinen in den Zustand befremdlicher Verwirrung, den sie an ihm wahrnahm. Sie hielt ihn für einen der Männer, denen die Frauen entgegenkommen müssen, weil ihnen der Mut fehlt, den ersten Schritt zu tun, und obwohl sie im Grunde eine durchaus würdige Vertreterin ihres Geschlechts war, die auf Takt und Sitte hielt und sogar stolz, recht stolz sein konnte, so fühlte sie doch eine aufsteigende Regung in sich, dem gutmütigen schüchternen Menschen die Brücke bauen zu helfen.

Der arme Rallenberg durfte seiner Meinung nach nicht länger zögern, einer schimpflichen Entlassung durch ein offenes reuevolles Geständnis zuvorzukommen.

„Frau Löscher,“ hub er mit kummervoller Miene an, „ich muß Ihnen ein Bekenntnis —“

Sie blickte ihn lächelnd an. „Ein Bekenntnis —“

ich verstehe, Herr Kallenberg," antwortete sie harmlos. „Sie waren lange ohne Stellung — genügen einstweilen noch fünfzig Mark?"

Ohne eine Antwort zu erwarten, ging sie zum Geldschrank, entnahm der Kasse einen Fünfzigmarkschein und legte ihn vor ihren Buchhalter auf das Pult.

Ehe Kallenberg noch ein weiteres Wort sagen konnte, war sie verschwunden.

Das war wirklich wie verheert! Es schien, als sollte es nicht sein. Jedesmal, wenn er seine Schuld eingestehen wollte, stopfte sie ihm mit einem übrigens höchst willkommenen Vorstoß den Mund!

### 3.

„Sagen Sie mal, Herr Kallenberg, sind Sie ein Theaterfreund?"

„O gewiß — ich liebe sogar das Theater leidenschaftlich.“

„Wie sich das trifft! Ich habe gestern zwei Billette für die heutige Vorstellung im Deutschen Theater zum Geschenk bekommen. Ich bat Fräulein Kühnemund, mich zu begleiten, aber sie ist für heute schon eingeladen. Wollen Sie vielleicht mit mir hinfahren? So ganz allein mag ich doch nicht gehen — außerdem wäre es auch schade um das Billett.“

Konnte er ablehnen? Doch wohl nicht. Selbst seine Frau stimmte ihm zu Hause darin bei.

„Wenn ich auch nicht gerade von der Verabredung entzückt bin," setzte sie gedehnt hinzu. „Indessen gönne ich dir das Theater von Herzen.“

Immerhin bildete dieser Abend für die kleine Frau eine harte Prüfung. Sie erwartete die Rückkehr des Herrn Gemahls und prüfte ihn auf das eingehendste über jede Sekunde seiner Abwesenheit.

Kallenberg wußte nicht viel zu berichten. Das Stück war sehr schön gewesen, und Frau Löscher wie immer die Güte, Herzlichkeit und Anmut selber.

„So?“ warf hier Frau Nanni ein. „Auch die Anmut? Die Güte und Herzlichkeit lass' ich gelten, aber die Anmut! Das geht für einen Ehemann entschieden zu weit. Gesteh's nur, daß du von ihr entzückt bist.“

„Gewiß, lieber Schatz, du würdest es auch sein, wenn du sie kenntest.“

„Jedenfalls ist es nicht recht von dir, mir immer meine Häßlichkeit unter die Nase zu reiben!“

„Aber wer hat denn so etwas behauptet? Du bist doch viel schöner als sie, bist ja auch weit jünger.“

Nannis Gesicht hellte sich auf. „Wirklich? Ich bin wirklich hübscher als sie?“

„Versteht sich!“ Und er küßte die letzten Schatten der Eifersucht von ihrem Antlitz hinweg. —

Sie kehrten jedoch wieder, als er eines Tages mit der Nachricht nach Hause kam, am nächsten Sonntag finde der alljährliche Ausflug aller Mitglieder der Firma Löscher statt, da könne er sich unter keinen Umständen ausschließen, wenn er nicht Argwohn erregen wolle.

„Geht deine Dame auch mit?“ war Nannis erste Frage.

„Natürlich — sie und die beiden Fräulein, und der Lehrling.“

„Kannst du nicht krank werden?“

„Dann würde der Ausflug wahrscheinlich verschoben, denn man legt gerade großen Wert auf meine Beteiligung.“

„Das glaub' ich. Nimm dich nur in acht, daß dich niemand Bekanntes trifft!“

„Wir haben ja so wenig Bekannte — außerdem



fahren wir ein Stück mit der Bahn. Wir wollen nach Schildhorn hinaus.“

Die kleine Frau blieb während des ganzen Abends ziemlich schweigsam. Diese Entwicklung der Angelegenheit behagte ihr gar nicht, obwohl sie sich nicht verhehlen konnte, daß sie eigentlich daran die Hauptschuld trug. Denn ihrem Rat hatte ja ihr Mann gefolgt, als er sich in diese Verlegenheiten hineinstürzte. —

Am nächsten Sonntag fuhren alle Geschäftsangehörigen mit der Bahn nach Schildhorn. Frau Löfcher und die Damen brachten außer allen Erfordernissen eines guten Picknicks eine Laune mit, um Lote aufzuwecken, wie Fräulein Rühnemund versicherte. Selbst der schwermütige Buchhalter fühlte sich bald angesteckt, besonders nach einigen Schoppen Echtes vergaß er seine trübsinnigen Selbstquälereien, und mehr und mehr traten seine lebenswürdigen Charaktereigenschaften, an der Spitze ein trockener, wirklich geistvoller Humor, ans Tageslicht. Spät am Nachmittage erst kehrte man durch den Wald nach der Bahnstation zurück, lachend und plaudernd schritt Theodor neben seiner Prinzipalin her, die anderen in ebenso fröhlicher Stimmung hinterdrein.

Da ging eine junge Dame im schnellsten Schritt dicht an der kleinen Gesellschaft vorüber. Keinen Blick verwandte sie im Vorbeischreiten von dem Buchhalter und seiner Begleiterin, so daß diese befremdet ihren Ritter anstieß.

„Das Fräulein hat uns beinahe mit den Augen verschlungen, lieber Herr Kallenberg,“ sagte sie. „Ist etwa eine Bekannte von Ihnen?“

Kallenberg, der gar nicht auf seine Umgebung geachtet hatte, sah sich nach der bezeichneten Person um und erkannte zu seiner größten Bestürzung in der

sich eben wieder nach dem Paare umbrehenden — seine Frau.

Beider Blicke begegneten sich. Aber was für ein Paar Augen machte sie ihrem schuldlosen Gatten! Mit einem Schlage war seine heitere Laune verfliegen, er sagte sich, wenn die Eifersucht seiner Frau schon so weit gediehen sei, daß sie argwöhnisch seinen Schritten folge, so sei es die höchste Zeit, das grausame Spiel zu beenden.

Für den Augenblick zog er sich dadurch aus der Schlinge, daß er erklärte, er habe die Dame nicht beachtet, daheim aber gab es eine leidenschaftliche Auseinandersetzung mit Nanni, die ihm vorwarf, er sei in der Gesellschaft der Frau Prinzipalin ganz außer Rand und Band gewesen und habe diese in einer Weise angelächelt, wie es ihr noch nie von ihm widerfahren sei. Er hatte Mühe, das eifersüchtige Weibchen zu beruhigen, er wagte gar nicht, ihr mehr von den Fortschritten zu erzählen, die er offenbar in der Gunst der Frau Löfcher machte und angesichts deren ihm immer unheimlicher zumute wurde.

Fast die ganze Nacht schloß der Arme kein Auge. Bitter bereute er seine Schwäche, verwünschte er seine Nachgiebigkeit. Mit einer Lüge fing es an, aber durch die verstrickte er sich allmählich in ein wahres Labyrinth von Unwahrheiten, und was das schlimmste war, mit jedem Tag ward ihm das Eingeständnis saurer, weil jeder Tag seine Schuld und sein Schuldbewußtsein vermehrte.

Niedergeschlagen nahm er am anderen Morgen seinen gewohnten Platz am Pulte ein. Einsilbig entgegnete er auf die Frage von Fräulein Kühnemund, wie ihm die gestrige Landpartie bekommen sei.

„Sie waren gestern ja wie ausgewechselt,“ meinte

das Fräulein. „So habe ich Sie noch nie gesehen. Frau Löscher war ganz entzückt von Ihnen.“

„Von mir?“

„Na ja — tun Sie nur nicht so!“ neckte sie. „Soll ich einmal prophezeien, Herr Kallenberg?“

„Was denn?“

„In acht Tagen ist der Geburtstag von Frau Löscher. Da wird sich etwas Wichtiges ereignen.“

„Was denn?“

„Eine Verlobung. Theodor Kallenberg und Mathilde Löscher empfehlen sich als —“ Das übermütige Mädchen lachte laut auf und zog sich, ihm noch schalkhaft mit dem Finger drohend, in den anstoßenden Laden zurück.

„Himmel, ist das ein Elend!“ stöhnte Kallenberg. „Also rechnet man damit bereits. Bald werden es die Späßen von den Dächern pfeifen. Diese Blamage für mich — nein, für die gute Frau Löscher. So weit darf meine Feigheit es nicht kommen lassen!“

Eben trat Mathilde Löscher ins Kontor. Sie kleidete sich seit kurzem mit noch mehr Sorgfalt als früher, heute nahm sie sich in dem weißen Waschkleide geradezu blühend aus. Mit ihrer freundlichsten Miene kam sie auf ihn zu.

Da faßte er sich ein Herz und stotterte: „Frau Löscher, ich — ich möchte etwas Wichtiges mit Ihnen reden.“

Sein Gesicht war krebsrot, sonderbarerweise schien es auf das ihre abzufärben, denn auch ihre Wangen bedeckten sich mit Purpur.

„Mit mir — etwas Wichtiges, Herr Kallenberg?“

„Wenn Sie gestatten — ja. Ich — ich bin, wie Sie mir gewiß glauben werden, kein böser Mensch —“

„Gewiß glaube ich Ihnen das.“

„Vergegenwärtigen Sie sich indessen meine Lage. Mehrere Monate stellenlos — kein Vermögen — da klopft die Not an die Tür — man muß Schulden machen, man mag wollen oder —“

Hier stockte der Buchhalter. Frau Löscher lächelte. Vielleicht war sie etwas enttäuscht, aber sie glaubte zu verstehen.

„Es war kurzichtig von mir, daran nicht von Anfang an zu denken,“ sagte sie entgegenkommend. „Ich hätte Ihnen gleich mit einer größeren Summe unter die Arme greifen müssen. Wie viel haben Sie denn Schulden?“

„Ach, beste, hochverehrte Frau Löscher, das ist es nicht — ich —“

„Ich verstehe schon. Sie haben dringende Anschaffungen nötig. Berechnen Sie sich, was Sie brauchen und sagen Sie mir nachher Bescheid. Ich bin gern bereit, Ihnen unter die Arme zu greifen. Sie zahlen mir die Summe ratenweise ab.“

„Frau Löscher, ich —“

„Bitte, Frau Löscher!“ rief da gerade Fräulein Kühnemund aus dem Laden herein.

„Sie brauchen mir nicht zu danken,“ rief sie ihm noch mit verständnisvollem Lächeln zu. „Das wird sich bald regeln.“ Dann folgte sie eilig dem Rufe.

Zähneknirschend blieb Kallenberg zurück. Warum verhinderte ihn ein niederträchtiges Verhängnis stets an der Ausführung eines Vorhabens, das ihm ohnehin so sauer wurde? Immer verstand die edle Frau ihn falsch. Dabei verstrickte er sich immer tiefer in das Netz der Verlegenheiten, quälte sich und fügte ihr Unrecht zu. Und daheim erwuchs ihm schließlich aus alledem noch häuslicher Unfriede.

Das mußte aufhören um jeden Preis!

## 4.

Was für eine kräftige, siegesbewußte Stimme schallte da plötzlich aus dem Laden zu ihm herein?

„Frau Löscher, wie freut es mich, Sie kennen zu lernen!“

Die Stimme kannte er. Die gehörte niemand anderem als seinem alten Freunde Peter Wernicke, dem Reisenden.

Jetzt war sein Schicksal besiegelt.

Denn daß Wernicke, den er seit länger als einem Jahr nicht mehr gesehen hatte, sich auf der Stelle nach seiner Familie erkundigen würde, stand über alle Zweifel fest.

Die Thür des Kontors öffnete sich. Frau Löscher führte den Reisenden herein.

„Bitte, erwarten Sie mich hier und besprechen Sie sich einstweilen mit unserem Buchhalter. Vielleicht können wir ein Geschäft zusammen machen.“

Gott sei Dank — sie kehrte in den Laden zurück. Wernicke gab ihr noch eine elegante Verbeugung wie einen Segen mit, dann wandte er seine hohe, imponierende Gestalt nach dem Buchhalter herum.

„Donner und Doria!“ rief er verblüfft. „Das bist du ja, Theodor!“

„Wie du siehst, Peter.“

„Also hier bist du gelandet? Rein übler Hafen, alter Junge. Freut mich unendlich, dich zu sehen!“ Dabei schüttelte er ihm die Hände, als wären es zwei Pumpenschwengel und er müßte mindestens eine Tonne Wasser herauskriegen. „Bin gestern angelangt. Hab' mich lange am Rhein und in der Pfalz herumgetrieben, alter Junge. Wollte dich heute abend aufsuchen. Wie geht's denn deiner lieben Kleinen —“

„Bst!“ Erschrocken legte Kallenberg den Finger an den Mund.

Der Reisende zeigte ein verblüfftes Gesicht. „Was ist denn los?“

„Um des Himmels willen kein Wort hier von meiner Familie!“ entgegnete der Buchhalter im Flüstertone. „Ich bin nicht verheiratet — verstanden?“

„Na, das nimm mir aber nicht übel — warum hast du dich denn scheiden lassen?“

Kallenberg erklärte ihm mit wenigen Worten den Zusammenhang.

Wernicke lachte. „Schöne Geschichte das! Da bist du freilich in einer verteuflten Patsche. Also diese schneidige Prinzipalin wirft ihre rundlichen Fangarme nach dir aus? Donnerwetter, hast du Glück!“

„Nettes Glück!“ seufzte Kallenberg. „Weißt du keinen Rat für mich?“

„Keinen, als daß du Türke wirfst und alle beide —“

Der Eintritt der Geschäftsbefizzerin beendete jäh das Gespräch. Mathilde Löscher freute sich, in den beiden Männern ein paar alte Freunde zu finden, ein Umstand, der dem Reisenden bei der Bestellung nicht zum Schaden gereichte.

Nach einer halben Stunde rief der Lehrling sie in den Laden zurück.

„Eine prächtige Frau!“ lautete das Urteil des Reisenden, indem er vergnügt hinter ihr her blinzelte. „Würde sie auf der Stelle nehmen.“

„Nimm sie doch!“ flüsterte Kallenberg heiser vor Aufregung. „Mir tust du einen großen Gefallen.“

Wernicke lehnte sich nachdenklich in seinen Stuhl zurück. „Der Gedanke ist wahrhaftig nicht übel, alter Junge. Du weißt, ich habe mir ein paar Kröten zusammengespart in meiner langjährigen Tätigkeit als

Reiseontel einer der ersten Firmen. Denke schon seit einiger Zeit daran, endlich Ruhe zu suchen und mir einen Hausstand zu gründen. In ein flottes Geschäft einheiraten war immer mein Ideal. Und aus dem hier ließe sich etwas machen. Wie viel habt ihr Umsatz?“

„Rund achtzigtausend jährlich.“

„Würde mein bißchen Vermögen hineinstecken und auch Großhandel einführen. Alter paßt anscheinend auch — wie viel Lenz?“

„Dreißig.“

„Junge, ich belagere die Festung!“

„Wenn du sie eroberst, dann bin ich freilich überflüssig. Ich verliere den Posten so gut als bei einer Entdeckung meines Geheimnisses.“

„Unsinn! Du führst die Bücher, und ich nehme die Geschäftsleitung in die Hand. Deine Angelegenheit will ich dann schon in Ordnung bringen.“

„Peter, wenn du das fertig brächtest —“

„Warum denn nicht? Du weißt ja, daß man mich immer den Unbesiegbaren nannte. Habe schon manchem Mädel den Kopf verdreht. Nun wird's Zeit, daß ich Ernst mache. — Aber jetzt muß ich fort.“

Lachend drückte er dem Freunde die Hand. —

Ungeduldig harrte Kallenberg am Abend auf den Besuch des Freundes, doch wer nicht kam, war der Reisende. Erst am anderen Vormittag erschien er plötzlich im Kontor.

„Nun, wie steht's?“ fragte Kallenberg.

„Alles gut. — Weißt du, daß wir gestern schon zusammen im Theater waren?“

„Flunkere nicht!“

„Auf Ehre. Ich dachte: Wer wagt, gewinnt, und brachte ihr gestern nachmittag ein Billett für das Lessingtheater — auf Geschäftsunkosten natürlich. Eine

solche Verbindung ist schon eine Theaterkarte wert. Sie nahm dankend an. Natürlich hatte ich den Platz neben ihr. Haben uns vorzüglich unterhalten. Führte sie hinterher in ein Café und geleitete sie nach Hause. Alter Junge, ich bin bis über die Ohren in sie verliebt. Ist das eine Frau! Jetzt will ich hinauf zu ihr und als höflicher Cavalier fragen, wie ihr der Abend bekommen ist.“

Wernicke warf drei Rußhände nach der Decke, nickte dem Freunde mit triumphierender Miene zu und verschwand.

„Der versteht's — das muß man ihm lassen!“ brummte der Buchhalter.

Ja, er verstand es wirklich. Von Stund' an trug Frau Löscher gegen ihren Buchhalter ein zurückhaltendes Benehmen zur Schau, obwohl sie fortgesetzt freundlich und gütig blieb. Aber ein Zug von Verlegenheit schien sich zwischen beide eingeschoben zu haben, der allerdings mehr für das Empfinden der Dame als das des Buchhalters vorhanden war. Dieser merkte den Unterschied kaum. Dagegen verfolgte er mit fieberhafter Spannung die Fortschritte des kühnen Bewerbers und jubelte laut auf, als dieser eines Tags auf einen Sprung zu ihm hereinkam und ihm kreuzfidel zuraunte: „Alles in Ordnung, alter Junge!“

Die Festung stand in der That im Begriffe zu kapitulieren. Allerdings hatte sich ihr Interesse zuerst dem Buchhalter zugewandt, der ihr sowohl persönlich als geschäftlich alle Vorbedingungen zur Gründung eines glücklichen Hausstandes zu besitzen schien, aber seine große Zurückhaltung hatte ihre Eitelkeit doch ein bißchen verletzt, und dann saß die Neigung zu ihm auch noch nicht tief genug, um nicht einem kühnen Ansturm unter Umständen zu weichen. Rein Zweifel,



daß der fiesche Reisende nicht nur besser zu ihrem frischen Wesen paßte, sondern ihr auch besser gefiel. Als er daher die bekannte gewichtige Frage an sie richtete, sagte sie nicht nein, sondern erwiderte mit holdem Lächeln: „Lassen Sie mich Ihren Antrag überlegen, Herr Wernicke. Morgen nachmittag sollen Sie Bescheid haben.“

„Wozu erst die Bedenkzeit?“

„Ich habe meine Gründe.“

„Ja, wenn Sie Gründe haben —“

„Nicht solche, die bei Ihnen liegen. Morgen erkläre ich Ihnen alles.“

Da mußte er sich zufrieden geben.

Diese Gründe waren indessen nur einer, und der hieß Theodor Kallenberg. Der Buchhalter tat der braven Frau innig leid. Sie bildete sich ein, er mache sich Rechnung auf sie, sei vielleicht in sie verliebt, und ihre Sinnesänderung bereite ihm eine arge Enttäuschung. Ihr gutes Herz trieb sie also, sich vorher mit ihm zu besprechen, ihn zu trösten. Wenn er schon gar zu sehr Feuer gefangen hatte, würde sie sehr viel gutzumachen haben.

Kurz vor Mittag kam sie herein zu ihm, machte sich allerlei zu schaffen und blieb endlich dicht bei dem Buchhalter stehen.

„Herr Kallenberg!“ begann sie.

„Frau Löscher?“

„Sie sehen mich seit einiger Zeit immer so betrübt an. Sie nehmen es sich gewiß recht zu Herzen — die Enttäuschung ist ja allerdings groß —“

Kallenberg knickte förmlich zusammen. Der verwünschte Wernicke hatte ihr gewiß alles verraten.

„Ja — entsetzlich!“ stammelte er. „Ich —“

„Es liegt auch eine schwere Beleidigung darin,“

fuhr Mathilde fort, deren Stimme infolge ihrer Bewegung, die sie zu verhehlen strebte, einen fast rauhen Klang annahm.

„Ja — eine schwere Beleidigung!“ rief der Buchhalter in Verzweiflung. „Aber bedenken Sie auch die andere Seite. Meine Not — meine Angst — meine Liebe zu —“

„Ich dachte wirklich nicht, daß sich Ihr Herz schon in einem solchen Zustande befände!“ schluchzte gerührt die Dame. „Wenn das so ist, dann ist es ja beinahe der reine Betrug —“

„Betrug — elender Betrug! Ich möchte am liebsten ins Wasser —“

„Um Gottes willen — das nicht! Nein, nein, ich kann nicht! Das ist zu viel!“ stöhnte Mathilde mit einer abwehrenden Bewegung. Dann eilte sie davon.

Niedergeschlagen schaute er ihr nach. „So ist also alles vorbei! Schon wieder ohne Stellung! Die verwünschte Lüge! Arme Nanni!“

Die Glocke schlug zwölf, er packte seine Sachen und ging.

So geschah es, daß Kallenberg Nachmittags nicht wieder im Kontor erschien. Frau Löscher erkundigte sich öfters nach ihm, aber vergeblich. Die Dämmerung kam und mit ihr Peter Wernicke, um sich über sein Schicksal die Entscheidung zu holen.

Mathilde saß auf ihrem Sofa, sie sah blaß und verweint aus.

„Das heißt wohl nein?“ rief der Eintretende betroffen.

„Ich kann nicht anders, lieber Pe— Herr Wernicke,“ antwortete die junge Frau mit einem Strom von Tränen. „Ich kann — ich darf nicht!“

„Warum denn nicht?“

„Meine Pflicht, Herr Wernicke. Der arme Kallenberg —“

„Was ist denn mit ihm?“

„Er hängt doch gar zu sehr an mir. Verzweiflung hat ihn ergriffen, er sprach von Inswassergehen und ist auch wirklich heute nachmittag nicht wiedergekommen. Gewiß ist er krank geworden vor Gram. Ich muß ihm mein Wort halten.“

„Kallenberg!“ Wernicke begriff plötzlich. „Wenn Sie weiter kein Bedenken haben, Mathilde, so sind Sie mein,“ lachte er.

Verwundert schaute sie ihn an.

„Jawohl,“ wiederholte er. „Und sagen Sie die Wahrheit, Mathilde. Sie wollen auch lieber mein sein — gern und von Herzen?“

„Sie hören ja, daß ich nicht kann! Wer gibt mir Rat in dieser Not meines Herzens?“

„Kommen Sie, begleiten Sie mich zu einer befreundeten Familie,“ sagte Wernicke einfach.

„Wozu das?“

„Dort erfahren Sie etwas, das Ihrer Unentschlossenheit sofort ein Ende machen wird. Kommen Sie nur!“

Frau Löscher verspürte in der Betrübniß ihrer Seele wenig Lust, endlich gab sie aber doch seinem Drängen nach. Sie kleidete sich an, beide nahmen eine Droschke, und Wernicke rief dem Wagenlenker die Adresse zu.

„Wohin fahren wir?“

„Nach dem Norden. Vertrauen Sie mir nur, Mathilde, in einer Stunde ist alles gut.“

Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als der Wagen vor einem großen Hause hielt. Erstaunt folgte die Dame ihrem Begleiter, der sie durch den Hof nach dem Hintergebäude geleitete, wo er zwei

Treppen mit ihr hinauffstieg und endlich an eine Tür pochte.

„Wer wohnt denn hier?“ erkundigte sie sich ein wenig ängstlich.

„Ein guter Bekannter von Ihnen.“

Ein lautes „Herein“ erklang von innen. Wernicke riß die Tür auf und — ein Schrei entfuhr Mathildes Mund. In der sauberen kleinen Stube, in die sie hineinblickte, saß Kallenberg auf dem Sofa, und neben ihm saß eine reizende junge Frau mit einem niedlichen Kindschen auf dem Schoße.

Erschrocken fuhren sie auf.

„Guten Abend, Kinder!“ grüßte der Reisende mit seiner Bärenstimme. „Laßt euch nicht stören — ich komme nur, um euch meine liebe Braut vorzustellen.“

Kallenberg war der erste, der sich faßte. Er trat auf seine erstaunte Prinzipalin zu und sagte: „Nicht wahr, Sie zürnen uns nicht, Frau Löscher? Es war die höchste Not, die uns veranlaßte —“

„Es ist gut, lieber Kallenberg. Es ist ja alles glücklich ausgegangen. Ich brauche jetzt auch keinen unverheirateten Buchhalter mehr. Im Gegenteil, von nun an ist mir ein verheirateter viel lieber.“





## Die italienischen Schlachtfelder von 1859.

Von W. Hörstel.

□ □

Mit 7 Bildern.

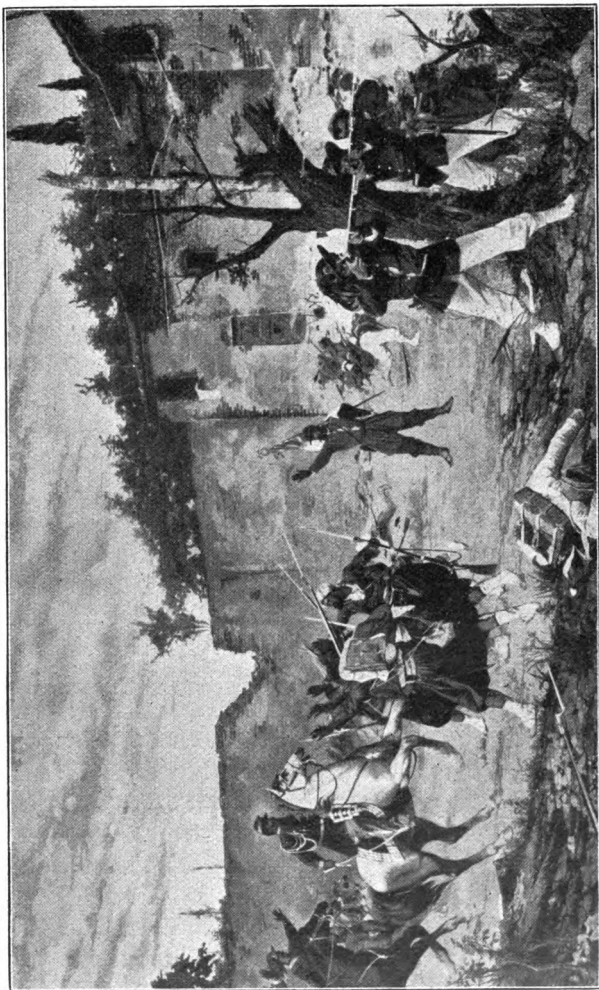
(Nachdruck verboten.)

**N**apoleon III. hatte am 21. Juli 1858 in Plombières dem piemontesischen Minister Grafen Cavour die Unterstützung des piemontesischen Heeres durch ein doppelt so großes französisches zum Zweck der Vertreibung der Österreicher aus der Lombardei und Venezien zugesagt. Er wollte an die Stelle des österreichischen Einflusses in Italien den französischen setzen, und nichts lag ihm ferner als die Absicht, für den italienischen Einheitsstaat zu kämpfen. Es schwebte ihm vielmehr der Gedanke eines italienischen Staatenbundes unter Leitung des Papstes vor, dem Rom und dessen Umgebung verbleiben sollte, während auf den Thron Neapels Murats Sohn, auf den Toskanas sein Vetter Prinz Napoleon steigen sollte, für den er die Hand der Prinzessin Klothilde, der damals kaum sechzehnjährigen Tochter Viktor Emanuels, begehrte. Piemont aber hätte auch nach der geplanten Erweiterung zum oberitalienischen Königreich ein französischer Vasallenstaat bleiben müssen. Als greifbare Entschädigung für Frankreich sollten Savoyen und Nizza dienen. Gegen die Abtretung des letzteren versuchte Cavour allerdings das Prinzip der Nationalität

geltend zu machen, in dessen Namen der Krieg geführt werden sollte.

Die Annahme der Werbung um die Prinzessin Klothilde empfahl der Graf dem König auf das wärmste, und an La Marmora schrieb er aus Baden-Baden: „Wenn der König zu der Vermählung seine Zustimmung gibt, so habe ich die Zuversicht, ja ich möchte sagen die Gewißheit, daß Du binnen zwei Jahren an der Spitze unserer siegreichen Truppen in Wien einziehen wirst.“ Wobei er allerdings die Leistungen sowohl La Marmoras wie die seines Heeres stark überschätzte. Am 16. Januar kam Prinz Napoleon (Plon-Plon) nach Turin, und am 2. Februar traten die Vermählten die Reise von Genua nach Paris an, wo die Prinzessin Klothilde, die sich fürs Vaterland geopfert hatte, von den dem Kriege abgeneigten Franzosen mit eisiger Kälte empfangen wurde. Den Freier hatte der General Niel nach Turin begleitet und hier am 18. Januar den Bündnisvertrag unterzeichnet, der im großen und ganzen den in Plombières getroffenen Vereinbarungen entsprach; jedoch war die französische Hilfe von einem Angriff Österreichs abhängig gemacht. Im Falle des Sieges sollte sich das oberitalienische Königreich von den Alpen bis Ancona erstrecken, wogegen Viktor Emanuel Savoyen an Frankreich abtreten wollte; über das Geschick der Grafschaft Nizza sollte erst beim Friedensschluß entschieden werden.

So weit hatte Cavour nun glücklich sein Ziel erreicht, aber er erlebte noch manche schwere Stunde, bis die französischen Truppen wirklich in Piemont erschienen. Der Krieg war in Frankreich bis ins Ministerium hinauf im höchsten Maße unpopulär, und von den Großmächten machte namentlich England seinen Einfluß zugunsten der Erhaltung des Friedens geltend, so



Phot. Fratelli Alinari nach einem Gemälde von G. Gaffioli.

**Gefecht bei Palestro.**

daß Napoleon genötigt war, hin und her zu laviere; aber der geschickte Graf erreichte doch endlich seinen Zweck, Oesterreichs Geduld zu erschöpfen und es zur Kriegserklärung zu reizen.

Einige Tage nach Ablauf der Frist des Ultimatus rückte die österreichische Armee unter dem Grafen Gyulai in Piemont ein, schritt aber nicht zu einer schnellen Offensive, um das piemontesische Heer zu zerreiben und dann die auf zwei Wegen, von Genua und vom Mont Cenis, nach Piemont vorrückenden Franzosen getrennt zu schlagen, sondern zog unentschlossen in der Lomellina hin und her und gab den Verbündeten Zeit zu ungestörter Vereinigung. Als dann am 20. Mai bei Montebello ein Gefecht stattgefunden hatte, ließ er sich über Napoleons Feldzugsplan täuschen und seinen linken Flügel umgehen. Während er bei Stradella den Angriff auf Piacenza erwartete, begann Napoleon die große Flankenbewegung vom Po zum Tessin mit Mailand als Ziel, das einzige strategische Manöver des ganzen Feldzugs, das die Piemontesen auf seinem linken Flügel durch eine Scheinbewegung an der Sesia zu verschleiern hatten.

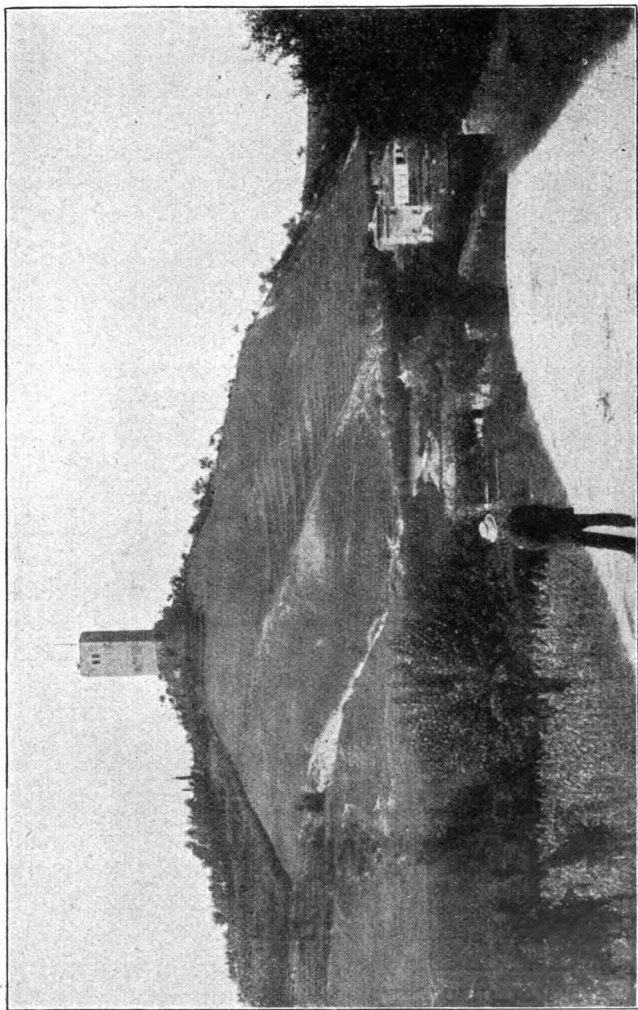
Hier kam es am 31. Mai bei Palestro am linken Sesiaufer zum Gefecht, in dem die todesmutige Kühnheit des den Italienern von Canrobert zu Hilfe gesandten dritten Zuavenregimentes den Sieg brachte. Zu den siegreichen Zuaven ritt im Laufe dieses Gefechtes König Viktor Emanuel mit gezücktem Degen und antwortete auf die Aufforderung des Obersten Cabron, sich in Sicherheit zu bringen: „Seien Sie unbesorgt, Oberst, hier gibt es Ruhm für alle.“ Bei der Truppenchau nach der Schlacht ernannten die Zuaven den König zu ihrem Korporal. Auf dem Schlachtfelde steht ein schlichtes Denkmal.





Phot. Fratelli Alinari nach einem Gemälde von G. Sapi.  
Schlacht bei Magenta.

Blutiger war das Ringen bei Magenta am 4. Juni. Magenta liegt zwischen Mailand und Novara in der bewässerten Zone der Lombardei, wo die Landgüter in lauter viereckige Stücke von zwei bis fünf Hektar eingeteilt und von großen Bewässerungsgräben umgeben sind, die von langen Reihen gekappter Pappeln, Erlen und Weiden begleitet werden. Diese Geländebeziehungen erschwerten die kräftige Verwendung der österreichischen Kavallerie. Mehrere Stunden lang kämpfte die französische Garde allein. Sie beherrschte die Brücke über den Mailand mit dem Lago Maggiore verbindenden Kanal und war nach schweren Verlusten durch einen Angriff auf ihren rechten Flügel bedroht. Vergeblich hatte sie auf Canroberts und Mac Mahons Eingreifen gewartet, dessen Kanonenschüsse am Mittag als Signal zum Angriff gedient hatten, dann aber völlig verstummt waren. Napoleon war in großer Besorgnis und vermochte sich keine Ruhe zu errauchen, so viele Zigaretten er auch angezündet hatte und fortwarf. Endlich, gegen vier Uhr Nachmittags, erschienen einige Regimenter Canroberts und warfen sich gegen die zum Flankenangriff vordringenden Österreicher, und bald darauf hörte man auch aus der Richtung von Magenta her die Kanonen Mac Mahons wieder donnern, der inzwischen seine in zwei Kolonnen vorrückende Armee vereinigt hatte. Die von Spinasse geführte hatte einen weiteren Weg zurückzulegen gehabt und ihrerseits vergeblich auf die Italiener gewartet. Nun ging Mac Mahon zum Angriff auf Magenta vor und schaffte dadurch der im Zentrum kämpfenden Garde Luft. Aber erst nach heißem Ringen mit den heldenmütig kämpfenden Österreichern war Abends der Sieg entschieden. Er ist ausschließlich durch die französischen Waffen erfochten worden. Von den



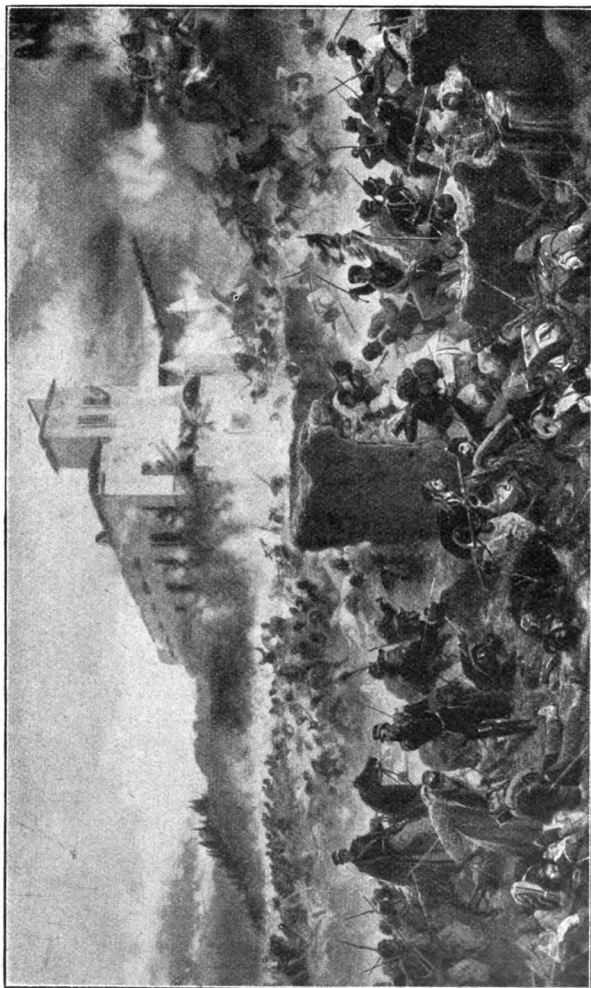
Nach einer Photographie von Grattelli Altinari.

La Spezia d'Italia.

Italienern trafen nur Fantis Bersaglieri mit einigen Kanonen am Abend im Lauffchritt auf dem Schlachtfelde ein, und im Gegensatz zu anderen französischen Beurteilern sprach Mac Mahon im Jahre 1861 von einem großen Dienste, den Fanti ihm bei Magenta geleistet habe, indem er den linken Flügel der französischen Armee unterstützt und dem dort kommandierenden General ermöglicht habe, alle seine Truppen ins Gefecht zu führen. Die Italiener haben Fanti den Ruhm zuschreiben wollen, die Entscheidung herbeigeführt zu haben, doch sagt Genova di Revel: „Wenn Fanti nicht Zeit damit verloren hätte, sich in Turbigo aufzuhalten, weil er einen Angriff durch Urban vermutete, so wären alle rechtzeitig auf dem Schlachtfelde eingetroffen.“ Eine Entschuldigung liegt übrigens in den auf dem Marsche angetroffenen Schwierigkeiten.

Der Kampf sollte am folgenden Morgen fortgesetzt werden, aber der ungeordnete Rückzug des Grafen Clam Gallas bewog Gyulai, sein Heer nach dem Mincio zurückzuführen und Mailand, Pavia und Piacenza zu räumen. Die Franzosen verzichteten auf eine Verfolgung und kehrten nach der Schlacht auf das rechte Tessinufer zurück. Mac Mahon erhielt den Marschallstab und den Titel „Herzog von Magenta“. Auf dem Schlachtfelde wurde im Jahre 1895 sein Erzstandbild aufgestellt, in dessen Nähe in einem pyramidenförmigen Beinhause neben einer Kapelle die Gebeine gefallener Österreicher und Franzosen vereinigt sind. Von der Bahn aus sieht man noch heute an einem großen Hause die Spuren der französischen Beschießung. Auch Napoleon wurde bei Magenta ein Denkmal errichtet.

Am 8. Juni zogen Napoleon und Viktor Emanuel in Mailand ein. Am demselben Tage griff Baraguay

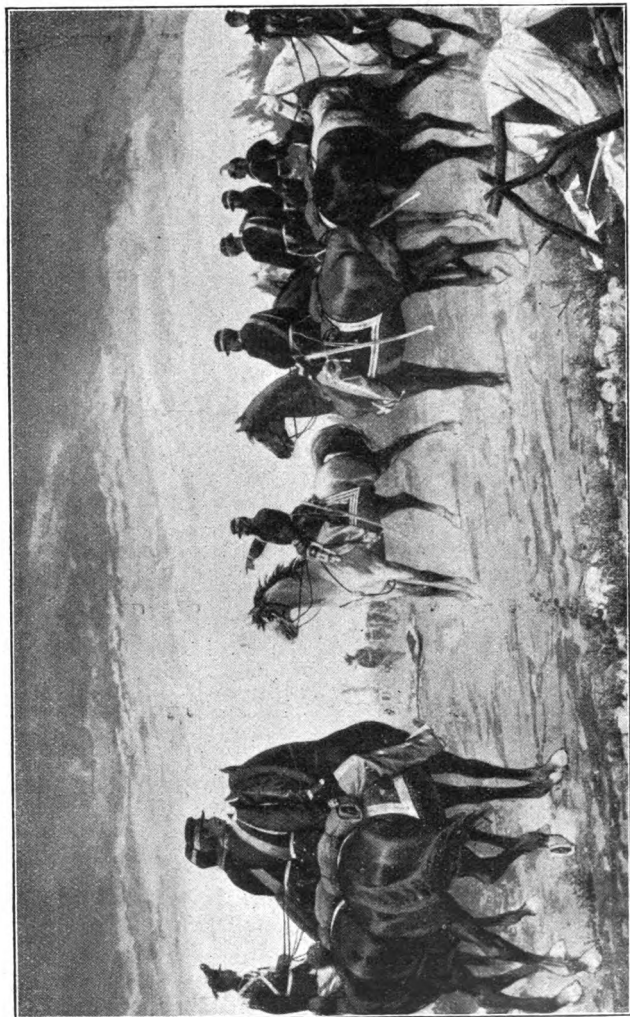


Abg. Fratelli Minari nach einem Gemälde von G. Abemollo.

## Die Schlacht bei Solferino.

d'Hilliers zwei österreichische Divisionen bei Melegnano zwischen Mailand und Lodi an, doch stieß er auf so heldenmütigen Widerstand, daß es ihm nicht gelang, sie abzuschneiden. Die Beschleunigung ihres Rückzugs aber war mit einem Verlust von elfhundert Toten und Verwundeten für die Franzosen teuer erkaufte.

Langsam folgten die Verbündeten den Österreichern nach dem Mincio; sie brauchten zu den hundertvierzig Kilometern' vom Lambro bis zum Chiese vierzehn Tage. Inzwischen war Kaiser Franz Joseph persönlich auf dem Kriegsschauplatz erschienen und hatte am 18. Juni in Verona den Oberbefehl übernommen. Es wurde beschlossen, zu einer kräftigen Offensive überzugehen, und auf Befehl des Kaisers kehrte die Armee in der Nacht zum 24. Juni auf das rechte Mincioufer zurück. Sie war unter den Hügeln von Solferino und San Martino angelangt, als sie plötzlich an verschiedenen Stellen mit den gleichfalls auf dem Marsche befindlichen Verbündeten zusammenstieß. So kam es früher zum Kampfe, als man auf beiden Seiten erwartet hatte, denn beide Heere glaubten noch weit voneinander entfernt zu sein; aber nicht nur Kaiser Franz Joseph, sondern auch Napoleon hatte, um die drückende Tageshize zu vermeiden, in jener Nacht marschieren lassen, die Franzosen auf Solferino und Medole, die Italiener auf Pozzolengo. So dehnte sich der Kampf über die Ebene und das Hügelland zwischen dem Mincio und Chiese, dem Gardasee und dem unteren Oglio aus. Am heftigsten tobte er auf den Hügeln Solferinos, zwölf Kilometer südlich von Desenzano, wo die Österreicher in einem alten Schloß und dem von einer Mauer umgebenen Friedhofe heldenmütigsten Widerstand leisteten und den Truppen Bazaines schwere Verluste beibrachten. Erst als die



Phot. Fratelli Alinari nach einem Gemälde von A. Caffioli.

**König Viktor Emanuel in der Schlacht bei Solferino.**

Truppen Foreys, Camons und Leboeuvs in den Kampf eingriffen, konnten jene Stellungen erobert werden. Die Gardejäger nahmen den auf unserer Abbildung sichtbaren mittelalterlichen Turm, der das Schloß beherrscht. Im Volksmunde heißt diese steinerne Schildwache, deren schwarze Mauern man von allen Seiten sieht, „la spia d'Italia“ \*). Um vier Uhr befahl Franz Joseph den Rückzug, und gleichzeitig unterbrach ein furchtbares Gewitter für eine Stunde den Kampf.

Während im Centrum der Sieg der Franzosen entschieden war, widerstanden die Flügel noch lange. Es ist bekannt, daß die Generale Niel und Canrobert sich später gegenseitig mit Vorwürfen überhäufte und sich ohne Napoleons Einspruch duelliert haben würden. Canrobert hatte Niel erst gegen drei Uhr Nachmittags die mehrfach vergeblich erbetene Hilfe gesandt, so daß der linke österreichische Flügel sich bis zum späten Nachmittag behaupten konnte.

Der rechte österreichische Flügel unter Benedek aber trat erst um neun Uhr Abends den Rückzug an, denn obwohl er die Piemontesen abgeschlagen hatte, vermochte er doch infolge des allgemeinen Rückzuges nicht in der Stellung von San Martino zu verbleiben, die er nach dem Zurückweichen der Italiener bei Madonna della Scoperta in der Morgenfrühe besetzt und gegen zahlreiche Angriffe siegreich behauptet hatte.

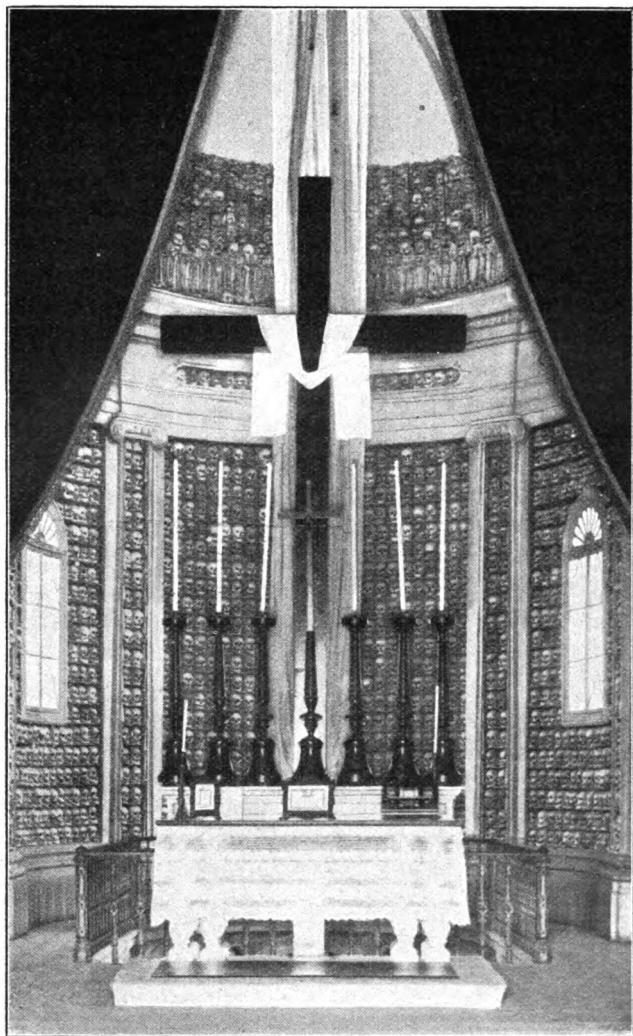
Die Italiener mußten sich damit trösten, daß sie Benedek wenigstens daran verhindert hatten, nach Solferino Hilfe zu senden. Sie hatten 691 Tote, 3572 Verwundete, 1258 Vermißte, die Franzosen 1622 Tote, 8530 Verwundete.

Von einer Verfolgung des österreichischen Heeres

---

\*) Der Rundschafter Italiens.





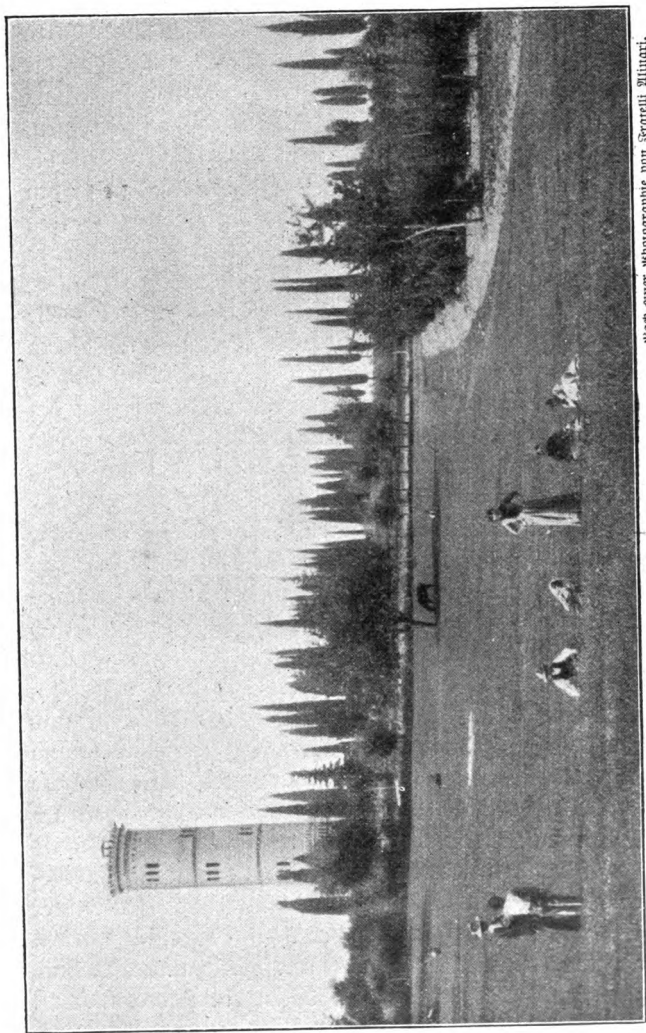
Nach einer Photographie von Fratelli Minari.  
Das Weinhaus von Solferino.

sahen die Franzosen aus guten Gründen ab und aus ebensolchen Napoleon von einem langwierigen Kampfe im Festungsviereck, zu dem ihn weder die Leistungen seiner Generale noch die seiner Verbündeten ermutigen konnten, von dem ihn aber der drohende Aufmarsch der Armee des Deutschen Bundes am Rhein unter dem Prinzregenten von Preußen und die mangelnde Kriegsbegeisterung in Frankreich zurückschrecken mußten.

Dem König Viktor Emanuel und Cavour aber brachten die Verhandlungen beider Kaiser in Villafranca eine furchtbare Enttäuschung, doch konnte der König allein den Krieg unmöglich fortsetzen, und die blinde Wut Cavour's brachte das ihm von Napoleon versprochene Venedig auch nicht zu Piemont. Immerhin war die Lombardei ein beträchtlicher Gewinn.

Als Napoleon dann, vom Kriegsschauplatz heimkehrend, in Mailand einzog, umbrauste ihn kein Jubel wie am 8. Juni, er wurde vielmehr mit großer Kälte empfangen und soll sogar ausgepiffen worden sein. Später wollte man ihm den geschuldeten Dank durch ein Reiterstandbild zollen, das ihn bei seinem ersten Einzuge in die Stadt darstellt; Mantua, wo 1867 die Franzosen die Garibaldianer schlugen, und der Schutz Roms durch Napoleon aber hatten zur Folge, daß man die Statue im Hofe des Senatspalastes verbarg, wo sie auch weiterhin noch verbleiben wird, so gern ein Teil der Bürgerschaft sie anlässlich der bevorstehenden Fünfzigjahrfeier der Schlacht von Magenta auf öffentlichem Platze aufgestellt hätte.

Die Bestimmungen des am 10. November in Zürich unterzeichneten Friedens blieben auf dem geduldigen Papier. Es kam weder zu einem italienischen Staatenbund unter dem Präsidium des Papstes, noch kehrten die Herzogin von Parma und der Herzog von Modena



Nach einer Photographie von Gerardi Minari.

**Der Gedenkthurm bei San Martino.**

zurück. Napoleon nahm 1860 Savoyen und Nizza für sich in Besitz und gab seine Zustimmung, daß die mittelitalienischen Staaten durch Volksabstimmung ihren Anschluß an das Königreich Sardinien vollzogen.

Auf dem Schlachtfeld von Solferino ruhten die Gebeine der Gefallenen jahrzehntelang in ihren Massengräbern, bis nach einem Aufruf des Grafen Torelli an die italienischen Patrioten Beinhäuser in Solferino und San Martino errichtet wurden. Unsere Abbildung zeigt, wie man in der Apsis einer Kapelle bei Solferino die Schädel von Freund und Feind nebeneinander aufgereiht hat. Den gleichen Anblick hat man in der zypressenumgebenen Kapelle auf der Höhe von San Martino, das zum Unterschied von anderen gleichnamigen Orten San Martino della Battaglia heißt.

In einem späteren Aufruf regte Graf Torelli die Errichtung eines hohen runden Gedenkturmes bei San Martino an, von dessen Höhe nach seinem — unausgeführt gebliebenen — Plane Abends das elektrisch beleuchtete Monogramm Viktor Emanuels nach dem Gardasee hinübergrüßen sollte. Er ließ von dem Turiner Maler Bossoli eine Skizze entwerfen, und nachdem der Architekt Giacomo Frizzoni in Bergamo den Plan studiert und ausgearbeitet hatte, wurde der Bau begonnen, der jedoch nur langsam vorwärts schritt, teils weil der Moränencharakter des Hügels der Fundamentierung des Riesenturmes große Schwierigkeiten bereitete und zur Anlegung senkrechter Schächte nötigte, die mit Betonguß ausgefüllt werden mußten, teils weil die Beträge nur spärlich und allmählich zufließen. Der im Jahre 1893 in ein Heeresmuseum umgewandelte, 74 Meter hohe Gedenkturm hat einen breiten, runden Unterbau, in der Mitte der großen

Rotunde steht Antonio dal Zottos Erzstandbild Viktor Emanuels II., in den beiden Seitenkapellen die Büsten der acht in den Freiheitskämpfen gefallenen italienischen Generäle, an den Wänden sind Szenen aus dem Leben des Königs, am Gewölbe durch allegorische Frauengestalten die acht wichtigsten Städte Italiens dargestellt. In dem Zwischenraum zwischen dem breiten Unterbau und dem Kerne des Turmes steigt man bequem zu der ersten Terrasse empor.

Von ihr aus betritt man den eigentlichen Turm, in dessen Innern sich die Rampen fortsetzen; sie führen zu sieben übereinanderliegenden Sälen mit Erinnerungen an die sieben Feldzüge mit je einem Schlachtenbilde. An den Wänden längs der Rampen künden Hunderte von Erztafeln in geschnittenen Holzrahmen die Namen von 650,000 italienischen Soldaten, die an jenen Kämpfen teilnahmen, die der Gefallenen in schwarzen, die der übrigen in roten Buchstaben. Von der Plattform auf der Höhe überschaut man nicht nur das weite Schlachtfeld, sondern auch den Alpenkranz und den Gardasee, von dem das Auge diesen Turm mit den Zypressen des nahen Weinhauses und im Hintergrund die dunkle Masse der Spia d'Italia erblickt.





## Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

**Luftdrohne Nummer 5599.** — Baron Artur v. Lipsti speiste am 3. August 1968 in den Räumen des Luftschifferklubs „Bephir“ zu Abend.

„Es ist meine Jentersmahlzeit!“ dachte er bei sich, während der Kellner die Austern öffnete. „Zwar könnte ich,“ so überlegte er weiter, „noch ganz gut einen Monat hier verkehren. So lange würde mein Kredit gewiß reichen. Ich nähme auch diese Nachsicht meiner Zeitgenossen sicher in Anspruch, wenn sie geeignet wäre, die Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die sich meinen Wünschen bezüglich einer gewissen jungen Dame entgegenstellen. Leider ist der Eigensinn eines ebenso gewissen alten Herrn derart starr und unbeugsam, daß diese kurze Frist nicht genügen wird, um ihn weicher, milder, nachgiebiger zu stimmen.“

Als man die Gemüsebeilage auftrug, seufzte der Baron aus dem Grunde seines bekümmerten Herzens. „Da es mein stark ausgeprägtes Ehrgefühl nicht zuläßt, daß ich mein moralisches Absterben erlebe, ist es am vernünftigsten, ich schließe die Rechnung meines Lebens.“

Im Banne dieses traurigen Gedankens verzehrte er Braten, Geflügel und Nachtisch, und als der Kellner die Rechnung brachte, sagte er: „Jean, schreiben Sie's zu dem übrigen.“

Dann nahm er Hut und Stock und schritt hinaus in den sternfunkelnden Sommerabend. Er sah hinauf nach den leuchtenden Himmelskörpern und seufzte schwer. Er sah um sich in das brausende Getriebe der Großstadt und seufzte noch einmal. Alles das sollte er heute zum letzten Male sehen! Er mußte ja ein Ende machen, er mußte verschwinden aus dieser schönen Welt!

Baron Artur erreichte eben den vornehmsten Platz der großen Stadt, auf dem die Luftdrohnen leise schwebten. Die Gondellenter kannten den eleganten jungen Mann sehr gut.

„Luftschiff angenehm, Herr Baron?“ ertönte es von mehreren Seiten.

Artur winkte ab. Er hatte ja nur die Absicht, zum letzten Male an dem Hause seiner Nelli vorbeizugehen, einen Blick zu ihrem Fenster hinaufzuwerfen. Es war ein sehr stattliches Haus von gediegenem Außeren. Der erwähnte alte Herr war nämlich der „Wurstkönig“ Konrad Vollbrecht, in dessen „Vereinigten Fleischwerken“ stündlich zehn Kilometer Wurst erzeugt, fünfzig Schweine geschlachtet, hundert Schinken geräuchert und tausend Kilo Fett zerlassen wurden. Das machte, da in der Fabrik Tag und Nacht gearbeitet wurde, täglich zweihundertvierzig Kilometer Wurst, zwölfhundert Schweine, zweitausendvierhundert Schinken und vierundzwanzigtausend Kilo Fett. Mathematisch veranlagte Zeitgenossen können mit Hilfe einfacher Rechnungsarten den Umsatz dieses ehrenwerten alten Herrn leicht im Jahre berechnen.

Gerade als Baron Artur in die Nähe des Hauses seiner Angebeteten kam, grüßte ihn jemand. Nellis Kammerzofe stand vor ihm.

„Ach — Sie sind es, Minchen! Wo wollen Sie denn noch hin?“

„Ich habe für den gnädigen Herrn eine Luftdrohne für morgen bestellt. Unsere Gondel hat das gnädige Fräulein heute im Borne kaput gemacht.“

„Was für eine Luftdrohne haben Sie denn bestellt?“

„Nummer 5599. Da drüben hält sie.“

„Grüßen Sie Ihre Herrin!“ flüsterte der Baron der Kammerjungfer zu und wendete sich plötzlich nach der Richtung, in der die Luftdrohnen hielten.

Er hatte einen Einfall gehabt, trat zu dem Führer der Nummer 5599, tippte ihn auf die Schulter und gab ihm ein Zeichen, daß er ihn allein zu sprechen wünsche.

„Womit kann ich dienen, Herr Baron?“

„Sie müssen mir einen Gefallen tun.“

„Bitte, bitte, Herr Baron —“

„Sie fahren morgen den Herrn Vollbrecht nach seiner Fabrik — nicht wahr?“

„Punkt acht Uhr muß ich beim Haus sein.“

„Das lassen Sie morgen mich machen.“

„Herr Baron wollen fahren?“

„Ja, ich will für Sie den Ballon lenken,“ erwiderte Artur und setzte hinzu: „Es gilt nämlich eine Wette. Sie wissen, ich habe die Absicht, Herrn Vollbrecht zu meinem Schwiegervater zu machen, und da möchte ich ihm zeigen, wie ich auch im praktischen Leben etwas leisten kann. Wenn ich nicht Baron wäre, könnte ich mir als Ballonlenker ein schönes Stück Geld verdienen. Na — ist's Ihnen recht?“

„Wenn aber dem Ballon etwas geschieht?“

„Unsinn. Ich bin doch Gründungsmitglied des Luftschifferklubs und kenne jede Schraube an den Maschinen. Hier haben Sie übrigens mein Schedbuch. Wenn etwas geschieht, können Sie jeden Betrag einsetzen. Die Unterschrift gebe ich im voraus.“

Baron Artur konnte leicht sein Schedbuch hergeben, da er kein Depot mehr bei der Bank hatte.

Der Mann war zufrieden, und pünktlich zur bestimmten Stunde schwebte am nächsten Morgen die Luftdrohke Nummer 5599 über dem Palast des „Wurstkönigs“ Vollbrecht.

Sobald der alte Herr auf der Treppe erschien, sank die Gondel vor dem Treppenabsatz herab, der „Wurstkönig“ stieg ein und sagte zu dem Gondelführer: „Sie wissen also — es geht hinaus zu meiner Fabrik.“

„Jawohl!“ brummte der Baron, der sich durch einen entstellenden Bart unkenntlich gemacht hatte.

Gleich darauf erhob sich der Ballon über die Häuser und fuhr stets steigend gerade in die entgegengesetzte Richtung, als jene war, in der sich die „Vereinigten Fleischwerke“ befanden.

Der alte Herr merkte das bald und wandte sich deshalb an den Gondelführer: „He, wo fahren Sie denn hin? Ich will ja zu den Fleischwerken hinaus!“

„Wohin Sie wollen, darauf kommt es jetzt nicht an. Sie werden dorthin fahren, wohin ich will!“ erwiderte der junge



Mann und ließ den Ballon einige hundert Meter höher steigen.

Der alte Herr erblaßte zuerst vor Zorn, dann vor Schreck. „Ich bin einem Wahnsinnigen in die Hände gefallen!“ rief er entsetzt aus.

„Ganz im Gegenteil!“ erwiderte Artur sich aufrichtend und mit einem Griff den falschen Bart entfernend. „So zielbewußt und klar ist noch niemand an die Ausführung eines Entschlusses gegangen wie ich eben jetzt.“

„Sie sind es, Herr Baron!“ stammelte der alte Herr erschrocken.

„Ja, ich bin es! Sie scheinen von diesem Sachverhalte überrascht zu sein. Es stehen Ihnen aber noch weitere Überraschungen bevor.“

Wieder stieg die Luftdrohke um einige hundert Meter.

„Werfen Sie gefälligst noch einen Blick auf Ihre Vaterstadt und in die Richtung, in der Ihre Fleischwerke stehen. Es wird der letzte Blick sein, den Sie darauf zu tun Gelegenheit haben.“

„Herr!“ rief der Wurstkönig entsetzt aus.

„Der letzte Blick!“ wiederholte Baron Artur. „Das kann Sie doch nicht wundern. Ich habe Ihnen neulich, als Sie mir die Hand Ihrer Tochter abschlugen, doch gesagt, daß mir nun nichts anderes übrig bleibt, als diese beste aller Welten zu verlassen. Inzwischen habe ich mir die Sache weiter überlegt und gefunden, daß es vorteilhafter ist, die Reise ins Jenseits nicht allein machen zu müssen. Zu zweit sieht es netter aus, wenn man drüben ankommt. Wer hätte sich nun dazu besser geeignet, mich hinüberzubegleiten, als Sie, mein edler Freund und Gönner?“

Vor Schrecken blaß saß der „Wurstkönig“ Vollbrecht auf seinem Platz. Er versuchte mit beruhigenden Worten den jungen Mann von seinem Entschlusse abzubringen. Er bat und beschwor ihn, er setzte ihm größere und immer größere Summen aus. Alles umsonst.

„Wir haben achttausend Meter Höhe und sehr günstigen Wind,“ entgegnete entschlossen der Baron. „Nun müssen wir uns entscheiden, wo wir dieses Dasein verlassen wollen. Ich

„Schlage Ihnen ein bewußtloses Zerschmettern in der alpinen Gletscherwelt vor.“

„Schonen Sie einen alten unschuldigen Mann!“ stöhnte der Millionär.

„Oder ziehen Sie vielleicht ein Ertrinken im Atlantischen Ozean vor? In wenigen Stunden sind wir über Köln und Brüssel am großen Wasser. Noch besser wäre es freilich, wir fliegen direkt in das Jenseits. Wir steigen immer höher und höher, bis wir in den Anziehungskreis eines fremden Weltkörpers gelangen, der uns dann an sich reißt. Das ist ein wissenschaftlicher Tod, der unser würdig ist!“

„Nicht — nicht!“ stöhnte Vollbrecht, als er sah, daß Baron Artur die Luftdrohke wiederum in die Höhe schnellen ließ. „Ich tue alles, was Sie wollen —“

„Neuntausend Meter!“ bemerkte der Baron.

„Ich unterwerfe mich allen Ihren Bedingungen, aber schonen Sie mich!“

„Neuntausendsechshundert Meter! — Merken Sie, daß der Sauerstoffgehalt der Luft sich stark vermindert?“

„Ich will ja alle Ihre Wünsche erfüllen!“

„Zehntausend Meter! In wenigen Minuten fliegen wir in den Äther hinaus!“

„Nehmen Sie die Hand meiner Tochter!“ schrie in höchster Angst der Millionär durch das Gerassel des Motors und der Schrauben.

„Zehntausendzweihundert Meter! — Wie meinen Sie? Ich soll Ihr Eidam werden? Nun, das ist eine Frage, die wir in geringerer Höhe prüfen wollen,“ erwiderte der Baron und ließ das Luftschiff sinken.

Herrn Vollbrecht wurde es wieder leichter ums Herz, als sich der schwarze Punkt unter ihnen in seine Vaterstadt auflöste.

„Fünftausendeinhundert Meter!“ sagte Baron Artur, stoppte den Motor, so daß das Luftschiff stillstand, und wandte sich dann an seinen Begleiter. „In dieser Höhe sind die Unterhandlungen gemüthlicher als dort oben, wo wir eben waren. Sie möchten also Ihre Tätigkeit, den Leuten Mehl und Wasser in die Würste zu füllen, fortsetzen?“

„Seien Sie vernünftig, Baron! Ich gebe Ihnen gewißlich die Hand meiner Tochter!“ sagte in beschwörendem Tone Vollbrecht.

„Das ist schön von Ihnen. Wer weiß aber, ob Sie diesen edlen Entschluß auch in geringerer Höhe oder gar am festen Boden ausführen werden?“

„Ich verspreche es Ihnen hoch und heilig.“

„Das ist mir zu wenig. Ich werde Ihnen deshalb Gelegenheit geben, Ihren angenehmen Entschluß vor den nötigen Zeugen zu wiederholen.“

Langsam ließ der Baron das Luftschiff über dem Hause des „Wurstkönigs“ sinken und machte einige geschickte Wendungen, so daß die Luftdrohke in die Höhe des Gartenbalkons sank.

Mehrere Diener eilten herbei.

„Rufen Sie das gnädige Fräulein!“ befahl der Baron.

„Es gibt eine wichtige Nachricht.“

„Was machen Sie denn?“ fragte Vollbrecht erstaunt.

„Sie werden mich nun Ihrer Tochter in Gegenwart der herbeigeeilten Dienerschaft als Bräutigam vorstellen, sonst“ — er legte die Hand an die Kurbel — „fahren wir wieder hinauf zu den Sternen.“

Nelli trat auf den Balkon, hinter ihr versammelte sich die Dienerschaft.

„So, nun bitte ich!“ befahl der Baron.

Mit bitterfüßer Miene vollzog Vollbrecht den Auftrag, worauf der Baron ihn endlich aussteigen ließ. Es war selbst für das Jahr 1968 eine etwas eigentümliche Verlobung, die sich sehr bald in der ganzen Stadt herumsprach.

Vollbrecht hat seit diesem Tage eine merkwürdige Abneigung gegen Luftdrohken. Er schaffte sich eine vierräderige Kutsche an und ließ sich für schweres Geld das notwendige Paar Pferde kommen.

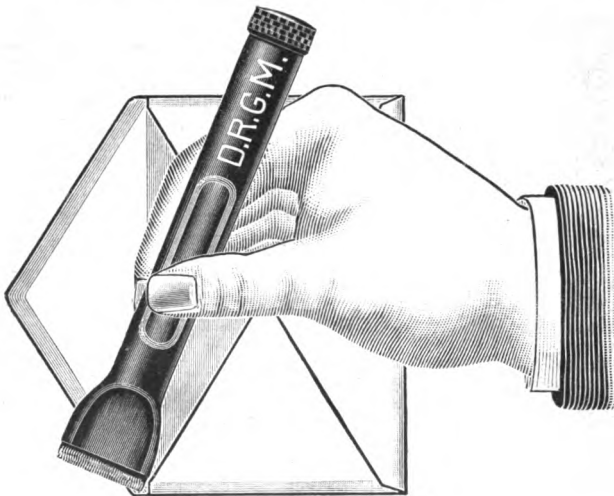
Am Hochzeitstag aber sagte er zu seinem Schwiegersohne: „Und wären Sie damals — na, Sie wissen schon — wären Sie also damals wirklich mit mir in den Weltraum hinausgeflogen?“

„In den Weltraum? Nee. Das ist einfach ausgeschlossen.“

Sehen Sie doch im Konversationslexikon nach. Unsere Erde ist mit so leichtem Äther umgeben, daß in ihm das Fliegen von selbst aufhört.“

„Schade, daß ich das damals nicht wußte!“ brummte der  
Wurstkönig. A. Ulrich.

**Neue Erfindungen:** I. Hygienischer Anfeuchter „Hygrodur“. — Der „Hygrodur“ ist ein regulierbarer Anfeuchter für Briefumschläge, Briefmarken und sonstige gum-

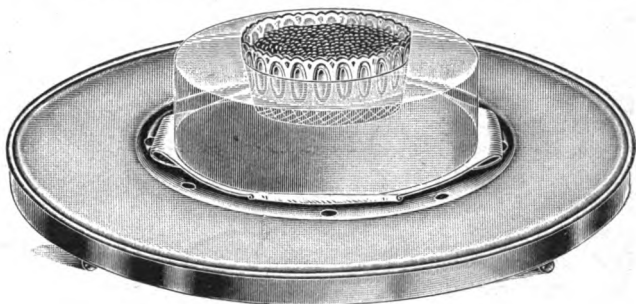


Regulierbarer Anfeuchter.

mierte Artikel. Wenn eine Statistik aufgestellt werden könnte, wie viele Krankheiten durch die schlechte Angewohnheit, gummierte Artikel mit der Zunge anzufeuchten, übertragen werden, so würde sie sicher beweisen, daß die Menschen allen Grund haben, sich nach dieser Hinsicht äußerst vorsichtig zu verhalten; man lasse deshalb von dieser üblen Angewohnheit und bediene sich zum Anfeuchten von Briefmarken, Etiketten u. s. w. eines Anfeuchteapparats. Als besonders zweckmäßig hierzu muß der „Hygrodur“ bezeichnet werden, ein kleiner Apparat, von der

Firma M. Kaufschbach in Leipzig-Eutritzsch aus Gummi hergestellt. Er besteht aus zwei ineinandergeschobenen Hohlkörpern, der äußere aus Hartgummi, der innere aus elastischem Patentgummi hergestellt. Im Hohlraume befindet sich ein mit Formaldehyd imprägnierter hygroskopischer Schwamm, welcher mit Wasser durchtränkt wird. Durch Fingerdruck auf die nachgebenden Wände des Patentgummis wird die Feuchtigkeit auf einen durchlässigen Filz, der am unteren Ende aus der Hülse herausragt, übertragen und damit die gummierte Fläche bestrichen. Der Apparat ist stets sauber, einfach zu handhaben und bleibt immer feucht; er eignet sich auch, wenn mit flüssigem Klebstoff gefüllt, ganz vorzüglich als Gummierer.

II. Neue Servierplatte „System Mathis“ mit Wasserauffangbehälter. — Auf der letzten Kochkunstausstellung fand eine neue Art von Eisformen und



Servierplatte mit Wasserauffangbehälter.

Servierplatten lebhaftere Anerkennung. Diese Formen und Platten wurden auf Anregung des Küchenmeisters und Träteurs A. Mathis in Koblenz hergestellt, und die Fabrikation der Firma Karl Hinrichs in Frankfurt a. M., Mainzer Landstraße 151 bis 153, übertragen. Das System Mathis besitzt den Vorzug, daß Vorspeisen wirklich im Eise und nicht auf dem Eise sitzen und nicht nur gut durchgekühlt werden, sondern auch beim Herumreichen nicht abrutschen können. Durch die eigenartige Eisform bekommt der Eisblock die richtige Größe, keine

unnötige Etagenform, welche durch ihr enormes Gewicht das Servieren erschwert. Man verwendete bisher Platten mit einer Vertiefung, in welche die Speisen auf klein zer Schlagenes Eis gelegt werden, sie liegen dann aber beim Schmelzen des Eises oft im Wasser oder kippen bei unvorsichtigem Setzen um, so daß ihr Saft wegläuft. Die Servierplatte „Mathis“ verhindert diesen Nachteil, sie fängt das Wasser in dem Unterteil auf, das zerkleinerte Eis liegt unten, und die Speisen liegen auf dem darübergestellten Oberteil, wodurch sie kalt und trocken bleiben und mit dem Eise nicht in Berührung kommen; ferner ist, da das Schmelzwasser im Unterteil aufgefangen wird, ein Begeben der Gäste damit vollständig ausgeschlossen, auch kann die Platte beim Aufstellen auf die Tafel bequem weitergereicht werden und trägt zum Schmuck der Tafel bei.

**Die Jungfernrede Kaiser Friedrichs.** — Wenig bekannt wird es sein, daß „unser Fritz“, der nachmalige Kaiser Friedrich III., seine erste offizielle Rede in Köln gehalten hat, im Habbellensaal des Gürzenich; und der große Kriegsheld, der so viele Schlachten siegreich schlug, hat bei dieser Gelegenheit nach seinen eigenen Worten „Blut geschwitzt“. Dem Oberbürgermeister von Köln erzählte der Prinz die Begebenheit selbst einmal mit folgenden Worten:

„Es war während der ersten Zeit meines Bonner Universitätsbesuches, als mir mein Vater einst in einem Briefe unter anderem schrieb, daß ich zu einer Feierlichkeit in Köln eingeladen werden würde, und daß ich dieser Einladung würde Folge leisten müssen. Nun kenne ich meinen Vater und weiß, daß, wenn er in einem solchen Tone redet, dies einem Befehle gleichkommt, und er keinen Widerspruch duldet. Ich nahm daher, als die Einladung kurz darauf an mich erging, dieselbe an und sagte mein Erscheinen bei dem Feste zu. Es war dies die erste Festlichkeit, welcher ich offiziell als Repräsentant meines Hauses beiwohnte, und da ich voraussichtlich als solcher von den Festgebern begrüßt werden würde, so setzte ich mir eine Rede auf, die ich als Antwort auf jene Begrüßung halten wollte. Ich lernte diese Rede auswendig, und bald konnte ich sie zu meiner Freude den Wänden meines Studierzimmers ganz



natürlich nichts anderes als Erdbeben. Sie unterscheiden sich von den letzteren nur dadurch, daß bei ihnen durch die Erschütterung des vom Meere bedeckten Seegrundes auch die darüberflutende größere Wassermasse erschüttert wird. Diese Erschütterung pflanzt sich fort, bis die aufgewühlten gewaltigen Wellen die Küste treffen. Man bezeichnet diese Wellen der Seebeben, weil sie ihre Entstehung dem auf das Meer ausgeübten Stoß verdanken, als „Stoßwellen“. Sie zeichnen sich durch die bedeutende Schnelligkeit aus, mit der sie fortschreiten, wie auch durch die Höhe, die sie bei der Brandung gegen die Küsten erreichen, da sie die größte Höhe der Naturwellen im offenen Ozean um das Zweifache und Dreifache übertreffen.

Große Verheerungen richtete die Stoßwelle eines Seebebens an, das sich am 21. Juli 365 an den Küstenstrichen Griechenlands, Kleinasiens und Nordafrikas ereignete. Nach den ersten Erschütterungen zog sich das Meer weit zurück, so daß in den Häfen die Schiffe auf dem Trockenen saßen. Das Volk vergnügte sich damit, in den zurückgelassenen Lümpeln die Fische mit den Händen zu fangen. Bald aber brauste die Stoßwelle in gewaltigem Schwall heran und über die Küsten hinweg, so daß zahllose Gebäude zerstört wurden. Als sich die Welle verlaufen hatte, ergab sich, daß viele Schiffe nicht nur gekentert waren, sondern daß auch einzelne, wie in Alexandrien, durch die Kraft der Welle bis auf die Dächer der Häuser geschleudert worden waren.

Eine erstaunliche Ausbreitung erlangten die Stoßwellen des Seebebens, das das große Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 begleitete. Man verspürte hier zuerst zwei Erdstöße. Längere Zeit nach dem zweiten Stoße erschien eine zwölf Meter hohe Welle, die die in dem Hafen ankernden Schiffe losriß und das neue, aus Marmorblöcken gebaute Hafensollwerk hinwegspülte. Der ersten Welle folgten noch drei andere nach. Alle diese Wellen pflanzten sich an der spanischen Küste entlang fort. In Cadix traf um elf Uhr zehn Minuten ein Wellenberg von achtzehn Meter Höhe ein und zerstörte nicht nur Teile der Festungsmauern, sondern durch-



brach auch die Landzunge, die die Stadt mit dem Festland verband. An der Küste von Madeira machte sich das Seebeben um elf Uhr fünfundvierzig Minuten bemerkbar. Zuerst wich das Meer auf der Nordseite der Insel hundert Schritte zurück, dann folgte eine landeinwärts zurückflutende Welle von viereinhalb Meter über der Hochwassermarkte. Die Stoßwellen wiederholten sich fünfmal und nahmen langsam an Stärke ab. Aber damit war das Wirkungsgebiet des Seebebens durchaus nicht begrenzt. Ostwärts reichte die Stoßwelle vielmehr bis in die britischen Häfen und zog dann bis nach Hamburg und Glückstadt weiter, wo sie um ein Uhr anlangte. Noch weiter ging sie westwärts. Sie überschritt quer den Atlantischen Ozean und brandete gegen die amerikanische Küste und die Westindischen Inseln. In Antigua erschien sie um dreieinhalb Uhr Nachmittags in einer Höhe von drei bis vier Meter. Auf der Insel Saba stieg die See über sechs Meter hoch.

Der Hauptausgangspunkt von Stoßwellen ist der Stille Ozean. Mit den häufigen Erdbeben am Bruchrande der süd-amerikanischen Westküste vergesellschafteten sich fast stets Seebeben, durch die kolossale Wellen erregt werden, die dann von der einen Seite des Stillen Ozeans bis zur anderen hinüberlaufen, und zwar mit einer solchen Kraft, daß durch den Wogenschwamm noch an Punkten Verheerungen angerichtet werden, die mehr als zehntausend Kilometer von dem Erschütterungsherd entfernt sind.

Ein solcher Fall ereignete sich bei dem Beben von Arica an der peruanischen Küste, das am 13. August 1868 stattfand und Land und See gemeinsam erschütterte. Der erste Erdstoß wurde fünfeinviertel Uhr Nachmittags wahrgenommen. Etwa zwanzig Minuten später überflutete das Meer zwei bis drei Meter hoch den Strand und zog sich dann bis auf eine Seemeile zurück. Darauf brach eine ungeheure Welle über das Ufergelände herein, das bis zu siebzehn Meter Höhe über der Hochwassermarkte überschwemmt wurde. In viertelstündlichen Pausen wiederholten sich diese Überflutungen mehrfach. Diese Stoßwellen rollten nun westlich und südwestlich über den Ozean. Auf der Insel Raja trafen sie elf Stunden, auf der Chathaminsel,

östlich von Neuseeland, fünfzehn Stunden, auf Neuseeland selbst, und zwar im Hafen von Lyttleton, neunzehn Stunden nach dem ersten peruanischen Stoß ein. In diesem Hafen zog sich das Meer zuerst mit einer Geschwindigkeit von sechs Meter in der Sekunde zurück, so daß alle Schiffe auf den Grund gerieten. Danach langte eine mächtige Woge an, die die Schiffe von den Anker losriß und so weit in das Land hineingriff, daß noch zwei Kilometer von der Küste entfernt Brücken fortgeschwemmt wurden. Noch später erreichten die Stoßwellen das Festland Australien. Hier zeigten erst nach dreiundzwanzig Stunden die selbsttätigen Pegel in Sydney ihre Ankunft an. Th. S.

**Ein unwillkommener Albumers.** — Als der Dichter Franz Dingelstedt Gymnasiallehrer in Fulda war (1839—1841), erhielt er öfters Einladungen in befreundete Familien zum Tee oder Abendessen, weil man ihn wegen seiner glänzenden Unterhaltungsgabe gern sah, und weil man der Gesellschaft durch die Anwesenheit des damals schon durch die Veröffentlichung gern gelesener Gedichte und Novellen hervorragenden Schriftstellers einen erhöhten Glanz zu verleihen strebte. Bei solchen Gelegenheiten wurde der Gefeierte dann fast regelmäßig von den Anwesenden, besonders den darunter befindlichen Damen, gebeten, ihnen zum Andenken einen selbstgedichteten Vers ins Album zu schreiben.

Nachdem der Dichter schon mehrfach solchen Wünschen entsprochen hatte, fing deren häufige Wiederholung doch an, ihm lästig zu werden, und er sann deshalb darauf, wie er ihr einen Damm entgegensetzen könne. Die Gelegenheit hierzu bot sich ihm bald.

Eines Abends war er zu einem wohlhabenden Kaufmann, dessen Söhne das Gymnasium besuchten, zum Tee eingeladen, zu welchem neben feinem Gebäck und kaltem Aufschnitt auch Käse verschiedener Sorten, welche der Gastgeber selbst in seinem Geschäfte führte, herumgereicht wurden. Zufällig war ein echter Limburger, der trotz der darüber gestülpten Glocke den bekannten kräftigen, doch nicht für jedermanns Nase angenehmen Geruch verbreitete, in der Nähe des Dichters auf die Tafel zu stehen gekommen.

Als nun nach einiger Zeit, wie es bereits üblich geworden war, die Hausfrau Dingelstedt ihr Album mit der in schmeichelhafteste Form gekleideten Bitte um Eintragung eines Verses vorlegte, schrieb er nach kurzem Besinnen folgendes hinein:

Der Wohlgeschmack von deinen schönen Käsen  
Ist stets viel größer als ihr Wohlgeruch gewesen;  
Denn was den Gaumen kitzelt beim Genießen,  
Dafür läßt du die Nasen deiner Gäste kühlen.

Kurz darauf verschwand der Limburger von der Tafel, und die Bitten um Albumverse wurden fernerhin zu des Dichters Befriedigung merklich seltener. R. v. B.

**Unehrlich und ehrlich gemacht** wurde einst auf verschiedene Art. Reichte jemand aus Zufall oder aus Unkenntnis einem Freitnecht oder einem Hundefänger die Hand, so war auch er „unehrlich“ und mußte erst wieder „ehrlich“ gemacht werden, um seine frühere Stellung einnehmen zu können.

Ganz eigentümlich muten uns die für diese Fälle in Kraft gewesenen und genau ausgearbeiteten Vorschriften des sächsischen Heeres an, welche lauteten: „Es werden vom Regiment 200 bis 300 Mann, mit denen nöthigen Ober-Officiers, Unter-Officiers und Tambours, commandiret; die Leibfahne wird von dem ältesten Fähndrich, wie gewöhnlich, vor der Mitte des Bataillons geführt; der Major läßt das Gewehr schultern und einen Kreis formiren. Der Auditeur verlieset die der Ehrlichmachung halber an das Regiment ergangene Ordre; der Unehrliche ruft dreimal außerhalb des Kreyses stehend: ‚Ein Schelm verlangt wieder ehrlich gemacht zu werden!‘ Dann hat derselbe auf allen Vieren in den Kreis zu kriechen, wobei er den Huth im Maule tragen muß. Der Major fragt ihn: ‚Was ist dein Begehrt?‘ Er antwortet: ‚Ich bitte um Gotteswillen um meinen ehrlichen Namen!‘ Der Major sagt dem Regiment, daß gegenwärtiger Mensch seinen elenden Zustand verlassen und ein ehrlicher Kerl zu werden verlange, vorher aber um seinen ehrlichen Namen bitte. Er befraget das Regiment, ob sie darwider etwas einzuwenden haben, oder ihren Beyfall durch ein deutliches Jawort von sich geben wollten? Wenn dieses erfolgt ist, sagt der Major dem Supplicanten: ‚Es

soll dir deine Bitte gewähret werden.' Er läffet das Gewehr präsentieren und befielet dem Fähndrich, den Supplicanten ehrlich zu machen. Der Fähndrich nahet sich mit der Fahne, giebt dem auf allen Vieren verharrenden Supplicanten drey Stöße auf das Hintertheil des Kopfes und saget beym ersten Stoß: ‚Im Namen Jhro königlichen Majestät,‘ beym zweiten: ‚im Namen der hohen Generalität,‘ und beym dritten: ‚im Namen des löblichen Regiments wird dir dein ehrllicher Name wiedergegeben.‘ Der Supplicant stehet alsdann auf, neiget sich gegen die Fahne und das Regiment, küßt dem Major den Steigbügel und, wann ihm von dem Adjutanten der Huth aufgesetzt worden, vermahnet ihn der Major die ihm erzeigte Gnade durch sein Wohlverhalten zu erkennen.“

Sollte dagegen ein Unwürdiger zum „Schelmen“ gemacht werden, so lautete die Vorschrift: „Wenn Jemand zum Schelmen zu machen ist, so hat nach geschehener Declaratio der Infamie der Steckknecht den Deliquenten aus dem Regiments-Kreuz mit dem Fuße zu stoßen, der Scharfrichter ihn darauf ergreift, sein Bajonet zerbricht, die Stücke ihm auf beiden Seiten um den Kopf herum schmeisset, sodann vor die Füße wirft, und auf ewig, nachzuförderst geleisteten Urpfeben, des Landes verweist.“

v. E.

**Eine bärtige Schönheit.** — Der Damenbart ist durchaus nicht so selten, wie man gewöhnlich glaubt. Junge Spanierinnen sind ziemlich häufig mit einem dichten schwarzen Schnurrbärtchen auf der Oberlippe geschmückt, und daselbe gilt von den Damen spanischer Abstammung in Westindien und Brasilien. Verschiedentlich finden sich sogar unterhalb der Ohren bei älteren Frauen Ansätze zu einem Badenbart vor. Wirkliche Vollbärte bilden jedoch nur seltene Ausnahmen. Allgemein bekannt geworden ist als Besitzerin eines üppig entwickelten Vollbartes die Mexikanerin Julia Pastrana, die sich im Jahre 1860 in Europa zur Schau stellte.

Sie hat jetzt in einer Französin ein Gegenstück erhalten. Die bärtige Schöne ist eine Frau Delait und besitzt in dem berühmten Vogesenspaß „die Schlucht“ ein Kaffeehaus, das sie selbständig führt. Der schwarze, gutgepflegte Badenbart der

Frau Delait ist, wie unser Bild erkennen läßt, von stattlicher Länge, und auch die Oberlippe ist von einem kräftigen Schnurrbart bedeckt. Dagegen wird das Kinn austasiert getragen. Während die erwähnte Mexikanerin Julia Pastrana von abstoßender Häßlichkeit war, hat Frau Delait ganz anmutige Gesichtszüge. Auch ist sie in ihrem Gebaren und ihren Neigungen



Frau Delait auf einem Spaziergang.

völlig weiblich veranlagt. In geschäftlicher Beziehung gereicht ihr ihr Bartschmuck keineswegs zum Nachteil. Er zieht vielmehr gerade die Männerwelt in ihr Kaffeehaus, die dieses natürliche Beweisstück für die weibliche Gleichberechtigung mit dem eigenen Geschlecht anerkennend in Augenschein nimmt und, soweit es sich um Bartlose handelt, sogar mit geheimem Neid bewundert.

Lh. S.

**Das Grab im Frühjahr und Sommer.** — Sobald im Frühjahr die Sonne ihre alles belebenden Strahlen auf die Erde wirft, beeilt sich der Gartenfreund, seinen Blumen- und Gemüsegarten in'stand zu setzen und dafür zu sorgen, daß die Beete bis in den Herbst hinein mit der passenden Bepflanzung ausgestattet sind. Draußen auf dem Friedhof liegt auch ein kleines Gärtchen, und in seiner Tiefe schlummert eines unserer Lieben, das der unerbittliche Tod von uns getrennt hat. Es ist uns eine liebe Pflicht der Dankbarkeit geworden, daß wir die Gräber ebenso mit Blumen und Pflanzen die sommerliche Jahreszeit über ausstatten wie die Blumenbeete im Hausgarten. Ist doch der sinnige Brauch der Bepflanzung der Gräber mit Blumen ein Zeichen fortdauernder Sorglichkeit der Lebenden für die Toten, ein Zeichen, daß wir den Verstorbenen nicht als einen unserem Gedächtnis Verlorenen betrachten, vielmehr in den aus dem Erdhügel hervorsprossenden Blumen immer von neuem einen Scheidegruß an uns, die Hinterbliebenen, erkennen. Zudem liefert die moderne Gärtnerei bei billigen Preisen ein so mannigfaches, reiches Material an Pflanzen und Blumen, daß jeder Laie ohne großen Aufwand an Zeit, Kraft, Mühe und Geld das Grab seiner Lieben den ganzen Sommer über im Blumen- und Pflanzenschmuck erhalten kann.

Die Fläche des Grabes wird im Frühjahr genau so behandelt wie die eines Blumenbeetes. Haben wir sie nicht im Herbst mit Blumenzwiebeln bepflanzt, welche im Frühling ihre bunten Kelche öffnen, so werden wir graben, mit Gartendünger düngen, hacken und alle Reste vom Winter her entfernen. Die Bepflanzung geschieht genau so wie auf dem Gartenbeete, nämlich so, daß die Pflanzen symmetrisch verteilt werden. An den Kopf unter das Grabmal bringt man höhere Blumen, an die Ränder je nach der Größe Einfassungspflanzen, in die Mitte den eigentlichen besten Grabschmuck. Dabei wird häufig der Fehler gemacht, die Gräber zu überladen und des Guten zu viel zu tun. Auch hier zeigt sich in der Beschränkung der Meister.

Während in Norddeutschland die Seitenwände des Grabes

steil sind, tragen sie in Süddeutschland oft den Charakter flacher Beete. Nach landläufiger Gewohnheit verwendet man dazu viereckige Grasstücke, welche flach an die Seiten des Hügels angelegt und mit kleinen Hölzchen festgesteckt werden. Da aber die Grasflächen zur Sommerszeit leicht wech werden, so hat man in neuerer Zeit die Grabwände vorteilhafter mit Immergrün oder Mauerpfeffer, dessen Abart *Spurium* die geeignetste ist, bekleidet. Die Blütenstiele entfernt man nach dem Verblühen.

Bei der Frage, wie das Grabbeet für Frühjahr und Herbst zu bepflanzen ist, kommt es auf die besondere Vorliebe der Gartenfreunde für gewisse Blumen, auf die Größe der Fläche und auf die Mittel an, welche man aufwenden will. Für einfache Verhältnisse sind in jedem Falle Sommerblumen vorzuziehen, für mittlere Topf- und Florblumen, für bessere Teppich- oder Blattpflanzenbeete. Perennierende Stauden sind deshalb nicht überall zu empfehlen, weil ihre Blüte meist nur auf eine gewisse Zeit bemessen ist, und der Anblick der abgeblühten Zweige nicht gerade vorteilhaft auf das Auge wirkt. Immerhin können einige niedrige Sorten als Einfassungspflanzen, deren Blütezeit länger währt, empfohlen werden. Dahin gehören rote oder weiße Tausendschönchen (*Bellis*), Stiefmütterchen, Veilchen, Vergißmeinnicht, Primeln, Goldlack, niedrige Nelken und andere. Eine Einfassung von *Bellis* oder Stiefmütterchen wird einem Sommerblumenbeete stets einen prächtigen Rahmen geben.

Für die Anpflanzung von Sommerblumen gelten die allgemein zu beachtenden Regeln. Man misst die Abstände in Kreisen oder Rechtecken ab. Man denke beim Pflanzen immer an die Ausdehnung der Blumen zur Zeit der Blüte und pflanze lieber zu weit als zu eng. Für das Grab wähle man nur Sommerblumen von langer Dauer und niedrigem Wuchse. Wie vielerlei Arten man verwenden will, bleibt dem Urtheil des einzelnen überlassen. Ein Zuvielerlei würde auch hier den Gesamteindruck beeinträchtigen. Zu empfehlen sind: Phlox, *Nemophila*, Levkoien, Asters (niedrige), Petunien, *Tagetes* (niedrige), Skabiosen, Löwenmaul, Verbenen, Balsaminen, Lobelien, Nelken, Reseda, Kapuzinerkresse. Kinder-

Gräber kann man vorteilhaft mit sogenannten Zweifarbenblumen bepflanzen, also mit zwei Sommerblumenarten, von welchen die eine die Einfassung, die andere die Mitte bildet.

Gräber von mittlerer Größe werden vielfach mit den sogenannten Florblumen (Toppflanzen) bepflanzt. Solche Florblumen, welche man am besten erst gegen Ende Mai im Topf auspflanzt und sorgfältig anbindet, sind zum Beispiel im Frühjahr Cinerarien, später Fuchsien, Mimulus, Heliotrop, Lantanen, Pelargonien, Salvien, Begonien, Topfrosen, Topfnellen. Immer beachte man, daß die Anordnung so erfolgt, daß die höchsten und schnell wachsenden Arten ihren Platz am Kopfende oder in der Mitte des Hügels erhalten, während die langsam wachsenden und niedrig bleibenden mehr nach dem Rande und Fußende zu gepflanzt werden, jedoch muß ein gezwungenes Aussehen der Bepflanzung vermieden werden.

Auch Blattpflanzengruppen eignen sich zum Schmuck der Grabhügel unserer lieben Toten. Sie werden besonders von solchen Hinterbliebenen bevorzugt, welche die leuchtenden Farben der Blumen für das Grab nicht lieben und dem Pflanzenschmuck des Grabes einen ernsteren Charakter geben wollen. Größere und kleinere Gruppen werden zusammengesetzt aus *Artemisia*, *Canna indica*, *Chenopodium*, *Zea*, welche in sehr wirkungsvoller Weise durch *Centaurea candidissima* oder *Perila nankinensis*, auch *Salvia argentea* eingefast oder umgrenzt werden. Die eigentliche Entwicklung der Blattpflanzen erfolgt freilich erst im hohen Sommer, so daß während der ersten Sommermonate ein Blattpflanzenbeet immer einen gewissen lüdenhaften Eindruck macht.

Für größere und reich ausgestattete Gräber erobert sich in unserer Zeit alljährlich noch eine andere Bepflanzung ein größeres Feld, nämlich die der niedrigen Teppichbeete. Am Kopfende findet eine kleine Zusammenstellung von blühenden Pflanzen (Pelargonien, Begonien, Fuchsien, *Coleus*, *Cineraria maritima*) Platz, und allmählich geht man in das Teppichbeet über. Meist sieht man in der Mitte ein Kreuz von dunklen Tressinen, umgeben von gelben Alternantheren. Eingefast werden die verschiedenen Abteilungen von *Antennaria to-*



mentosa, die leeren Stellen werden mit Marmorkies ausgefüllt.

Bei allen Anpflanzungen auf dem Grabe gelten dieselben Kulturregeln wie im Garten. Es ist selbstverständlich, daß die Beete stets vom Unkraut freigehalten, und die abgeblühten Stengel entfernt werden. Wo das Gras in das Erdreich des Beetes einwachsen will, ist es sorgfältig zu beschneiden. Wo Pflanzen eingehen, ist nachzupflanzen. Die Hauptsache aber ist stetiges Begießen. Friedhofsanlagen und Gräber bedürfen weit mehr Feuchtigkeit als Gartenbeete. Können wir selbst nicht regelmäßig begießen, so müssen wir zuverlässige Leute damit beauftragen.

Wollen wir unseren lieben Entschlafenen einen Strauß blühender Blumen etwa an ihrem Geburtstage auf das Grab setzen, so seien die sehr praktischen Grabvasen von kegelförmiger, nach unten spitzer Gestalt, welche mit Wasser gefüllt und in die Erde gesteckt die Blumen lange frisch erhalten, empfohlen. Ist der Sommer zu Ende, so kann für den Herbst noch ein kurzer Blumenschmuck beschafft werden. Wir pflanzen Chrysanthemem, Eriten und die herbstblühende goldgelbe Ringelblume (*Calendula*). Im Winter ist Tannenreisig der beste Grab schmuck.

R. Reichhardt.

**Bedenkliche Träume.** — Die kanadischen Indianer des fernen Westens unterhielten mit dem klugen und wohlwollenden englischen Missionar Johnson, der in den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts unter ihnen wirkte, ein freundlich-nachbarliches Verhältnis, ließen sich von ihm das Fieber kurieren und trugen ihm ihre Träume vor, die aber leider nicht selten für Johnson viel Beschwerliches hatten. Denn heute erzählte ihm ein grimmig aussehender, von Waffen starrer Hauptling: „Mir hat geträumt, ich käme zu dir, und du gibst mir eine große Flasche Rum,“ und die Augen sprachen dabei so berechtigt, daß Johnson nichts übrig blieb, als zu antworten: „Wenn du das geträumt hast, so muß es auch geschehen,“ und ihm den Rum zu geben. Und morgen kam ein anderer, dem hatte geträumt, der gute Engländer gebe ihm eine hübsche Rolle Tabak, und Johnson sprach seufzend: „Wenn du das

geträumt hast, so muß es wohl geschehen," und der Tabat wanderte in die weite Pelztasche der vergnügt lächelnden Rothaut.

Aber nach dem alten Sprichwort: „Am besten lacht, wer zuletzt lacht,“ erschien Johnson eines Tages bei dem Häuptling des Stammes und bat um Gehör für einen wichtigen Traum, den er in verflorener Nacht gehabt. Und als der „Springende Luchs“ sich gern bereit erklärte, denselben zu hören, sprach Johnson: „Mir träumte, du hättest mit deinen tapferen Kriegern einen Rat gehalten und kämest mit ihnen danach zu mir und sprächest freundlich: ‚Lieber Bruder Johnson, du hast uns oft das böse Fieber kuriert und auch Rum und Tabat und Schießpulver gegeben; wir haben daher beschlossen, dir das kleine, fruchtbare Tal zwischen dem Schildkrötensee und dem Roten Fels für ewige Zeiten zu eigen zu geben, um uns dir dankbar zu erweisen. Laß uns immer Freunde bleiben!‘ Das war der Traum, den ich hatte.“

Johnson schwieg und harrete einer Antwort. Diese erfolgte aber nicht so bald, vielmehr erhob sich nach einer Pause schweigenden Nachdenkens der „Springende Luchs“ von seinem Sitz und verließ das Zelt. Johnson, mit den Gewohnheiten seiner indianischen Freunde wohl vertraut, blieb ruhig sitzen.

Nach einer Stunde etwa erschien der „Springende Luchs“ wieder, begleitet von zwei alten Kriegern, die ziemlich mißmutig ausfahen, und sprach: „Du hast einen seltsamen Traum gehabt, Bruder; aber da es einmal geschehen ist, so muß es auch erfüllt werden. Wir schenken dir das Tal, von dem du geträumt hast, aber wir verbieten dir, noch weitere Träume zu haben, die sich auf unseren Stamm oder sein Gut beziehen. Du hast Ohren zu hören, so merke dies und tue danach. Gehe nun heim, du bist Herr des Tales, und wir waren es.“ C. T.

**Künstlereifer.** — Adolf Menzel war im Jahre 1882 mit Leib und Seele bei einer Aufgabe, die ihm besonders zusagte, einem mächtigen Wandgemälde. Für einen Soldaten, der ihm dabei als Modell diente, hatte er ein hohes Holzgestell errichten lassen, und eines Tages war der Arme bereits zwei

lange Stunden dort oben in anstrengender Stellung festgehalten worden, während Menzel unermüdtlich arbeitete.

Schließlich hielt der Modellsteher es nicht länger aus. „Wie wär's mit einer kleinen Pause, Herr Professor?“ redete er den Künstler an.

Dieser war sehr erschrocken. „O freilich, freilich,“ sagte er, „entschuldigen Sie meine Zerstreutheit. Ich war so ganz bei meiner Arbeit, daß ich —“

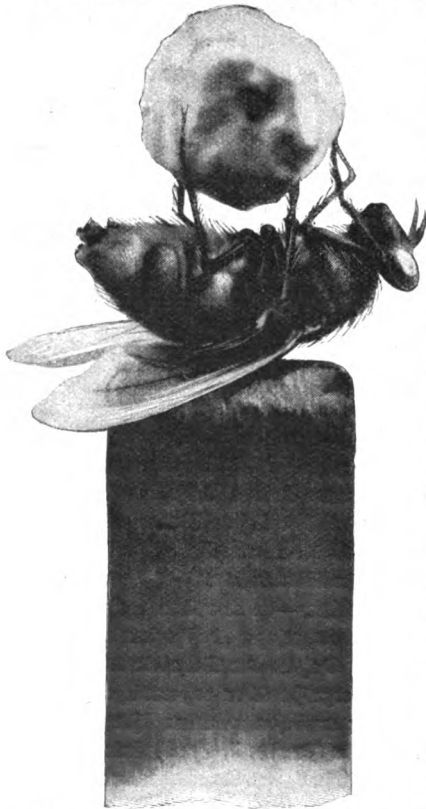
Inzwischen war das Modell von seiner Plattform heruntergeklettert und fing an, die Leiter hinabzusteigen, die zum Fußboden führte, da unterbrach sich Menzel in seiner Rede und rief hastig: „Halt, keinen Schritt weiter! Diese Stellung ist prachtvoll! Rühren Sie kein Glied!“

Und mit neuem Feuereifer machte er sich daran, die „prachtvolle Stellung“ zu skizzieren, während das ruhebedürftige Modell gezwungen war, abermals in unbequemer Haltung, jeden Muskel gespannt, dazustehen.

Nachdem auf diese Weise eine gute halbe Stunde vergangen war, mußte der Künstler wohl mit seiner Leistung zufrieden sein. Das Skizzenbuch wurde zugellappt, Menzel wendete sich wieder seinem Modell zu, und dem Munde des Meisters entfuhr die für ihn höchst charakteristischen Worte: „So, nun haben wir unsere Pause gehabt. Klettern Sie jetzt wieder auf Ihre Plattform, wir wollen weiterarbeiten.“ C. D.

**Die Schmeißfliege als Athlet.** — „Eine Ameise,“ hat der bekannte Ameisenforscher Lubbock gesagt, „besitzt im Vergleich zum Menschen Riesenkräfte.“ Daß in der Tat viele Kleintiere im Verhältnis zu ihrer Körpergröße über erstaunliche Kräfte verfügen, ist auch anderweitig erwiesen worden. In jüngster Zeit hat der englische Forscher Frank P. Smith interessante Untersuchungen über das Kräftemaß der blauen Schmeißfliege angestellt. Zunächst prüfte er die Zugkraft der Fliege. Er band zu diesem Zweck einen Seidenfaden an die Hinterbeine des Tieres und knüpfte das andere Ende des Fadens an den Hebel einer kleinen Briefwage, um an dem Ausschlag messen zu können, welches Gewicht die Schmeißfliege fortzuziehen vermag. Bei dem ersten Zug aber, den die Fliege tat, rückte

der Zeiger der Wage nicht nur bis zur Gewichtsangabe 150 Gramm vor, sondern die Wage selbst wurde umgestürzt. Das Gewicht einer Schmeißfliege beträgt  $\frac{1}{4}$  Gramm. Dem-

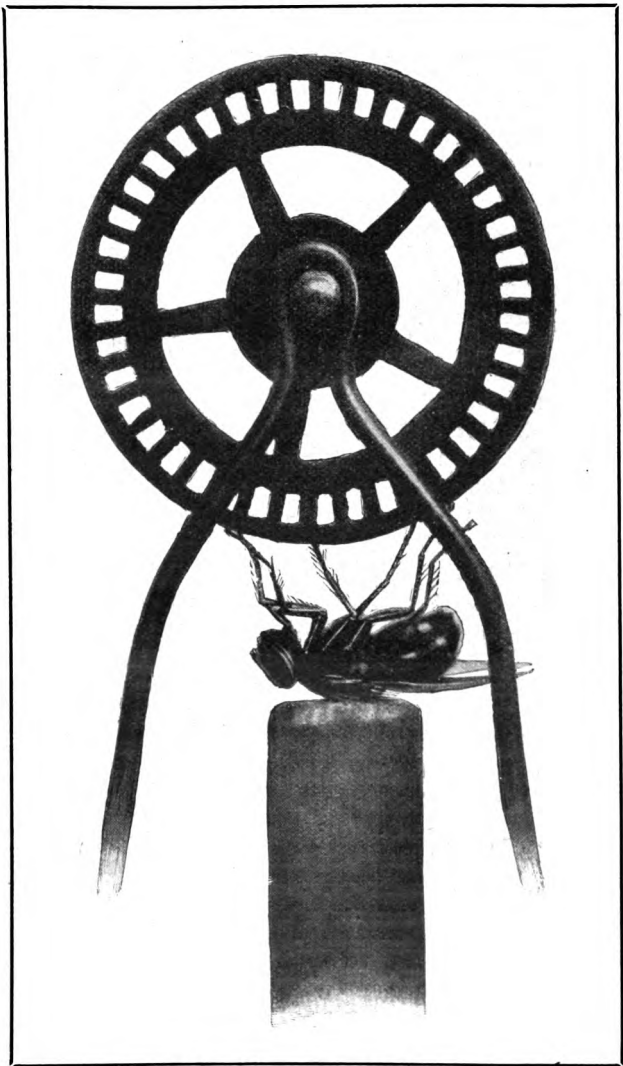


nach war das Tier imstande, ein Gewicht fortzuziehen, das bedeutend größer war als das Sechshundertfache seines eigenen Gewichtes. Bei einem zweiten Versuch legte der Forscher die Fliege auf den Rücken und schob dann ein Brotkügelchen im Gewicht von 2 Gramm auf ihre Füße. Die Fliege spielte so leicht damit wie ein Jongleur mit einem Federball.

Wie groß die Kraft ihrer Füße sein muß, erkennt man am besten, wenn man die Gewichtsverhältnisse auf den Menschen überträgt. Das Brotkügelchen war achtmal schwerer als die Fliege selbst. Ein Mann wiegt im Durchschnitt 150 Pfund.

Die Schmeißfliege jongliert mit dem Brotkügelchen. (Vierfache Vergr.)

Sollte er zu derselben Kraftleistung befähigt sein wie eine Schmeißfliege, so müßte er eine Kugel von 12 Zentner auf seinen emporgestreckten Beinen ohne jede Anstrengung hin und her drehen können.



Die Schmeißfliege dreht das Uhrädchen.  
(Vierfache Vergrößerung.)

Darauf wurde ein Holzstäbchen zwischen die Beine der Fliege gesteckt, während sie die Rückenlage einnahm. Das Holzstäbchen, das die Stärke eines Streichholzes hatte, war viermal so lang als die Fliege. Die Fliege hob das Stäbchen und balancierte mit ihm ohne die geringste Mühe. Auf einen Menschen von 160 Zentimeter Größe angewandt, müßte demnach das Holzstäbchen einem Rüstbaum von fast  $6\frac{1}{2}$  Meter gleichzusetzen sein.

Endlich wurde die auf dem Rücken liegende Fliege veranlaßt, ein Uhrädchen mit den Füßen zu drehen. Das Tier drehte das Rädchen mit einer so außerordentlichen Geschwindigkeit, daß die lichten Zwischenräume in dem Rädchen kaum noch zu erkennen waren. Das Gewicht des Rädchens belief sich auf 5 Gramm, also auf das Zwanzigfache des Eigengewichts der Fliege. Aus der Bestimmung der Schnelligkeit der Umdrehung ergab sich, daß im Verhältnis zur Kraftleistung der Schweißfliege ein Mensch mit seinen Beinen eine Stoßkraft entwickeln müßte, die ein Schwungrad von 30 Zentner Gewicht mit Fallzuggeschwindigkeit herumzuschleudern vermöchte. Th. S.

**Eine Spargelgeschichte.** — Der General Dubois und der Schriftsteller Fontenelle, alte Freunde und erprobte Feinschmecker, liebten beide den Spargel sehr, nur daß Fontenelle ihn mit Rahmsosse liebte, während der General kurzweg jeden Dummtopf nannte, der ihn anders als mit Essig und Öl genießen könnte. Diese ernste Meinungsverschiedenheit hatte beide Freunde schon öfter und gerade beim Speisen entzweit, ein Vergehen, dessen sie sich hinterher schämten. Im Interesse ihrer guten Tischlaune und Verdauung hatten sie daher festgestellt, daß das edle Schach, welches beide mit Meisterschaft zu spielen glaubten, stets entscheiden sollte, nach welcher Art der Lederbissen zubereitet werden solle.

Eines Tages, es war der erste im Jahre, an welchem es Fontenelles Koch gelungen war, ein Bündel Spargel um schweres Geld zu erstehen, saßen sie zur Ausfechtung des Kampfes wieder am Schachbrett. Von beiden Seiten wurde der Kampf mit einer, des Preises würdigen Hartnäckigkeit geführt. Der General gewann die erste Partie, schwamm in einem Meer von Wonne, machte aber siegestrunken bei der

zweiten Partie einen Fehler und ließ diese Fontenelle gewinnen. Die entscheidende dritte Partie wurde nun mit neuer Erbitterung in Angriff genommen, beide Spieler taten ihr Bestes, und die Partie blieb unentschieden, keiner hatte gewonnen, keiner verloren. Was nun tun? Eine neue Partie beginnen? Die Spieler hatten großen Appetit, auch kann man Spargelerstlinge nicht durch zu spätes Anrichten verderben lassen.

Man ruft also den Koch und beauftragt ihn, er solle die Spargel teilen, die eine Hälfte mit Essig und Öl, die andere Hälfte mit Rahmsauce bereiten. In angemessener Aufregung ihr Lieblingsgericht erwartend, plaudern die beiden Feinschmecker von anderen Dingen.

Plötzlich wird der sehr beleibte General, dem Renner schon lange einen Schlagfluß prophezeit hatten, unruhig, er wischt sich kalten Schweiß von der Stirn, wird kirschbraun, dann blaß, schwankt und sinkt leblos zu Boden.

Fontenelle aber läßt den Freund sinken, eilt zur Thür, läuft in heftigster Aufregung die Treppe zur Küche hinab und ruft dem Koch zu: „Alle mit Sauce, die Spargel alle mit Sauce!“

Erst nachdem er das besorgt hatte, wendete er sich dem inzwischen verschiedenen Freunde zu.

E. F.

**Vom Vogelzug.** — Oft wird die Frage aufgeworfen: Wie findet der wandernde Vogel seine Straße hin und her? Diese Frage hat man schon vor Jahrhunderten aufgestellt, als man noch gar nicht einmal wußte, wie verwickelt diese Straßen sind, sondern annahm, ein jeder Zugvogel ziehe einfach geradeaus und auf dem kürzesten Wege südwärts.

Das tun aber nur sehr wenige, vielleicht auch nur die Turmschwalbe, ein flugkräftiger Vogel allerdings, wie kein anderer unseres Vaterlandes. Sie erhebt sich bei der Abreise, die Abends erfolgt, zu bedeutender Höhe und eilt direkt und auf dem geradesten Wege nach ihrem Winteraufenthalte in Afrika. Die übrigen Vögel aber, besonders die kleineren, wandern zunächst im allgemeinen west- und dann erst südwärts, wobei sie vielfach den Flußtälern folgen.

Die meisten Zugvögel Süddeutschlands, Thüringens und

Sachsens suchen erst das Thal des Mains zu gewinnen, selbst wenn sie dabei zuerst nordwärts fliegen müssen. Sie folgen dann dem Main bis zum Rhein, dann ziehen sie rheinaufwärts, passiren den Gotthardpaß, durchqueren Oberitalien und gewinnen Afrika theils über Korsika und Sardinien, theils entlang der Westküste Italiens. Auch die Vögel der Osthälfte Großbritanniens, der Niederlande, eines Theiles von Frankreich und Norddeutschlands reisen rheinaufwärts, die Dänemarks, Scandinaviens und des nordwestlichen Rußlands folgen vorher den nördlichen Seeküsten. Entlang den französischen und spanisch-portugiesischen Gestaden des Atlantischen Ozeans ziehen die Vögel der westlichen Gebiete Englands und Frankreichs, aber auch noch andere. Nämlich von Grönland her verläuft die eine Zugstraße entlang der Westküste Großbritanniens, Frankreichs und der Iberischen Halbinsel hinüber nach Afrika. Die zweite Zugstraße verläuft entlang der grönländischen West- und der nordamerikanischen Ostküste bis zu den Bahamas und den Westindischen Inseln. Die Vögel Osteuropas wandern theils entlang den Küsten der Balkanhalbinsel nach Ostafrika, theils nach Kleinasien. So bilden die drei südlichen Halbinseln unseres Erdtheils die Brücken, auf denen unsere Zugvögel ihre Winterquartiere erreichen. Während des Wanderns werden ihre Scharen immer zahlreicher, sie finden sich zusammen wie Bäche zu Fließchen, Fließchen zu Flüssen und Flüsse zu Strömen.

Aber die Rückreise unserer Lieblinge ist man viel weniger gut unterrichtet als über ihren Wegzug, meist erscheinen sie plötzlich, und sie werden dann wohl weniger in so großen Mengen reisen, aber doch dieselben Straßen, auf denen sie fortzogen, wieder benützen.

Es ist aber eine merkwürdige Sache, daß vom Schwalbenneste unter des Landmanns Dach gewissermaßen ein unsichtbarer Faden hinüberleitet, weit nach Afrika hinein, vielleicht bis über den Aequator hinaus, und doch unfehlbar wieder zurück.

R. A. Sch.

**Ein neues Geschirr.** — In einer Ausstellung amerikanischer Erzeugnisse war vor kurzem in Paris ein merkwürdiges neues Geschirr zu sehen, das aus — Steinkohle hergestellt ist. Teller,



Rannen, Waschbeden, Blumenvasen — alles das steht in glänzendem Schwarz vor den Augen der überraschten Besucher. Die verwendete Kohle ist von besonderer Härte, ein in Pennsylvanien gefundener Anthrazit. Eine besondere Werkstatt zur Herstellung dieser Gefäße ist von einem ehemaligen Bergmann gegründet worden, der jetzt schon etwa hundert Arbeiter beschäftigt. Die Gegenstände werden zunächst aus dem Groben ausgemeißelt und dann auf der Drehbank fertiggestellt, um zum Schluß poliert zu werden. Das Geschirr ist äußerst wohlfeil und dabei doch sehr haltbar; nur mag die Aussicht, von Kohlentellern zu speisen, nicht für jedermann etwas Verlockendes haben.

D. v. B.

**Entflohene Liebespaare als Entdecker.** — Vor etwa vierzig Jahren starb in der Krankenstation eines Londoner Spitals arm und vergessen ein Mann, der dem britischen Reiche eine ganze Inselgruppe zugebracht hatte.

John Strachan war einer der ersten Goldgräber in Australien gewesen. Nachdem er einiges Geld erworben hatte, begab er sich nach Melbourne und verliebte sich dort in Lili Ambrose, die hübsche Tochter eines wohlhabenden Schankwirts. Die Eltern waren aber gegen eine Verbindung des Paares, und so entflohen denn eines Tages die Liebenden auf einem kleinen Rutter, den Strachan erworben hatte, und siedelten sich auf einer Insel an, die heute unter dem Namen Marion Island bekannt ist.

Hier lebten sie viele Jahre und bekamen Söhne und Töchter. Als lange Zeit darauf zwischen England und Frankreich ein Streit entstand, wem die Crozetinseln und die angrenzenden Inselgruppen, zu deren einer auch Marion Island gehört, zuzuschreiben wären, wurde Strachans Ansiedlung entdeckt, worauf England den Okkupationseinwand geltend machte, der ihm auch den Besitz der Gruppe sicherte.

Auf der Amsterdaminself im Indischen Ozean steht ein einfaches Haus, das heute allerdings verlassen ist. Dieses seltsame Bauwerk ist den Walfischfahrern, die allein von Zeit zu Zeit die Insel betreten, unter dem Namen „Amy Druces Laube“ bekannt. Es hat in seinem Äußeren zwar wenig Ähnlichkeit

mit einer Laube, ist vielmehr aus vulkanischem Gestein äußerst fest gebaut, doch sein Inneres war einst im Stil einer Laube eingerichtet, als Kapitän Druce dasselbe seiner jungen Frau schenkte. Kapitän Druce war ein Seebär vom alten Schlage, der sich ein kleines Vermögen durch den Robbengang erworben hatte. Eines Tages befand er sich am Lande in Sydney und verliebte sich dort in die Tochter eines vermögenden Landwirts, die er entführte. Der wütende Vater verfolgte das Paar über den halben Erdkreis. Schließlich, um seinen Verfolgungen zu entgehen, brachte Druce seine geliebte Lucy nach der Amsterdamsinsel, die damals unbewohnt war. Dort lebten sie viele Jahre, und als Druce starb, bewohnte seine treue Gefährtin in völliger Einsamkeit das Haus weiter.

Dann aber verschwand sie plötzlich. Ein Walfischfänger, der an der kleinen Bai, an der die „Laube“ lag, Anker warf, erhielt kein Antwortsignal, und bei einer Durchsichtung des Hauses wurde es verlassen vorgefunden. Die Insel aber wurde nun als britisches Eigentum erklärt.

Ein anderer Roman spielte sich auf Rabaton an der Küste von Neuguinea ab, das durch den Forscher Engelhardt und seine Nachfolger bekannt geworden ist. Lange vordem hatte auf diesem irdischen Paradies ein Mann namens August Picard, wie man vermutet ein entfloherer Sträfling aus Neukaledonien, seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Picard war mit einer Leidensgefährtin entflohen, und es gelang ihm, sich einen gewissen Wohlstand zu erwerben. Doch mit seinem zunehmenden Reichtum wuchs auch seine Redheit, und eines Tages überfiel er einen unabhängigen Häuptling von Neuguinea. Er verbrannte sein Dorf und schleppte dessen Inassen als Sklaven fort, die er dann in seiner Bananenpflanzung benützte. Später stellte er seine Insel unter den Schutz Englands.

Auch die Insel Madeira wurde, wie vielleicht nicht allgemein bekannt ist, einst von zwei Flüchtlingen, Robert Machin und Annie Dorset, entdeckt. Robert und Annie traten von Bristol ihre Flucht an, in der Absicht, nach Frankreich zu fahren. Doch ein südlicher Wind trieb das Schiff lange auf dem Meere umher

bis nach Afrikas Küsten. Am vierzehnten Tage wurden sie an eine Insel getrieben. Hier starben die Liebenden kurz nach der Ankunft und wurden auch dort begraben. Der weitaus größte Teil der Schiffsmannschaft verschwand ebenfalls. Nur einem Spanier, Juan de Morales, gelang es, Europa wiederzusehen und alles, was er über die Insel wußte, dem Prinzen Heinrich von Portugal zu berichten. Eine Expedition wurde ausgerüstet, der es auch gelang, die Insel wieder aufzufinden. Wenige Jahre später war die Insel vom Prinzen Heinrich kolonisiert worden. Als Gouverneur setzte er Bartolomeo de Perestrello ein, dessen Tochter später die Gattin des Kolumbus wurde. M. N.

**Ein gutes Mittel.** — Ein reicher Kaufmann in London, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgedehnte Handelsbeziehungen zu Japan unterhielt, hörte, daß ein bedeutendes Haus in Yokohama falliert habe, konnte aber den Namen der Firma nicht erfahren. Da ihm viel daran liegen mußte, Gewißheit zu erhalten, begab er sich zu einem ihm bekannten, in London wohnenden Japaner und bat ihn um Nennung des Namens.

„Das ist eine recht schwierige Angelegenheit,“ meinte der Japaner, „denn noch ist die Nachricht nicht beglaubigt, und wenn ich Ihnen den Namen nenne, lade ich möglicherweise eine schwere Verantwortlichkeit auf mich.“

Alles Bitten und Drängen des Kaufmanns blieb umsonst, aber schließlich machte er dem Japaner folgenden Vorschlag: „Ich will Ihnen auf einen Zettel zehn Handelshäuser in Yokohama aufschreiben und bitte Sie, einen Blick darauf zu werfen und mir zu sagen, ob sich die betreffende Firma darunter befindet. Den Namen brauchen Sie dabei nicht zu nennen. Den Gefallen können Sie mir doch tun?“

„Gern,“ antwortete der Japaner, „solange ich keinen Namen nenne, kann ich mir keine Angelegenheiten zuziehen.“

Die Liste wurde entworfen, der Japaner sah sie durch und reichte sie dem Kaufmann mit den Worten zurück: „Der Name der bankerotten Firma ist darunter.“

„Dann erleide ich einen großen Verlust,“ erwiderte der

Raufmann und zeigte dabei auf einen Namen auf der Liste, „denn mit dieser Firma stand ich in Verbindung.“

„Aber woher wissen Sie denn, daß es gerade diese Firma ist, die falliert hat?“ fragte der erstaunte Japaner.

„Aus einem sehr einfachen Grunde,“ belehrte ihn der Kaufmann. „Von den zehn Namen auf diesem Zettel ist nur ein einziger echt, und zwar der der Firma, mit der ich arbeitete; alle anderen sind erdichtet.“ J. C.

Das höchste Denkmal, oder vielmehr das höchststehende, erhebt sich auf der Höhe des Hauptpasses der Anden, dem



Cumbrepas, über den in einer Seehöhe von 3900 Meter die Straße von Buenos Aires nach Valparaiso führt, und der den Verkehr zwischen den beiden südamerikanischen Staaten Argentinien und Chile vermittelt: ein riesiges Christusstandbild. Der Erlöser steht auf einem gewaltigen, in eine Halbkugel aus-

laufenden Steinsodol und trägt in der Linken das Kreuz, während er die Rechte zum Himmel emporstreckt.

Der Anlaß zur Errichtung dieses Denkmals in der einsamen Hochgebirgswelt war folgender. Zwischen Argentinien und Chile bestanden seit Jahren Grenzstreitigkeiten, die wiederholt zu Feindseligkeiten zu führen drohten. Um ein Blutvergießen zu verhindern, einigte man sich endlich dahin, daß der Streitfall der englischen Regierung zur Entscheidung übertragen werden sollte. Diese nahm auch das Schiedsrichteramt an und entsandte den Hauptmann Holdich mit mehreren Vermessungsbeamten in das strittige Gebiet, um auf Grund der örtlichen Untersuchungen und des darüber vorliegenden Kartenmaterials die genaue Grenze zwischen Argentinien und Chile auf dem Andenkamm festzulegen. Nach einer Arbeit von fast zwei Jahren gelang dieses der englischen Kommission auch so vollkommen, daß sich beide Staaten mit dem vorgeschlagenen Verlauf der Grenze einverstanden erklärten.

Zur feierlichen Erinnerung an den friedlichen Ausgleich wurde die Errichtung eines Christusstandbildes auf dem Hauptpaß und der dort verlaufenden Grenze beschlossen, das dann später im Beisein der Präsidenten beider Republiken enthüllt wurde. Der Sodol des Denkmals trägt auf der Stirnseite die der Bibel entnommene Inschrift: Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Th. S.

**Die Augen Stadtväter.** — Die französische Stadt Pau in den Niederpyrenäen wollte unter der Regierung Ludwigs XIV. dem verstorbenen König Heinrich IV. ein Denkmal setzen und wandte sich deshalb der Vorschrift gemäß nach Paris, um die Genehmigung des Königs zu erlangen. Ludwig XIV. sandte aber anstatt der Genehmigung sein eigenes Bild. Die Bewohner der Stadt Pau verstanden den Wink und errichteten Ludwig XIV. ein Denkmal. Sie wußten aber doch ihrer eigentlichen Absicht Ausdruck zu geben, denn sie versahen dies Denkmal mit der Inschrift: „Ludwig XIV., der Enkel unseres guten Königs Heinrich IV.“ Lj.

**Eine unheimliche Eidesformel.** — Die Eidesformel, die der Siamese vor dem Richterstuhl auszusprechen hat, ist von

äußerst schreckenerregender Art. Ein französischer Reisender stenographierte einst einen solchen Eid, der in seinem Beisein vor dem Gericht abgelegt wurde, genau nach. Er hatte folgenden Wortlaut: „Mögen sich meine Adern öffnen, so daß all mein Blut dem Körper entströme; möge der Blik mich in zwei Teile spalten; mögen mich die Krokodile lebend zerreißen; möge ich verdammt sein, im höllischen Feuer Wasser in einem Spantorb herbeizutragen; mögen mich alle nur möglichen Plagen befallen so viele Jahre hindurch, als sich Sandkörner auf dem Meeresgrunde finden; möge ich taubstumm, blind, ein Bettler und mit Ausatz behaftet werden, wenn ich nicht die Wahrheit spreche!“

Hat der Siamese diese Eidesformel hergesagt, so wirft er sich auf den Boden nieder und schlägt dreimal hart mit der Stirn dagegen.

Wie der erwähnte französische Reisende behauptet, ist trotz dieses schreckeneinflößenden Eides der Meineid ein in Siam sehr häufiges Verbrechen; seiner Meinung nach mag das daher kommen, daß die Ablegung des Eides in zu vielen unbedeutenden Fällen verlangt wird. L. C.

**Auch ein Grund.** — Prinz Napoleon tanzte auf einem Hofballe bereits das dritte Mal mit der Gräfin Monbard, die sich natürlich, obgleich der Prinz sehr schlecht tanzte, hierdurch sehr geschmeichelt fühlte. Als der Prinz sie zum vierten Male aufforderte, sagte sie daher lächelnd: „Ich danke Ihnen für die Auszeichnung, Hoheit.“

„Ich beabsichtige damit eigentlich keine Auszeichnung,“ erwiderte der Prinz.

Sie biß sich auf die Lippen und meinte: „Dann sind Sie wohl ein leidenschaftlicher Tänzer?“

„Im Gegenteil — ich tanze gar nicht gern.“

„Aber weshalb tanzen Sie dann?“

„Madame,“ antwortete der Prinz, „wenn Sie es denn durchaus wissen wollen: um zu schwitzen!“ M. N.

---

Gerausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von  
Theodor Freund in Stuttgart,  
in Osterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perleß in Wien.

**Neueste Seiden für**  
 Roben und Blousen. Wundervolle Auswahl verzollt ins Haus. Muster franko.  
**Seidenstoff-Fabrik-Union**  
**Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)**

**Dr. Oetker's** { **Backpulver,**  
**Vanillin-Zucker,**  
**Pudding-Pulver**

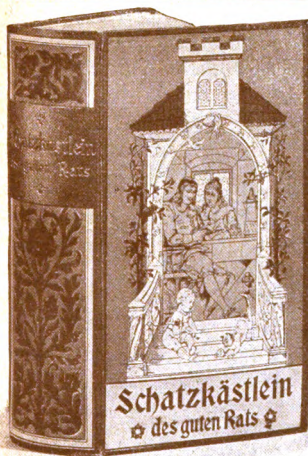
**Millionenfach bewährt.**

**Auf Wunsch ein Backbuch gratis von**

**Dr. A. Oetker**  
 Bielefeld.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.



## Schatzkästlein des guten Rats.

Achte vielfach vermehrte und umgearbeitete Auflage mit  
 : 54 Illustrationstafeln :

In modernem Einband 5 Mark.

Welcher Beruf paßt für dich? Wie hilft man dem Ruden der Gasflamme ab? Wie wird ein Tisch gedeckt? Welche Obstsorten gedeihen bei uns am besten? Wer grüßt zuerst? Wie macht man ein Testament? Bei solchen und tausend ähnlichen Fragen des täglichen Lebens suche im „Schatzkästlein“ eine Antwort, und du wirst sie finden.

Ein kurzer Blick schon in das außerordentlich reichhaltige Buch läßt erkennen, daß es kaum eine Frage, ein Bedürfnis, eine Verlegenheit des täglichen Lebens gibt, auf welche hier nicht eine klare, wohl erwogene und erschöpfende Antwort zu finden ist. Je länger man sich aber in die Lektüre der einzelnen Artikel vertieft, umso mehr wird man erkennen, daß das Schatzkästlein nicht nur ein sehr nützlich und lehrreiches, sondern auch ein hochamüsanter Buch ist, von dem man nur wünschen kann, daß es in weitesten Familienkreisen Eingang finden möchte. (Posener Tageblatt.)

ein hochamüsanter Buch ist, von dem man nur wünschen kann, daß es in weitesten Familienkreisen Eingang finden möchte.



Zu haben in allen Buchhandlungen.



## Sür die Sommer- und Reisezeit:



## Illustrierte Novellen und Erzählungen.

Preis pro Band in farbigem Umschlag 1 Mark, elegant gebunden 2 Mark.

Die Sammlung illustrierter Novellen und Erzählungen hat in verhältnismäßig kurzer Zeit im deutschen Lesepublikum große Beliebtheit und Verbreitung gefunden. Diese Beliebtheit verdankt die überaus schmodt ausgestattete Sammlung vor allem ihrer ebenso geschmackvollen wie erfreulichen literarischen Zusammensetzung, denn was sie umfaßt, sind durchweg Kabinettstücke erzählender Kleinkunst, Werke, in denen die besten unserer Dichter innerhalb eines engen Rahmens ihr Bestes geben.

Erschienen sind:

- Die Beze.** Von Fritz Döring. Illustriert von L. Berwald. 8. Tausend.  
**Die Wette.** Von Fritz Döring. Illustriert von E. Cucuel. 11. Tausend.  
**Des Lebens Würfelenspiel.** Von Eduard Engel. Illustriert von S. Anker, R. Mahn und O. Theuer. 9. Tausend.  
**Die Hochzeitsreise nach Rom.** Von Ludwig Fulda. Illustriert von Paul Riehl und Rich. Mahn. 16.—18. Tausend.  
**Der Spruch der See.** Von F. C. Seer. Illustriert von E. Jeanmaire und Rich. Mahn. 15. Tausend.  
**Die Gewittertante.** Von Heinz von Hemsterk. Illustriert von F. von Reznicek. 14. Tausend.  
**Der Schußengel.** Von Paul Sehse. Illustr. von E. Münch. 20. Tausend.  
**Die Schweizer Reise.** Von Hans von Kahlenberg. Illustr. von E. Cucuel. 7. u. 8. Tausend. Dreifacher Band. (Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—)  
**Das Über-Büchl.** Von Alexander Moszkowski. Illustr. von S. Fechner und Eugen Siegert. 10. Tausend.  
**Slatterminen.** Von Alexander Moszkowski. Illustriert von Walter Caspari. 5. Tausend.  
**Auf der Sonnenseite.** Von Ernst Muelienbach. Illustr. von E. Reichert, A. Mandl, R. Reinicke u. a. 11. Tausend.

==== Die vollständige Novellensammlung bildet

Zu haben in allen Buchhandlungen und auf Bahnhöfen.



**Aus junger Ehe.** Von Ernst und Ilte Muelkenbach. Illustriert von C. Wedemeyer. 9. Tausend.

**Didiers Braut.** Von A. Noël. Illustr. von F. Slavaty. 10. Tausend.

**Freundinnen.** — **Im Lichtmeer.** Von A. Noël. Illustriert von Konrad Eggersdörfer. Doppelband. (Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—) 8. Tausend.

**Tannhäuser.** Von Hans Olden. Illustr. von E. Heilmann. 16. Tausend.

**Margherita.** Von Anna Ritter. Illustr. von Rich. Mahn. 13. Tausend.

**Theater-Bohème.** Von Hermann Schöne. Illustriert von Rich. Mahn. 10. Tausend.

**Die Frau Leutnant.** Von Richard Stowronnek. Illustr. von E. Rosenstand. Doppelband. (Gehestet M. 2.—, gebunden M. 3.—) 12. Tausend.

**Die armen Reichen.** Von Rudolph Straß. Illustr. von Oskar Blum. Dreifacher Band. (Gehestet M. 3.—, gebunden M. 4.—)

**Du und ich.** Von Rudolph Straß. Die Geschichte eines armen Offiziers. Illustriert von F. von Reznicek. Doppelband. (Gehestet M. 2.—, gebunden M. 3.—) 18. Tausend.

**Der Stern von Angora.** Von Rudolph Straß. Illustriert von Paul Hey. 12. Tausend.

**Samum.** Von Rudolph Straß. Illustr. von Chr. Speyer. 15. Tausend.

**Vorbei.** Von Rudolph Straß. Eine Geschichte aus Heidelberg. Illustriert von C. Münch. 10. Tausend.

**Die Hand der Satme.** Von Rud. Straß. Mit 32 Illustrationen. Doppelband. (Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—) 10. Tausend.

**Wundes Wild.** Von Rudolph Straß. Vier Erzählungen mit Illustrationen. Doppelband. (Gehestet M. 2.—, gebunden M. 3.—) 10. Tausend.

**Capricen.** Von Leo von Torn. Illustriert von F. Slavaty. 8. Tausend.

**Senz.** Von S. Willinger. Illustr. von A. Wald. 8. Tausend.

**Im Wonnetal.** Von S. Willinger. Illustr. v. A. Wald. 6. Taus.

**Neue römische Geschichten.** Von Richard Vos. Illustriert von W. Caspari. 10. Taus.

**Santina und anderes Römisches.** Von Richard Vos. Illustriert von W. Schlichting. 8. Taus.

**Der Rosengarten.** Von Adolf Wilbrandt. Illustriert von Paul Rieth. 10. Tausend.



ein literarisch wertvolles Festgeschenk. ==

Zu haben in allen Buchhandlungen und auf Bahnhöfen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 925 0

**WILSON  
ANNEX**